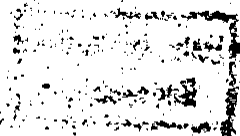


Karl Hegel

Leben und Erinnerungen.

Mit 1 Portrait in Selbgrabüre.



Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1900.

Vorwort.

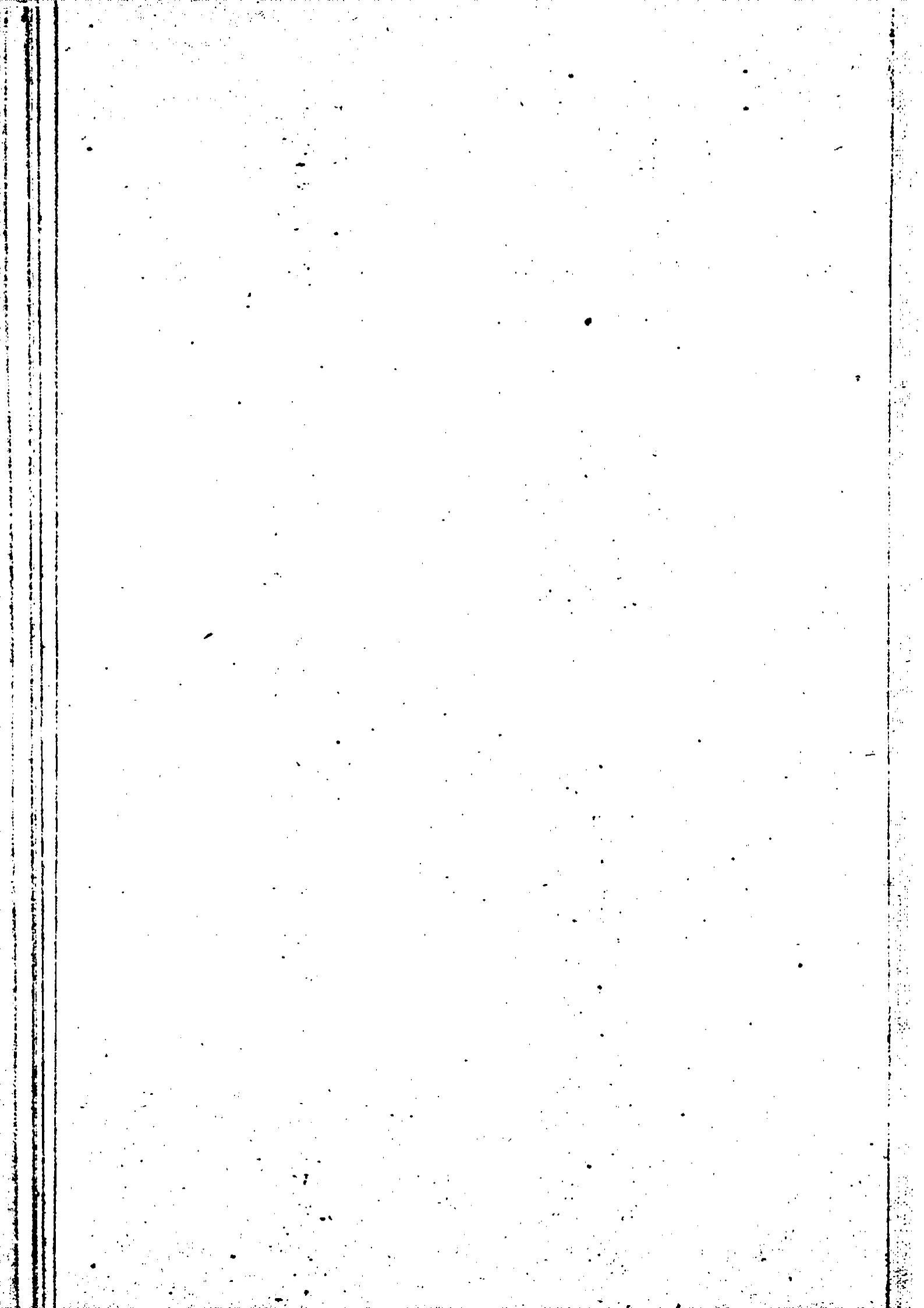
Wenn man, wie ich, über 86 Jahre alt geworden ist und bis dahin in Wissensdrang und Arbeit immer nur vorwärts gestrebt hat, ist es wohl an der Zeit endlich einmal einen Rückblick auf das vergangene Leben zu werfen um zu sehen, wie es gewesen und geworden ist. Doch wäre ich auch jetzt noch schwerlich dazu gekommen, wenn nicht mein hochgeschätzter Kollege, der Ophthalmologe Eversbusch, bei Gelegenheit eines Prorektoratseßens am 19. November 1899, mich, wie schon öfter, dringend ermahnt hätte, meine Erinnerungen aufzuschreiben, wozu es bei meinem vorgerückten Alter wahrlich die höchste Zeit sei. Dies nahm ich mir zu Herzen, denn ich erkannte darin, daß ich, solcher Aufforderung nachkommend, etlichen etwas zu Gefallen und vielleicht sogar zum Nutzen thun würde. In der folgenden Nacht hatte ich einen schweren Traum, worin es mir schien, daß ich mit Lebensgefahr an einer steilen Felswand hinaufkletterte bis ich glücklich die Höhe erreichte. Dies nahm ich als eine gute Vorbedeutung für das Gelingen meines Unternehmens. Doch ein Historiker, wie ich bin, ist gewohnt ein geschichtliches Objekt nicht bloß stückweise anzugreifen, sondern im ganzen aufzufassen und in der Entwicklung darzustellen, und so kam ich zu dem Entschluß, meine Lebensgeschichte im Zusammenhange zu

erzählen. Zwar verkenne ich nicht die Schwierigkeit der Sache: man hat sich vor der Beschönigung der eigenen Mängel wie vor der unbilligen Beurteilung Anderer zu hüten und muß mit richtigem Takte das Ungehörige in der Mitteilung vermeiden. Doch über diese Klippen, hoffe ich, wird mich das ernste Bestreben hinwegführen, nichts als die bloße Wahrheit zu sagen, denn das ist es, woran jedermann gelegen ist und was allein dem Historiker geziemt. Tagebücher und Briefe haben zur Auffrischung meines Gedächtnisses gedient, doch kann ich nicht dafür stehen, daß ich nicht irgendwo in einen Irrtum verfallen wäre und in diesem Falle möchte ich bitten mich mit meinem guten Willen zu entschuldigen.

November 1899 bis Juli 1900.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Im Elternhause. 1813—1831	1
Univerſitätsjahre in Berlin und Heidelberg. 1831—1838	21
Die italieniſche Reiſe. 1838—39	40
Berlin. Koſtad. 1839—1843	107
Reiſe nach Kopenhagen 1843	117
Koſtad. Germaniſtenverſammlungen. 1843—1848	128
Die Revolution von 1848 und ihre Folgen in Mecklenburg-Schwerin 1848—49. Erfurt 1850	137
Bermählung in Nürnberg. Rektorat an der Univerſität. Berufung nach Erlangen 1850—1856	162
Univerſität Erlangen. Die hiſtoriſche Kommiſſion in München. Reiſe durch Schwaben und Schweiz. 1856—1859	172
Erinnerungen aus ſpäterer Zeit.	
Univerſitätsfeiern 1859—60	184
Die hiſtoriſche Kommiſſion in Oberammergau 1860	185
Schleſwig-Holſtein-Verein in Erlangen 1864	187
Krieg von 1866	189
In Straßburg 1866	192
König Ludwig II.	193
In Straßburg und Paris 1867	194
Das Bonner Jubiläum 1868	196
Mein Prorektorat und der Krieg von 1870	199
Das Bombardement von Straßburg	200
Die Gefeiſter in Berlin 1871	206
Lotenſchanz	206
Kaiser Wilhelm I.	207
Anhang. Druckſchriften	210
Perſonen-Regiſter	212



Im Elternhause.

1813—1831.

Als der ältere von den beiden Söhnen des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel erblickte ich das Licht der Welt am 7. Juni 1813 im Gymnasialgebäude zu Nürnberg, vor dem jetzt das Standbild Melanchthons steht, und getauft wurde ich nebenan in der Egidienkirche auf den Namen Friedrich Wilhelm Karl Hegel. Mein Vater hatte sich im September 1811 mit Marie, Tochter des Freiherrn Karl von Tucher, gewesenen Senators der freien Reichsstadt Nürnberg, vermählt. Die feingebildete zwanzigjährige Patrizierstochter hatte eine schwärmerische Liebe zu dem um 21 Jahre älteren Manne gefaßt, der zur Zeit das Rektorat am Gymnasium inne hatte. Zwei tiefsinnige Gedichte, die in Hegels Leben von Rosenfranz mitgeteilt sind, bekunden die Art, wie er sich die Verlobte zu eigen machte. Aus ihrer Ehe war zuerst 1812 ein Töchterlein entsprossen, das aber kurz nach der Geburt starb. Der zweite Sohn wurde am 24. September 1814 geboren und erhielt von seinem Vater Niethammer den Vornamen Immanuel.

Schon damals galt mein Vater als ein namhafter Philosoph; er hatte bereits 1807 sein erstes Hauptwerk, die Phänomenologie des Geistes, herausgegeben. In der Zeit von 1801 bis 1806 Privatdozent, dann außerordentlicher Professor an der Universität Jena, fand er sich nach der Schlacht bei Jena

allein auf sich gestellt und lebte wie in der Verbannung zu Bamberg, wo ihm die Herausgabe einer unter strenger Zensur gehaltenen Tageszeitung einen kärglichen Unterhalt bot, bis ihm im J. 1808 sein Freund Niethammer, zur Zeit Zentralschulrat in München, den Ruf an das Gymnasium zu Nürnberg verschaffte. Mit dem Rektorate war zugleich ein philosophisches Lehramt verbunden. Denn nach dem für die Zeitrichtung, zumal in Bayern, höchst charakteristischen, von Niethammer verfaßten und durch königliches Edikt eingeführten „Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten“ hatte „das Gymnasialinstitut die Aufgabe, seine Lehrlinge vorzugsweise mit dem gelehrten Sprachstudium und der Einleitung in das spekulative Studium der Ideen zu beschäftigen.“ Demgemäß waren für den vorbereitenden Unterricht in der Philosophie nicht weniger als vier Stunden wöchentlich in jeder der vier oberen Gymnasialklassen angesetzt und zwar so, daß der Religionsunterricht ganz darin aufging.¹⁾ Die Diktate des Unterrichts, den mein Vater erteilte, sind unter dem Titel Philosophische Propädeutik, im 18. Bande seiner gesammelten Werke abgedruckt.

Ich habe meine ersten Kinderjahre in der Amtswohnung des Gymnasiums am Egidienplatz verlebt. Im vierten Lebensjahre kam ich mit meinen Eltern nach Heidelberg (Herbst 1816) und in meinem sechsten nach Berlin (Herbst 1818). Hier gehen meine frühesten Erinnerungen auf die Wohnung in der Leipziger Straße und auf die Schule des Herrn Blenz zurück, in die ich als fünfjähriger Knabe geschickt wurde. Auch als wir darauf nach dem Kupfergraben Nr. 4a gezogen waren, besuchte ich noch kurze Zeit dieselbe von dort weit entfernte Schule, bis ich einmal durch mein Ausbleiben über Mittag, während

¹⁾ S. die Briefe von und an Hegel S. 204 f.

ich mich mit einem Kameraden unterhielt, meine Eltern in die größte Angst versetzte. Hierauf kam ich in die Schule des Herrn Kupsch in der Dorotheenstraße, in der ich bis März 1822 verblieb. Es machte den tiefsten Eindruck auf mein kindliches Gemüt, als Herr Kupsch auf dem Krankenlager kurz vor seinem Ende die ganze Schule an seinem Bette vorüberziehen ließ und jedem Knaben die Hand zum Abschied reichte. Dem Sohne des trefflichen Mannes, einem ausgezeichneten Musiker, bin ich in späteren Jahren in Rostock wieder begegnet.

Noch ein anderes Bild ist mir aus dieser ersten Zeit in Berlin im Gedächtnis geblieben. Friedrich Wilhelm III. hielt alljährlich eine große militärische Parade auf dem Platz am Opernhause und unter den Linden ab. Seinen Standort nahm er dabei an der Stelle, wo später das Standbild Blüchers von ihm errichtet wurde. Bei solcher Gelegenheit nun war es, daß mir außer dem Könige und seinen beiden ältesten Prinzen auch der berühmte Feldmarschall der Freiheitskriege, Fürst Blücher, in vorgebeugter Haltung zu Pferde sitzend, gezeigt wurde.

Kupfergraben heißt ein Arm der getheilten Spree, die eine Insel einschließt, auf der das Schloß, der Lustgarten und die großen Museen sich befinden. Die Gegend, die wir dort bewohnten, hatte den Vorzug, ganz nahe dem Mittelpunkte Berlins und doch entfernt von seinem geräuschvollen Verkehr zu sein. Die Ufer des Flusses am Kupfergraben waren noch nicht mit Mauern eingefast; wir hatten die öde Aussicht auf das Gebüsch und einen Holzplatz am jenseitigen Ufer und auf eine Schmiede nebst Waschbank am diesseitigen. Hier war der Tummelplatz meiner Kinderjahre. Wie viel entbehrt doch die Jugend, die mitten in einer Welt von Häusern und Palästen aufwächst, die Natur nicht kennt und nur selten Spielplätze in Feld und Wald findet!

Wir beiden Brüder traten, als wir die Knabenschule verließen, in das französische Gymnasium ein. Dieses, das sogenannte Collège français, eine Stiftung der französischen Kolonie reformirter Konfession, stand zur Zeit unter der Leitung des Direktors Palmié. Die Lehrer und Professoren gehörten gleichfalls zur Kolonie und erteilten den Unterricht in den oberen Klassen, außer im Deutschen, durchaus in französischer Sprache. Mein Vater gab diesem Gymnasium vor anderen den Vorzug, nicht bloß wegen dessen Nähe hinter dem Königlichen Palais, sondern noch mehr aus einem anderen Grunde. Obwohl selbst auf der württembergischen Schule zu Stuttgart in den klassischen Sprachen gebildet und ein tüchtiger Lateiner, hatte er doch eine starke Antipathie gegen die Art des grammatischen Unterrichts, wie er damals betrieben wurde, der mehr dazu geeignet schien den Schülern das Erlernen der alten Sprachen zu verleiden als sie dazu anzureizen. Er legte das Hauptgewicht auf das Lesen der alten Klassiker und die dadurch zu erlangende Vertrautheit mit ihrem hohen Sinn und Geiste; auch ließ er sich selbst dazu herbei, in seinen wenigen Mußestunden mit mir den Quintus Curtius Rufus de gestis Alexandri magni zu lesen. Doch war das Collège français mehr dazu geeignet, uns die französische Sprache zu eigen zu machen, als dazu, uns in das klassische Altertum einzuführen. In den lateinischen und griechischen Stunden, die der Prediger Reclam erteilte, wurde bei dem Übersetzen und Erklären der Schriftsteller am meisten auf den eleganten Ausdruck im Französischen gesehen, während der Direktor Palmié unsern ästhetischen Geschmack an den französischen Klassikern besonders an Boileau's Art poétique, die er vorzugsweise bewunderte, zu bilden bemüht war. Wir Schüler jedoch waren weit entfernt diese Vorliebe für die französische Sprache und deren Musterautoren zu teilen, vielmehr

regte sich in uns die Opposition des deutschen Sinnes, wobei nur leider die pedantische Unterrichtsweise des Grammatikers Heinsius nicht das genügende Gegengewicht herstellte, da wir ebenso wenig Lust empfanden, uns mit ihm für Klopstock und die schulgerechten Dichter, mit denen er uns aus seiner Muster-sammlung „Teut“ bekannt machte, zu begeistern. Es war lediglich unserer Privatlektüre überlassen, Schiller und Goethe kennen zu lernen. Bei meinem Abgang vom Gymnasium schenkte mir mein Vater Goethes sämtliche Werke in der damals erschienenen Ausgabe letzter Hand; er war übrigens keineswegs ängstlich in Bezug auf die Angemessenheit meiner Lesezeit, nur einmal, als er mich bei einem schlechten Räuberroman antraf, geriet er in fast maßlosen Zorn. Den Geschichtsunterricht erteilte der Prediger Saunier in fließendem französischem Vortrag, den er in der folgenden Stunde mit uns repetierte, wovon wir nur wenig Nutzen hatten, geschweige denn Liebe zur Sache gewannen. Nicht anders war es mit dem Religionsunterricht des Predigers Reclam, der sich hauptsächlich in moralischer Casuistik bewegte, sowie mit der philosophischen Propädeutik, die Professor Michelet, ein Schüler meines Vaters, uns verständlich zu machen suchte. Mathematik lehrte der tüchtige Professor Grüson, der nur leider nicht die mindeste disziplinarische Autorität über die Schüler besaß und während die anderen allerlei Bissen in seinen Stunden trieben, sich fast allein mit mir, der Liebe zur Sache zeigte, beschäftigte.

Die elterliche Erziehung war liebevoll und nachsichtig, streng nur in Ausnahmefällen, und selten griff der Vater mit ein. Ein Fall dieser Art war der. Einst fanden ich und mein Bruder auf dem Weihnachtstische neben anderen schönen Sachen jeder einen blanken Thaler aufgelegt. Was war damit zu machen? Mit Geld verstanden wir nicht umzugehen, denn wir bekamen kein regelmäßiges Taschengeld. Jeder von

uns beiden betrieb seine Sache heimlich. Auf dem Weihnachtsmarkt, der sich über die Schloßfreiheit und die ganze Breitestraße hinunter erstreckte, lockten die schönsten Pfefferkuchen und daneben auf der Stechbahn die köstliche Konditorei von Josti. So wurde ein großer Teil des Geldes, wenn auch mit ziemlich schlechtem Gewissen, verjubelt, jedoch auch etwas Solides und Nützliches wollten wir uns anschaffen. Ich verfiel auf einen Nußknacker, keinen bunten von Holz mit großem Maul und Bopf hinten, der bald zerbricht, sondern einen eisernen mit zwei Schenkeln, gleich gut für Walnüsse und Haselnüsse zu gebrauchen. Mein Bruder wußte für sich auch nichts besseres und kaufte sich gleichfalls einen eisernen Nußknacker! Als nun die liebe Mutter nach den verschwundenen Thalern fragte und uns ins Verhör nahm, kam die heimliche Schandthat heraus und es erfolgte eine so scharfe niederschmetternde Klüge, daß sie mir noch bis heute reuevoll im Gedächtnis geblieben ist.

Ich machte im Zeitraum von 8½ Jahren sämtliche Klassen des Gymnasiums durch. Die Gymnasialpädagogik war damals eine andere als wie heute.¹⁾ Die Schüler wurden nicht in einjährigen Kursen durch die neun Klassen geheßt; es gab halbjährliche Versetzungen, bei denen die besseren Köpfe rascher vorankamen, den schwächeren eine längere Zeit vergönnt war, ohne doch ein ganzes Jahr zu verlieren. Das Abiturientenexamen war nicht ein drohender Schrecken, der seine Schatten schon lange vorher warf und in der obersten Klasse das Lehren und Lernen zu einer bloßen Dressur für den Abgang machte. Die Rangordnung und der Platz unter den Schülern wechselte nach Verhältnis ihrer Leistungen; in den unteren Klassen war das Certieren üblich, wobei die unten-

¹⁾ Ich rede zunächst von Bayern und weiß nicht, inwieweit das Gesagte auch anderswo zutrifft.

sitzenden die oberen übersprangen, wenn sie gestellte Fragen besser beantworteten; in den oberen Klassen wurden Prämien in Büchern verteilt. Der Ehrgeiz der Schüler wurde geweckt und lebendig erhalten. Heutzutage ist dies streng verpönt; es herrscht das Prinzip der Gleichheit, das Alphabet bestimmt die Reihenfolge. Die ältere Methode war aristokratisch, indem sie die besser befähigten bevorzugte; die heutige ist demokratisch, indem sie die Mittelmäßigkeit befördert; mit welcher von beiden der bürgerlichen Gesellschaft und dem Staate besser gedient sei, lasse ich dahingestellt. Mir hat die Aufschwelung des Ehrgeizes in der Schule nicht geschadet, im Gegenteile bei einer vorübergehenden Erschlaffung in früher Jugend genügt; ich saß in den oberen Klassen unter den Ersten und war in der obersten primus omnium. Als solcher hielt ich zweimal lateinische Reden, die eine bei einer öffentlichen Schulfeier, April 1830, über das Thema: *Comparatio inter Ciceronem et Demosthenem*, die andere bei der Säcularfeier der Übergabe der Augsburgerischen Confession am 26. Juni desselben Jahres über das Thema: *Qua ratione reformatio Lutheri ad litteras et praecipue ad veteres linguas excolendas plurimum profecerit*. Im Herbst 1830 verließ ich das Gymnasium 17jährig, mit einem über Verdienst glänzenden Abgangszeugnisse unbedingter Reise.

Von meinen Schulkameraden sind mir näher getreten Charles Chambeau, der später selbst Lehrer am französischen Gymnasium wurde, und Léon Saunier, Sohn unseres Professors, später Buchhändler in Stettin und hochverdienter Vorsitzender der Stadtverordneten. Unter den jüngeren Schulgenossen, die in der Klasse nach mir folgten, waren Adolf Schmidt, der Historiker, Professor in Jena, und Roger Wilmans, Archivvorstand in Münster.

Den kirchlichen Religionsunterricht erhielt ich von dem meinem Vater geistesverwandten Theologen Professor Mar-

heineke, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, der mich im April 1829 einsegnete. Zu meiner Erbauung las ich, nicht ohne Ermüdung, den ganzen Messias von Klopstock durch, was nicht viele sollen zu stande gebracht haben. Bei dieser Gelegenheit schenkte mir meine verehrungswürdige Großmutter, eine Tochter des gewesenen Reichsschultheißen Freiherrn von Haller in Nürnberg, eine goldene Uhr, die eine merkwürdige Geschichte hatte. Sie stammte von dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen her, als Ehrengeschenk, das er meinem Großoheim Karl Friedrich von Tucher machte, als dieser, ein Hauptmann der sächsischen Garde, bei ihm während der Zusammenkunft der Monarchen zu Pillnitz, 1791 August, zum persönlichen Dienst befohlen war. Von ihm erhielt sie mein Onkel Karl von Tucher, der als Leutnant in der bairischen Armee auf dem Feldzuge Napoleons nach Rußland durch Dresden kam; er fiel in der Schlacht bei Polozk (22. August 1812), seine Uhr aber brachte ein Unteroffizier in die Heimat zurück, von dem sie meine Großmutter erwarb.

Ich gedenke noch aus der Zeit meiner Kindheit einer Reise nach Rügen im Jahre 1819, auf welcher mich meine Eltern mitnahmen. Als wir in Schwedt an der Oder übernachteten, war ich am andern Morgen dergestalt von Mücken zerstoßen, daß ich die Augen nicht aufmachen konnte; die Überfahrt von Rügen zurück wurde durch stürmisches Wetter um einige Tage verzögert. Auch auf den Besuchsreisen, die meiner lieben Mutter in ihre Heimat vergönnt waren, durften wir beiden Söhne sie zweimal, 1820 und 1826, begleiten. Wir brachten auf einer solchen Reise mit einem in Berlin gemieteten Gauderer bis Nürnberg volle sechs Tage zu. Ich erinnere mich noch des Jubels, in den meine Mutter ausbrach, als wir endlich über Erlangen aus dem Tennenloher Walde herauskamen und zuerst die Burg und die Türme der

geliebten Vaterstadt erblickten. Die Großmutter nahm uns auf in dem Tucher'schen Witwenhaus unter der Burg, das sie bewohnte. Bei dem zweiten Besuch 1826 wurden wir, um nicht im Lernen zurückzubleiben, von dem als philosophischen Denker und Dichter bekannten Professor Daumer unterrichtet. In den Sommerferien 1829 wurde uns eine Fußreise nach dem Harz gestattet, die wir mit mehreren Schulkameraden unter mancherlei Thorheiten glücklich zurücklegten.

Im folgenden Herbst bezog ich die Universität Berlin. Von dem Rektor Marheineke wurde ich unter Ablegung des Handgelübdes, keinen Teil an verbotenen Studenterverbindungen zu nehmen, immatrikuliert und von Friedrich von Raumer, als Dekan, bei der philosophischen Fakultät eingeschrieben.

Mein Vater war im Jahre vorher, 1829/30, Rektor der Universität gewesen und stand auf der Höhe seines Ruhmes, seiner Lehrerfolge und seiner Wirksamkeit in Preußen. Aus seinem Privatleben und unserem Familienkreise will ich einiges, das allgemein interessant sein möchte, berichten.

Noch mehr als wohl die meisten Gelehrten in anderen Wissenschaften führte mein Vater ein zwiefaches Leben, das eine im Gebiete der Spekulation bei schriftstellerischer Arbeit und auf dem Katheder, das andere in der Familie und in der Gesellschaft der Hauptstadt. Denn er war eine gesellige Natur und ließ seine Philosophie gern bei Seite, wo er nur Erholung von der Anstrengung des Denkens suchte. „Wenn Gott zum Philosophen verdammt hat“ hörte ich ihn einmal sagen. Der Verkehr mit seinen Schülern, Gotho, Michelet, Werder, Stieglitz, Rosenkranz beschränkte sich meist auf die Studierstube; von anderen sahen wir öfter bei uns Friedrich Förster und seine schöne Frau, von Henning, dessen Gattin

eine prächtige Altstimme besaß.¹⁾ und Eduard Gans, der mehr als in der Jurisprudenz, seinem Lehrfach, in der Politik lebte und uns bisweilen beim Mittagessen stürmisch unterbrach, um die neuesten Nachrichten aus Frankreich vom Ministerium Martignac oder Polignac zu überbringen. Das meiste Vertrauen schenkte mein Vater dem Geheimen Rat Johannes Schulze. Als die rechte Hand des Ministers v. Altenstein erwarb sich dieser die größten Verdienste um das preussische Unterrichtswesen bei den Gymnasien und Universitäten. Feuerigen Temperaments und äußerst anregend im persönlichen Verkehr nahm er als früherer Schulmann und Herausgeber von Windelmanns Werken den lebendigsten Anteil an den philologischen Wissenschaften, und auch von der Hegel'schen Philosophie hatte er aus eigenem Studium das vollste Verständniß gewonnen. Sehr viel habe auch ich ihm zu verdanken für den wohlwollenden Anteil, den er an meiner Fortbildung nahm.²⁾

Über die Werke der bildenden Kunst wurde gern die Unterhaltung mit den Malern Keller, einem gemütlichen Schwaben aus Wiberach, und Freunde von Cornelius, und den Heidelbergern Schlesinger und Köster gepflogen. Alle drei waren vorher bei der Boisseree'schen Gallerie in Heidelberg mit der Restauration der Gemälde beschäftigt gewesen und jetzt zu demselben Zweck bei den Sammlungen des Berliner Museums angestellt. In den öffentlichen Interessen der

¹⁾ Vgl. die reizenden Briefe, die die liebenswürdige Frau Johanna Kinkel an beide und deren Tochter schrieb, in der Deutschen Rundschau 1899.

²⁾ Vgl. über ihn die vortreffliche Schrift von Barrentrapp „Johannes Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen in seiner Zeit“ und die wertvolle Biographie von R. Herz in der Allg. deutschen Biographie.

Hauptstadt waren vorwiegend die Angelegenheiten des Theaters. Es war die Zeit, da die große Sängerin Milder-Hauptmann die Gluck'schen Opern Sphigene in Aulis und auf Tauris, Armide und Alceste durch seelenvollen Vortrag einer mächtigen Stimme und plastische Darstellung verherrlichte, da die Orelinger (Stich) im Schauspielhause in den Schiller'schen und Raupach'schen Dramen ihre Rollen unübertrefflich vorträgte und auf der Königstädter Bühne Henriette Sonntag durch Koloraturen des Gesanges und jugendliche Anmut alle Welt bezauberte. Mein Vater veräumte keine Gluck'sche Oper und meine Mutter, die ebenso warmen Anteil daran nahm, empfing die Frau Milder in unserem Hause, wo diese die Huldigungen, die man ihr darbrachte, in vornehmer Haltung entgegennahm. Auch das Schauspielhaus wurde gern besucht. Raupach hatte das unstreitige Verdienst, durch seine historischen und andern Theaterstücke das deutsche Schauspiel den französischen Komödien gegenüber wieder zu Ehren gebracht zu haben, und mein Vater ehrte ihn durch eine anerkennende Recension, die er über seine „Bekehrten“ in Saphirs Schnellpost schrieb¹⁾; ich sah ihn bei uns in einer Abendgesellschaft, wo sein nüchternes, selbstbewußtes Wesen keineswegs den dramatischen Dichter erkennen ließ. Auch kam zu uns der berühmte Kunstkritiker Humohr, der als Verfasser des „Geistes der Kochkunst“ die Hausfrau in Verlegenheit setzte, aber zu ihrer Beruhigung eigenhändig den Salat bereitete.

Nicht wenig war das Kartenspiel beliebt und mein Vater war ein guter Spieler. In den ersten Jahren wurde das l'Hombre bei dem Präsidenten des rheinischen Cassationshofes Meusebach bisweilen bis tief in die Nacht fortgesetzt. Dieser, ein sehr geschätzter Kenner der altdeutschen Litteratur, war

¹⁾ Abgedruckt in Hegels Werken Bd. XVII Vermischte Schriften S. 414.

bekanntlich ein Sonderling. Auch wir Kinder kamen in sein Haus und spielten mit ihm und den seinigen Fuchs ins Loch, wobei er sehr gefürchtet war, weil er mit dem Plumpsack verb zuschlug; man nannte ihn in der Familie nur den „alten Bell“. In späteren Jahren wurde das Whistspiel bevorzugt. Zelter, Direktor der Singakademie, der Maler Kösel und Bloch, Agent der Seehandlung, waren gewöhnlich die Partner. Die stattliche Figur Zelters und der kleine verwachsene Kösel bildeten, wie in ihrer äußeren Erscheinung, so auch in ihrem Wesen einen auffallenden Gegensatz. Zelter, der vormalige Maurermeister, ein gefeierter Liederkomponist und Freund des alten Goethe, verleugnete seine urwüchsige Natur weder beim Whistspiel noch in der Singakademie. Zu Kösel, beim Whist, hörte ich ihn einmal sagen: „Sie spielen ja wie ein Schwein“, und eine Dame seines Gesangschor's ermahnte er mit den Worten: „Thun Sie doch den Mund auf, er ist ja groß genug“, dennoch war er der Liebling der Damen. Kösel war als liebenswürdiger Gesellschafter und harmloser, niemand verletzender Humorist überall gern gesehen und erfreute die Freunde und Freundinnen bei Geburtstagen durch zierliche Gaben und Knittelverse von eigener Hand. Nach seinen „geknackerten“¹⁾ Vorlagen aus Italien zeichnete ich mit andern Schülern bei ihm an Sonntagen nach der Kirche. Bloch, ein feingebildeter Mann, und seine Gattin, eine glänzend üppige Erscheinung, gehörten ebenfalls zur guten Gesellschaft, bis er infolge von Spekulationen Bankrott machte, der dem Agenten der Seehandlung schwer verdächt wurde; nachher erholte er sich wieder, war Mitdirektor bei der Potsdamer Eisenbahn und lebte zuletzt in Bonn als vermögender Privatmann und

¹⁾ „Knackern“ nannte K. seine originelle Manier, Landschaften in Tusche zu skizzieren.

liberaler Politiker. Übrigens war mein Vater keineswegs wählerisch bei den Partnern des Whistspiels; er nahm auch mit untergeordneten Geistern vorlieb, dem königlichen Stallmeister Schur, dem Fabrikanten Sparkäse und Heinrich Beer, seinem eifrigen Zuhörer, der neben den Brüdern, dem Komponisten Meyer Beer, dem Dichter Michael Beer und dem Astronomen Wilhelm Beer, den Philosophen vorstellte, wenn auch sein Anteil sich nur darauf beschränkte, daß er die Hegel'schen Vorlesungen zwei und drei mal wiederholt hörte und von einem Studenten nachschreiben ließ.

Auch besuchte mein Vater gern die jüdischen Häuser, in denen man die geistigen Größen der Hauptstadt anzutreffen gewohnt war: das der Frau Amalie Beer im Tiergarten, der Mutter der genannten Brüder, das des feinsinnigen Joseph Mendelssohn, eines Sohnes des Philosophen Moses, und Kenners des Dante, und das seines Sohnes, des Banquier Alexander Mendelssohn in der Sägerstraße. Ein anderer Sohn Joseph's, Georg Benjamin, bekehrte sich zum Christentum und wurde Professor der Geographie an der Universität Bonn.

Es kamen wiederholte Ferienreisen hinzu, die meinem Vater zur notwendigen Erholung dienten und ihm vielseitige geistige Genüsse bereiteten: eine Reise nach Holland im Jahre 1822, eine nach Prag und Wien 1824, und eine nach Paris 1827; die anziehenden Briefe, die er auf diesen Reisen an meine Mutter geschrieben, finden sich abgedruckt in den vermischten Schriften von Hegel's Werken, Bd. 17. Die letzte Reise nach Paris war vorbereitet durch das freundschaftliche Verhältnis, in dem mein Vater seit lange zu Victor Cousin stand. Die Bekanntschaft mit ihm wurde schon im Jahre 1817 angeknüpft, als Cousin nach Heidelberg kam, um Hegel'sche Philosophie zu studieren. Unter sehr veränderten Umständen

sahen sie sich wieder, als Cousin im Jahre 1824 meinen Vater und die Berliner Reise durch seine plötzliche Erscheinung überraschte. Er war als Professor an der Normalschule in Paris angestellt gewesen, aber bei Schließung dieser Schule 1820 durch die Regierung Ludwigs XVIII. seines Amtes entsetzt worden. Seitdem lebte er als Privatgelehrter in Paris, beschäftigt mit einer Übersetzung des Platon und der Herausgabe der Werke des Proklus und des Descartes. Auf den Wunsch der Marschallin Lannes, Herzogin von Montebello, begleitete er ihren Sohn auf einer Reise nach Deutschland; da geschah es, daß er in die Stricke der preussischen Demagogenverfolgung geriet. Als politisch verdächtig wurde er in Dresden verhaftet und von dort in die Hausvogtei zu Berlin gebracht. Mein Vater konnte sich mit gutem Gewissen für seine völlige politische Unschuld verbürgen und bewirkte durch ein Schreiben an den Minister von Schuckmann seine Befreiung aus dem Gefängnisse, doch blieb er unter polizeilicher Aufsicht, während er noch sechs Monate in Berlin verweilte. Diese Zeit benutzte er, um sich durch die Schüler Hegels, die ihm Vorträge in französischer Sprache hielten — denn er verstand kein Wort Deutsch — in die Hegel'sche Philosophie einführen zu lassen, und auch meinem Vater selbst trat er persönlich näher und ließ sich von ihm, so gut es ging, die Prinzipien seiner Logik erklären; oft diskutierten sie bis tief in die Nacht hinein, denn Cousin war ein Meister der Konversation; so entstand zwischen beiden eine aufrichtige Freundschaft. Als daher mein Vater im Herbst 1827 nach Paris kam, führte ihn Cousin dort überall ein und begleitete ihn auf der Rückreise bis Brüssel. Später erzählte Cousin in seinen *Souvenirs d'Allemagne* (*Revue des deux mondes* 1866): als sie miteinander den Kölner Dom besichtigten, habe Hegel bei dem Anblick der Verkäufer von Heiligenbildern und

geweihten Medaillen unwillig ausgerufen: „Das ist also Eure katholische Religion und der Skandal, den sie uns darbietet.“ Cousin fand sich durch diese Äußerung verletzt und schrieb darüber: Hegel sei in den Vorurteilen des 18. Jahrhunderts stecken geblieben; denn er hatte sich, als er dies schrieb, Schellings Offenbarungsphilosophie zugewandt. Nach der Juli-Revolution begann Cousin unter Louis Philippe seine politische Laufbahn. Als Mitglied des Unterrichtsrats reiste er im Auftrage seiner Regierung 1831 nach Preußen, Holland und der Schweiz, um das Schulwesen in diesen Ländern zu studieren, und bei dieser Gelegenheit sah er in Berlin seinen Freund Hegel zum letzten Male, einige Monate vor dessen Tode. Nach seiner Rückkehr zum Staatsrat und Offizier der Ehrenlegion ernannt, schrieb er noch im September 1831 an ihn: er gedenke doch nicht die politische Laufbahn zu betreten, seine Seele gehöre der Philosophie und er werde ihr immer treu bleiben.¹⁾ Doch es kam anders, im Jahre 1832 wurde er Pair von Frankreich und 1840 Unterrichtsminister im Ministerium Thiers.

Von jeher ein eifriger Zeitungsleser, pflegte mein Vater oft beim Frühstück sich über die Tagespolitik gegen uns auszulassen. Eine deutsche Politik gab es bis zur Julirevolution 1830 nicht und auch nachher nur eine schüchterne preussische. Die Berliner Zeitungen brachten an der Spitze ausführliche Nachrichten über die Kammerdebatten in Paris und die Parlamentsverhandlungen in London, sodann Nachrichten von preussischen und anderen Höfen, zum Schluß Theaterrecensionen und Litteraturanzeigen. Plötzlich wurde 1830 die politische Stille durch die Julirevolution in Frankreich und ihre

¹⁾ Briefe von und an Hegel Bd. 2 S. 367. Vgl. meinen Aufsatz über Cousin, Schelling und Hegel ebenda im Anhang S. 383 ff.

Folgen in Belgien und Polen unterbrochen. Mit Schrecken sah mein Vater in ihr eine Katastrophe, die den sicheren Boden des vernünftigen Staates wankend zu machen schien, aber anders als Niebuhr, dachte er doch nicht, daß sie uns zum Despotismus und zur Barbarei hinführen werde. Mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte er die Verhandlungen des englischen Parlaments über die Reformbill und schrieb darüber mit eindringender Kenntniß der öffentlichen Zustände Englands einen längeren Aufsatz in der preussischen Staatszeitung, dessen Schluß jedoch nicht mehr abgedruckt werden durfte.¹⁾ So ängstlich war die preussische Zensur selbst in Bezug auf das Ausland, um nicht dort Anstoß zu geben. Es war das letzte, was mein Vater veröffentlicht hat.

Ich hatte, als ich auf die Universität kam, natürlich das größte Verlangen, mich mit der Philosophie meines Vaters bekannt zu machen, aber auch die Absicht, die Mängel meiner Schulbildung zu ergänzen. Ich kannte die französischen Klassiker besser als die deutschen und las Goethes Werke erst beim Übergang zur Universität. Ich besuchte die philosophischen Vorlesungen von Boeckh und Lachmann und die philosophischen meines Vaters: Philosophie der Geschichte im Winter 1830/31, Logik und Religionsphilosophie im Jahre 1831 und arbeitete meine nachgeschriebenen Hefte sorgfältig aus, so daß sie später mit andern zur Herausgabe in Hegels Werken gebraucht werden konnten.

Von jeher ein Freund körperlicher Übungen, gefiel mir das Ballschlagen in Parteien auf dem Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thore, das Schlittschuhlaufen unter den Zelten oder auf den Stadtgräben oft bis in die Nacht hinein, das

¹⁾ Vollständig gedruckt ist der Aufsatz in Hegels Werken, Bd. 17. Vermischte Schriften.

Schwimmen in der Pfuel'schen Militäranstalt, das Turnen und Fechten in der Privatanstalt von Eiselen, einem Schüler Zahns — denn öffentliche Turnplätze waren verboten, — wo der Germanist Philipp Wadernagel, zur Zeit Lehrer an der Gewerbeschule, die jungen Leute auf Hieb und Stoß einpaukte, ohne doch dadurch Studentenmensuren hervorzurufen, denn ein eigentliches Studentenleben gab es nicht. Einigemal brachte mich ein Schulfreund in eine Berliner Weißbierkneipe, wo sich eine kleine Zahl von Studierenden in einer geheimen Verbindung zusammenfanden; es ist mir davon die Erinnerung geblieben, daß ich Sukow kennen lernte, wie er auf den Tisch stieg und eine feurige Freiheitsrede hielt; er studierte Philosophie und Theologie, sah blaß und früh gealtert aus und begann bereits zu schriftstellern.

Im Januar 1831 sah ich eines Abends mit meinem Vater ein prachtvolles Nordlicht. Im Sommer rückte das Schreckensgespenst der asiatischen Cholera zum erstenmal durch Rußland und Polen drohend heran. Der berühmte Chirurg Rust, Leiter des Medizinalwesens im Staatsministerium, verfügte eine militärische Grenzsperrre, um sie abzuhalten; allein sprungweise durch die Luft überflog sie die Grenze, und der Berliner Witz brachte ein Spottbild, auf dem man einen Sperling mit dem Kopf des Rust und der Aufschrift: „gemeiner Landsperr—ling“ sah. Der Generalfeldmarschall Gneisenau, Blüchers führender Genius, wurde als einer der ersten am 24. August in Posen dahingerafft. Als dann auch in Berlin die plötzlichen Todesfälle sich mehrten, bezogen wir eine ländliche Wohnung in einem stillen Schloßchen abseits vom Kreuzberg, wo wir die Herbstferien zubrachten. Mein Vater beschäftigte sich mit einer neuen Ausgabe seiner Logik, zu der er noch die Vorrede geschrieben hat, mit dem Schlußwort: „So aber mußte der Verfasser, indem er das Werk im Angesicht

Seigel, Erinnerungen.

der Größe der Aufgabe betrachtet, sich mit dem begnügen, was es hat werden mögen, unter den Umständen einer äußerlichen Nothwendigkeit, der unabwendbaren Zerstreuung durch die Größe und Vielseitigkeit der Zeitinteressen, sogar unter dem Zweifel, ob der laute Lärm des Tages und die betäubende Geschwätzigkeit der Einbildung, die auf denselben sich zu beschränken eitel ist, noch Raum für die Teilnahme an der leidenschaftslosen Stille der nur denkenden Erkenntnis offen lasse. Berlin, den 7. November 1831.“

Schon war die Cholera fast erloschen, als wir in die Stadt zurückkehrten, da die Wintervorlesungen beginnen sollten. In der That begann mein Vater seine beiden Vorlesungen, vor- und nachmittags, als ihn plötzlich die tödliche Krankheit ergriff. Es war die „trockene Cholera“ in intensiver Form, die, fast ohne Schmerzen, binnen 30 Stunden am 14. November 1831, nachmittags 5 Uhr, seinem Leben, im Alter von 61 Jahren und nicht ganz drei Monaten ein Ende machte. Lautlos ging er in die Ewigkeit ein. Zwei Tage darauf fand das feierliche Leichenbegängnis statt. Marheineke hielt die Gedächtnisrede in der Aula. „Was ist“, rief er aus, „das Leben, wenn der Unsterbliche selbst an diesem Leben sterben muß? — — Wer so wie unser entschlafener Freund sich mitten in diesem Leben sich von sich, vom Ich und dessen Sucht, vom Schein und aller Eitelkeit zu befreien, sich in die ewige Wahrheit denkend zu vertiefen wußte — wer so wie dieser König im Reiche des Gedankens einen neuen Bau des Wissens gegründet hat auf dem unwandelbaren Felsen des Geistes, der hat sich eine Unsterblichkeit errungen, wie wenige, der hat seinen Namen den glänzendsten und unergeßlichsten unseres Geschlechtes hinzugefügt.“¹⁾

¹⁾ Rosenkranz, Hegels Leben S. 562 Grabreden Marheinekes und Försters.

Vom Trauerhause am Kupfergraben bewegte sich der Leichenzug nach dem Gottesacker vor dem Dramienburger Thore. Ihm folgten die Söhne, Freunde und Kollegen, die Studenten mit umflorten Fackeln, die nicht angezündet werden durften. Friedrich Förster sprach am Grabe im Namen der Schüler und schilberte mit überschwänglichen Worten, was der Lehrer ihnen gewesen: „War er es nicht, der den Unzufriedenen mit dem bunten Gewirre des Lebens ausglich, indem er uns in der Nothwendigkeit die Freiheit zu begreifen anwies? War er es nicht, der den Ungläubigen mit Gott versöhnte, indem er uns Jesum Christum recht erkennen lehrte? War er es nicht, welcher die an dem Vaterlande Verzweifelnden zum Vertrauen zurückführte, indem er sie überzeugte, daß die großen politischen Bewegungen des Auslandes Deutschland den Ruhm nicht verkümmern werden, die bei weitem erfolgreichere Bewegung in der Kirche und in der Wissenschaft hervorgerufen zu haben? — Ja, er war uns ein Helfer, Erretter und Befreier aus jeder Angst und Bedrängniß, indem er uns aus den Banden des Wahnes und der Selbstsucht erlöste.“ — Neben Fichtes Grab und nahe bei Solgers wurden Hegels sterbliche Überreste beigesezt.

Wir Söhne waren bemüht, unsere teure Mutter in ihrem namenlosen Schmerze zu trösten und aufrecht zu erhalten, und sie erkannte es als ihre fernere Lebenspflicht für uns zu sorgen. Die Freunde des Verewigten thaten sich zusammen und faßten den hochherzigen Entschluß seine Vorlesungen, auf das Honorar zu Gunsten der Familie verzichtend, herauszugeben. Marheineke übernahm die Religionsphilosophie, Gans die Philosophie der Geschichte und das Naturrecht, Gotho die Ästhetik, Michelet die Geschichte der Philosophie, v. Henning die Encyclopädie.¹⁾

¹⁾ S. den Brief von Hegels Witwe an Daub vom 12. Dez. 1831 in Briefen von und an Hegel Bd. 2 S. 380.

Außer diesen Vorlesungen sind in Hegels Werken noch erschienen: die philosophischen Abhandlungen, herausgegeben von Michelet, die Phänomenologie des Geistes hg. von Johannes Schulze, die Propädeutik hg. von Rosenkranz, die Vermischten Schriften hg. von Fr. Förster und Boumann und als Supplement: Hegels Leben von Rosenkranz (1844). Ein vortreffliches Werk von Runo Fischer in Heidelberg: „Hegels Leben, Werke und Lehre“ ist gegenwärtig im Erscheinen begriffen.

Universitätsjahre in Berlin und Heidelberg.

1831—1838.

Indem ich mich auch als einen Erben der Hegel'schen Philosophie betrachtete, studierte ich in den folgenden Semestern Theologie und Philosophie, hörte die Einleitung in das Alte Testament bei F. Benary, in das Neue Testament bei Schleiermacher, die Kirchengeschichte bei Neander, die in weinerlich erbaulichem Tone vorgetragen, ich unendlich langweilig fand, Dogmatik bei Marheineke, philosophische Kollegien bei Michelet, und vertiefte mich in die Hauptwerke meines Vaters oft auf weiten sandigen Wegen vor der Stadt mit dem Buche in der Hand.

Ich mochte in diesen ernstesten Studien bei meinen jungen Jahren wohl zu viel gethan haben, denn ich verfiel in Kränklichkeit und Hypochondrie, ein ernstliches Brustleiden wurde befürchtet. „Sie werden sehen,“ sagte Geheimer Rat Schulze in seiner aufgeregten Weise meiner Mutter: „Sie werden sehen, liebe Freundin, Ihr Sohn stirbt!“ Sie konsultierte den berühmten Arzt Hufeland und auf seinen Rat wurde ein ländlicher Aufenthalt beschlossen. Meine Mutter reiste mit mir im Frühjahr 1832 nach Nürnberg und ich brachte die Sommermonate bei der Großmutter auf den Tucher'schen Gütern Behringersdorf und Simmelsdorf zu. Der erfahrene Arzt von Hoven, ein Freund Schillers von der Karls Akademie her, verordnete die geeigneten Mittel und ich erholte

mich bei guter Landluft und vielem Kirscheneffen. Ich excerpierte Neanders Kirchengeschichte und disputierte mit den Pfarrern Glaser in Behringersdorf und Heinrich Ranke in Rückersdorf, der, ein Bruder von Leopold Ranke, mit Selma, Schuberts Tochter, vermählt war, später Oberkonsistorialrat in München. Der Satz: „Gott, der höher ist als alle Vernunft,“ wollte mir nicht einleuchten, da doch Gott selbst die höchste Vernunft sei.

Es war noch viel von dem rätselhaften Findling Kaspar Hauser die Rede, obwohl er sich nicht mehr in Nürnberg befand, da er nach Ansbach gebracht worden, wo er zur Zeit als Schreiber bei dem Stadtgericht beschäftigt wurde. In Nürnberg war er eine Zeit lang (1830/31) meinem Onkel Gottlieb von Tucher, damals Accessist bei dem Stadtgericht, zur Erziehung übergeben gewesen, und dieser hatte ihn in sein Haus aufgenommen, so daß er und die Verwandten ausgiebige Gelegenheit hatten, ihn täglich zu beobachten, seine körperliche und geistige Entwicklung vom Gehen- und Sprechenlernen an bis zu den Fortschritten im Unterricht, sowie den Ausdruck seiner Empfindungen wahrzunehmen. An Simulation war bei allem dem unmöglich zu denken, und die naturgemäße Erziehung, die ihm zu teil wurde, versprach weitere gute Erfolge, bis der englische Graf Stanhope sich ungehörig einmischte und den Zögling durch unverständige Liebesbezeugungen, Geldgeschenke und glänzende Aussichten für seine Zukunft, die er ihm als dem vermeintlichen Sohne eines ungarischen Magnaten vormalte, auf üble Wege brachte. Seitdem stellten sich Eitelkeit, Verlogenheit und widerspenstiges Wesen bei ihm ein, dergestalt, daß Tucher auf die fernere Leitung seiner Erziehung verzichtete, um so mehr als Graf Stanhope sich gegenüber der Stadt Nürnberg verpflichtete, den Kaspar Hauser lebenslänglich auf seine Kosten zu ver-

forgen. Man weiß, wie dieser im Dezember 1833 in Ansbach sein Ende fand, wie die einen meinen, durch Mörderhand, die andern, durch Selbstmord. Die Vermutung von seiner Herkunft aus Ungarn hatte den Grund, daß Kaspar einige ungarische Worte, die ihm der Oberleutnant von Birch vorsa-
gte, verstand, und um diese Spur weiter zu verfolgen, wurden mein Onkel und von Birch nebst Kaspar selbst nach Ungarn geschickt, aber an der Grenze des Landes durch den Cholera-
cordon an der Weiterreise verhindert. Der berühmte Kriminalist, Präsident Feuerbach in Ansbach hatte an der Kaspar Hauser'schen Sache von Anfang an den lebhaftesten Anteil genommen und war zu der Vermutung gekommen, daß der Findling kein an-
derer als der Erprinz von Baden sei, ein Sohn des Groß-
herzogs Karl und der Stephanie Beauharnais, der gleich nach seiner Geburt 1812 durch eine Intrigue von seiten der
Linie Hochberg bei Seite geschafft worden sei. Als Feuerbachs
Denkschrift an die Königin Karoline von Bayern,¹⁾ worin diese Vermutung ausgesprochen war, später bekannt wurde, fand sich die großherzogliche Regierung veranlaßt, sie durch
authentische Zeugnisse über den natürlichen Tod des Erb-
prinzen zu widerlegen. Die Meinung, daß Kaspar Hauser ein Betrüger gewesen, wurde zuerst durch Juristen, die ihn
nicht gekannt, aufgebracht, dann aber auch durch einen Sohn
des Lehrers Meyer in Ansbach in einer Schrift: „Authen-
tische Mitteilungen“ (1872) ausführlich zu begründen gesucht,
wogegen Oberappellationsrat von Lucher eine Reihe von
Artikeln in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung
schrieb (Februar 1872), um auf Grund seiner Erfahrungen
auf's neue zu beglaubigen, daß Kaspar Hauser kein Betrüger

¹⁾ Eine geborene Prinzessin von Baden, zweite Gemahlin von König Maximilian I.

war. Das Rätsel seiner Herkunft ist bis heute noch nicht aufgeklärt.

Nach Berlin zurückgekehrt, setzte ich die philosophischen und theologischen Studien in drei weiteren Semestern fort, las für mich die Hauptwerke von Platon, Aristoteles und Kant, hörte daneben Physik bei Dove und griechische Altertümer bei Boeckh. Die Theologie ging in Berlin nach drei oder vier Richtungen aus einander: nach der spekulativen Seite im Hegel'schen Sinne war sie durch Marheineke und Batke vertreten; die reine Orthodogie lehrte Hengstenberg; Neander neigte zum Pietismus und verabscheute die Hegel'sche Philosophie; Schleiermachers Gefühlstheologie nahm eine vermittelnde Stellung ein. Ich gedachte mich ganz der spekulativen Theologie zu widmen, doch fing sie schon an mir durch Marheinekes abstrakte Dogmatik einigermaßen verleidet zu werden, als eine im Herbst 1833 mit meinem Bruder unternommene Ferienreise nach Dresden und Prag mir eine neue Welt des Kunstgenusses in den Sculpturen und Gemälden der dortigen Sammlungen eröffnete. Zu uns gesellte sich auf der Dresdener Galerie ein junger Kunstenthusiast, Th. Mündler aus Rempten, der sich später zu einem der ersten Kunstkenner ausgebildet hat, eine Zeit lang bei dem britischen Museum angestellt war, und zuletzt in Paris selbst eine bedeutende Gemäldesammlung zusammenbrachte. Wir waren eines Abends bei Tieck, der ein Holberg'sches Drama vorlas, und wurden von dem Dichter Karl Förster freundlichst aufgenommen. In Prag empfing uns die lebenswürdige Tante meiner Mutter, die verwitwete Generalin v. Rosenhahn, geborene von Haller, die, als sie uns in Berlin besuchte, mein Vater besonders gern gesehen hatte.

Die Anregung, die uns diese Reise gegeben, trieb uns an, das Studium der Kunst mit Lust und Eifer in dem Berliner Museum fortzusetzen. Nirgends konnte man so gut wie hier,

wo die Gemälde nach den verschiedenen Schulen, der italienischen, niederländischen und deutschen und in diesen nach der Folge der Zeit aufgestellt sind, eine Anschauung von der Geschichte der Malerei gewinnen. Dabei erfreuten wir uns der trefflichen Anleitung der Freunde unseres Vaters, des Professors Hotho, der bei der Gemäldesammlung angestellt war, und des Malers Keller, genannt Cosimo, weil er lange an einem Bilde von Cosimo Roselli restaurierte. Mit diesen, zu denen wir jüngeren verehrungsvoll aufschauten, schlossen wir einen innigen Freundschaftsbund, dem sich noch der gleichfalls für Philosophie und Kunst begeisterte Kandidat der Theologie, Deininger aus Bayern (nachmals Oberkonsistorialrat in München) anschloß.

In solchem Zwiespalt der Studien und Neigungen empfand ich eine fast krankhafte Sehnsucht aus der großen Stadt, ihren viel durchwanderten Straßen und nicht weniger aus ihrem öden Gesellschaftswesen herauszukommen und die schöne Natur und das heitere Leben im deutschen Süden, andere Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen. Mein Bruder Immanuel, der sich für das Studium der Jurisprudenz entschieden hatte, hegte den gleichen Wunsch und so verließen wir Berlin im Frühjahr 1834 und reisten mit der Mutter zuerst nach Wezlar, das uns im schönsten Blüten Schmuck empfing. Dort lebte eine Schwester meiner Mutter, Friederike, vermählt mit Guido von Meyer, Sohn des sogenannten Bibel-Meyer (er gab eine Übersetzung der Bibel mit rechtgläubigen Anmerkungen heraus) und Frankfurter Schöffen. Als mecklenburgischer Legationsrat beim Bundestag pensioniert, bewohnte mein Oheim ein hochgelegenes Gartenhaus in Wezlar, das die herrlichste Aussicht über die Stadt, deren Lage man mit Jerusalem verglich, darbot. Uns erschien diese noch besonders anziehend durch die Schilderung des jungen Goethe in Werthers Leiden, und wir suchten die Wege auf, die er gegangen, und das Dorf,

wo er unter den Linden den Homer las und sich mit einer jungen Frau und ihren Kindern aufreundete. Wirklich stellte sich uns ein altes Weib als „die Frau aus dem Buche“ vor, um dafür durch ein Almosen belohnt zu werden. Dann trennten wir uns, die Mutter blieb noch kurze Zeit in Wehlar zurück, ich ging nach Heidelberg, mein Bruder nach München.

Der Freund meines elterlichen Hauses, der Maler Köster, verwachsen von Gestalt und humoristisch von Art, von dem ich noch ein schönes Gemälde von Heidelberg besitze, hatte für mich ein Mansardenzimmer neben dem seinigen jenseits des Neckars, im Waldhörnchen bei der munteren Frau Frisch gemietet, von wo ich eine herrliche Aussicht auf die Stadt, den Fluß und den Schloßberg mit seiner malerischen Ruine genoß. Von den alten Freunden meiner Eltern aus der Zeit von 1816 bis 1818, Daub, Nägele, Thibaut, Kreuzer und andern wurde ich aufs herzlichste aufgenommen. Im Hause meiner Wohnung selbst wurde ich mit den Frauen, der verwitweten Dr. Becher geb. Schundt aus Frankfurt, und ihrer Tochter Ida, bekannt und bald nahe befreundet. Letztere, lebhaft angeregt und empfänglich für alles Gute und Schöne, wurde später die glückliche Gattin des Historikers Georg Weber und Mutter bedeutender Söhne.

Meine eigentliche Absicht in Heidelberg war, die Vorlesungen des spekulativen Theologen Daub zu hören, der von Fichte und Schelling zur Hegel'schen Philosophie übergegangen war. Eine eigentümliche Schwierigkeit bereitete mir jedoch der Umstand, daß zur Zeit der Besuch der Universität Heidelberg für die Preußen verboten war, weshalb ich mich nicht immatrikulieren lassen und die Vorlesungen nicht besuchen durfte. Ich wandte mich deshalb an meinen Gönner Johannes Schulze und durch ihn an den Minister v. Altenstein mit der Frage, ob ich nicht eine Spezialerlaubnis des Königs erhalten könne.

Der Minister gab ungünstigen Bescheid, wobei er äußerte, der junge Hegel verliere viel Zeit ohne Nutzen. Dieses mißbilligende Urtheil von höchster Stelle machte auf mich nur wenig Eindruck, wiewohl ich mir gestehen mußte, daß es nicht ganz unverdient war, wenn ich auf meine bisherige dreijährige Studienzeit zurückblickte. Ich wollte mir jedoch von niemand einreden lassen, mich in meinem Studiengange, wie bisher, aufs freieste bewegen und meine Wege zu einem unbewußten Ziele selbständig suchen. Übrigens sagte mir der Rektor der Universität, Thelius, ich könne die Vorlesungen ungehindert besuchen.

Ich besuchte die von Daub, die er in seinem Hause hielt. Er erschien mir als ein grundfester Charakter, aber auch von großer Herzenswärme und Güte. Die sittliche Energie, mit der er bald mit zorniger Verachtung das Schlechte und Gemeine schalt, bald mit weisevollem Ernst das Gute und Edle pries, erschütterte die Zuhörer.¹⁾ Doch war seinem frei gehaltenen Vortrage schwer zu folgen: über dem architektonischen Aufbau mit vielen Einteilungen und Untereinteilungen, den anziehenden Einschaltungen aus Geschichte und eigener Erfahrung verlor man den Gedankengang oft aus dem Sinne. Daub lebte ganz in seinen Vorlesungen und ist nach seinem Wunsche auf dem Katheder gestorben, vom Schlagfluß getroffen November 1836.

Ich besuchte Thibaut und Familie. Ein Gegner Savignys in seiner Schrift: „Über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung“ galt er als eine der größten Berühmtheiten unter den Juristen. Er war ein Meister des beredten Vortrags, seine Pandektenvorlesungen zogen Massen von Studierenden

¹⁾ Über seine äußere Erscheinung und seinen Kathedervortrag vgl. Rosenkranz, Erinnerungen an Karl Daub 1837.

heran. Er imponierte auch durch seine äußere Erscheinung, eine hohe Gestalt mit gerötetem Antlitz und vollem weißem Haare. Mit der Juristerei vereinigte er die verschiedensten Interessen: er schwärmte für die alte flamändische und deutsche Musik und begeisterte den Singverein, den er leitete; er schwärmte bald für Homer, bald für die Nibelungen und ließ sich mit unendlichem Redefluß darüber aus. Mit der Philosophie und Geschichte dagegen stand er auf gespanntem Fuße. Mit einem Seitenblick auf seinen Kollegen Schlosser schilderte er die Geschichte als die Kenntniß von so und so vielen Gefangenen und Kanonen, die in einer Schlacht seien erbeutet worden. Und wie er die Philosophie verstand, gab er mir zu erkennen, als er mich eines Tages in seinem Garten bei einer schön aufgeblühten Rose interpellirte: „Deduzieren Sie mir diese Rose.“

Am meisten verkehrte ich in dem meinen Eltern befreundeten Hause Nägele. Ihn, den trefflichen Frauenarzt, hat Rückmann in seinen Erinnerungen geschildert, wie er seine Schüler mit Geist und Witz anregte, mit seinen Kranken herzlich teilnehmend umging. Auch mich heilte er von einer von Berlin zurückgebliebenen hypochondrischen Grille. Die Zierde des Hauses war die reizende Tochter, Malchen, als Gattin des Ministerialrats von Jagemann, ist sie in Karlsruhe im Wochenbette gestorben.

Ich besuchte den gealterten Kreuzer, den man wegen seiner roten Berücke den roten Kreuzer nannte, und begriff nicht, daß Karoline von Gänderode für ihn ins Wasser gehen konnte. Auch besuchte ich den alten „denkgläubigen“ Nationalisten Paulus, den mein Vater einst als bayrischen Schulrat in Bamberg und Nürnberg kannte und mit dessen Frau, einer humoristischen Schwäbin, und ihrer pikanten Tochter Sophie er scherzhaften Umgang pflegte.¹⁾ Sophie war jetzt

¹⁾ Vgl. die Briefe von und an Hegel II S. 22 Anm.

die geschiedene Frau von August Wilhelm Schlegel, mit dem sie es nur wenige Wochen nach der Vermählung ausgehalten hatte, ein seltsames Wesen: ihr Umgang beschränkte sich auf einen Kanarienvogel und ein Pferd, das sie eigenhändig in der Stalle fütterte; sie sprach kein Wort, als ich sie sah.

Im Herbst machte ich zur Erholung von der großen Hitze des Sommers 1834 eine Rheinreise, kam dann nach Stuttgart, wo ich das Elternhaus meines Vaters in der Straße am Gymnasium aufsuchte und mich mit den väterlichen Verwandten Göritz und den mütterlichen v. Haller bekannt machte, von da nach dem Bodensee, ging zu Fuß durch Borarlberg bis Innsbruck und traf meinen Bruder in München im Niethammer'schen Hause. Ich lernte Niethammer, den Freund meines Vaters, zur Zeit Oberkonsistorialrat, kennen, sowie den berühmten Philologen Friedrich Thiersch, den viel angefeindeten Reformator des bairischen Schulwesens, der auch in Griechenland bei den Entzweigungen des unreifen Staatswesens eine bedeutende Rolle gespielt hatte, den Kunsthistoriker Ernst Förster, Bruder von Friedrich Förster und Schwiegersohn von Jean Paul, Sulpiz Boisserée, der mit seinem Bruder Melchior die Gemäldegalerie an König Ludwig, nicht nach Berlin, wo ihm weniger geboten wurde, verkauft hatte. Mit meinem Bruder zusammen sah ich die Kunstschätze Münchens, gut vorbereitet durch unsere Kunststudien in Berlin und Dresden.

Ich hatte im Sommer 1834, der ein berühmtes Weitzjahr zeitigte, in meinem nach Süden gelegenen Mansardenzimmer jenseits des Neckars entsetzlich von der Hitze gelitten und zog deshalb im Herbst in das Haus des Amtsrevisors Schweikhardt, in der Friedrichstraße gegenüber der früheren elterlichen Wohnung. In demselben Hause wohnten im unteren Stock G. Gervinus, Privatdozent der Geschichte an der Universität, und G. Weseler aus Husum, der sich in der juristischen Fakultät

habilitierte: beide hatten sich miteinander befreundet. Gervinus, ein echter Süddeutscher, schlank aufgewachsen, mit lockigem Haupthaare und feinem Lächeln auf den Lippen, und Beseler, ein echter Norddeutscher, eine männlich schöne Erscheinung in strammer Haltung, ergänzten sich trefflich zu einander; auch waren sie einverstanden im wärmsten deutschen Nationalgefühl, womit sie auch auf mich, den Preußen, günstig einwirkten. Gervinus zumal, zur Zeit mit dem ersten Bande seiner „Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen“ beschäftigt, versetzte uns mit stürmischer Anregung in den Kreis seiner Studien. Jetzt vollends wandte ich mich von der spekulativen Theologie ab, die mir unfruchtbar für das Leben erschien, und hörte Geschichte bei Schlosser.

Köstlich waren unsere gemeinsamen Spaziergänge in der herrlichen Umgebung Heidelbergs, nach dem Philosophenweg jenseits des Neckars oder das Neckarthal aufwärts bis zu den Burgruinen von Neckargemünd, auf den Schloßberg und von da hinüber zur Wolfschlucht oder hinauf auf den Kaiserstuhl, wo man in der Ferne den Rhein als Silberstreifen und weiterhin die Gebirgslinie der Vogesen in blauer Färbung erblickt. Im Frühjahr 1835 gab es ein großes Musikfest, bei dem Händels Oratorium „das Alexanderfest“ im Hofe der Schloßruine unter freiem Himmel, begünstigt durch einen sonnigen Tag, aufgeführt wurde. Auf einer Tribüne befand sich das Orchester, auf einer andern die Reihen der Sänger und weißgekleideten Sängerinnen; darüber zeigten sich die altersgrauen Mauern mit Laubgewinden verziert und umweht von lustigen rotgelben Fahnen, beides für Auge und Ohr entzückend.

Mein Bruder kam aus München und blieb im Sommersemester in Heidelberg. Unsere Mutter hatte brieflich wichtiges aus Berlin zu berichten: Sie verkehrte nach wie vor mit den Freunden ihres verewigten Gatten und nahm lebhaften Anteil

an der Herausgabe seiner Werke; daneben fand sie reiche Befriedigung in der Sorge für zwölf neu errichtete Kinderschulen, jede mit hundert Kindern. Tief erschüttert wurde sie durch den freiwilligen Tod von Charlotte Stieglitz, denn sie war ihr nahe gestanden, hatte sie erst kurz vorher gesehen und ihr tiefes Seelenleiden erkannt. Die Überspanntheit des Philosophen und Dichters Heinrich Stieglitz war selbst von seiner ihn zärtlich liebenden Gattin nicht mehr zu ertragen. Schon lange hatte sie den Entschluß bei sich erwogen, ihn durch eine heroische That zu retten. Eines Abends schickte sie ihn in ein Konzert, um die Zeit des Alleinseins zu benutzen, legte sich ins Bett und stieß sich den Dolch fest ins Herz, zog ihn wieder heraus und preßte die Hand auf die Wunde, um sich nicht mit Blut zu beflecken: so fand sie der Unglückliche, als er nach Hause kam. In einem Briefe, den sie hinterlassen, schrieb sie: „Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück. In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen! — Wir werden uns wieder begegnen, freier, erlöster. Du aber wirfst noch hier Dich herausleben und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln!“ — Am 1. Januar 1835 wurde sie bestattet. Ihre That wurde verschieden beurteilt. Prediger Jonas, der die Leichenrede hielt, nannte sie eine strafbare Verirrung aus Mangel an Religiosität, Voech bewunderte in ihr klassischen Heldenmut. Stieglitz selbst zeigte sich wunderbar gefaßt. Ich werde später erzählen, wie ich ihn nach Jahren in Venedig wieder traf.

Um die Wiederbesetzung von Hegels Lehrstuhl entstand langer und erbitterter Streit. In zwei Reihen standen sich die Streitenden gegenüber, auf der einen Seite die Philosophen, auf der andern die Frommen. Minister Altenstein und Johannes Schulze brachten Gabler in Vorschlag; der war

einer der ältesten Schüler Hegels noch von Nürnberg und Jena her, zur Zeit Gymnasialrektor in Bayreuth. Das Haupt der Frommen war Baron von Rottwitz, der in dem Armenhaus zu Berlin, das er gestiftet, mit den Armen zusammenlebte; dieser beschuldigte die Hegel'sche Philosophie der Selbstvergötterung des Menschen. Doch auch den Hegelianern kam ein frommes Rüstzeug zu Hülfe. Göschel, Appellationsrat in Naumburg, hatte „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntnis“ geschrieben, worin er die Versöhnung der Hegel'schen Philosophie mit dem Offenbarungsglauben aufzeigte, und mein Vater hatte diese Schrift mit Freude begrüßt.¹⁾ Jetzt griff Göschel, der seitdem in das preußische Justizministerium nach Berlin berufen worden, in den Streit ein. Es handelte sich hauptsächlich um die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit, worüber die Schüler Hegels selbst unter sich uneinig waren, ob sie sich in seiner Religionsphilosophie finde. Leider begegnete Göschel dabei das unverschuldete Versehen, daß er seine Beweise für jene Lehre bei Hegel aus einer Recension des Bibel-Meyer über Jacobi in den Heidelberger Jahrbüchern entnahm, die Fr. Förster unbedachter Weise in Hegels vermischte Schriften aufgenommen hatte.²⁾ Der König, von beiden Seiten bedrängt, wurde schwankend und zögerte lange mit der Entscheidung, zumal auch der Kronprinz (Friedrich Wilhelm IV.) fast leidenschaftlich auf der Berufung Schellings mit 6000 Thalern Gehalt bestand. Endlich, nachdem er auch über die politische Unbescholtenheit Gablers beruhigt worden, genehmigte der König dessen Berufung. Denn die Demagogenverfolgung

¹⁾ S. die Recension in Hegels Werken, Vermischte Schriften II, S. 111 f. Vgl. Briefe von und an Hegel II, S. 332.

²⁾ Werke Bd. XVI, S. 203. Die von Hegel selbst verfaßte Recension über Jacobi's Werke findet sich Bd. XVII, S. 3.

war immer noch nicht zu Ende. Der später in Heidelberg, Zürich und Göttingen berühmte Anatom Henle, zur Zeit Professor bei Johannes Müller, wurde im Juli 1835 aus der Wohnung meiner Mutter in Berlin wegen angeblich früherer burschenschaftlicher Verbindung auf die Hausvogtei abgeholt, nach einigen Wochen aber auf viele Verwendung wieder in Freiheit gesetzt ¹⁾:

In dem Freundeskreise, in dem ich in Heidelberg verkehrte, verloren wir Beseher. Nachdem der erste Band seiner Erbverträge erschienen, erhielt er den Ruf als außerordentlicher Professor nach Basel, dem er im Herbst 1835 folgte. Ich blieb zurück mit Servinus und wurde dessen Vertrauter bei seiner heimlichen Verlobung. Er hatte in einem Töchtersinstitut, in dem er Unterricht gab, seine Schülerin Viktoria, die verwaiste Tochter des Botanikers Schelver, kennen gelernt, die, erst 16 jährig, seine innige Zuneigung durch Jugendfrische und natürliche Anmut gewann. Obgleich durch ihren Vorwand nicht ohne Grund ängstlich bewacht, wußten sich die Liebenden doch zu finden, weshalb, zur Sicherheit, das gefährliche Bündel zu ihren Verwandten nach Osnabrück geschickt wurde.

Die ungesunde Aufheizung im Schweithard'schen Hause und die häßlichen Ebehändel der Wirtleute vertrieben uns aus dem Hause. Ich bezog ein Nebengebäude des vormals Bog'schen Hauses, das an der Blöck im Hintergrunde eines Gartens gelegen war, wo ich mich in stiller Zurückgezogenheit der Arbeit ergab. Servinus erhielt den Ruf als ordentlicher Professor nach Göttingen und brachte den übrigen Teil des Winters in seiner Heimat Darmstadt zu. Immer noch ohne bestimmtes Lebensziel las ich die griechischen Tragiker und

¹⁾ Vgl. Leben Jakob Henles von Fr. Mehl, S. 125.
Begei. Erinnerungen.

wandte mich dem Studium der Geschichte zu. An Schlosser war ich durch Gerwinus gewiesen.

Der Historiker Friedrich Christoph Schlosser, ein Ostfrieser aus Jever, war damals an der Universität, gleichwie Daub und Thibaut, eine vereinsamte Größe, zur Zeit mit der Umarbeitung seines Geschichtswerkes über das 18. Jahrhundert beschäftigt. Seine Vorlesungen hatten schon an Anziehungskraft verloren; die Diktate, die er gab, erinnerten einigermaßen an den Begriff, den Thibaut von der Geschichte hatte; im mündlichen Vortrag ließ er sich gehen in der breiten Aussprache des ostfriesischen Dialekts. Seine stolze Haltung und edelgeformten Gesichtszüge, das eine feurige Auge — das andere hatte er an den Blättern verloren — zeigte auch äußerlich die fest auf sich ruhende Persönlichkeit und verfehlte nicht des bleibenden Eindrucks. Unter das lithographierte Bildnis, das ich von ihm besitze, hat er die Worte Dantes gesetzt, Paradiso XVII v. 116:

Ho io appreso quel che, s' io il ridico
A molti fa sapor di forte agrumo
E, s' io al vero son timido amico,
Temo di perder vita tra coloro
Che questo tempo chiameranno antico.

„Ich hab' gehört was, wenn ich's wieder sage,
Gar vielen scharfe Lauge dünken wird,
Und bin der Wahrheit ich ein feiger Freund,
Fürcht' ich nicht mehr zu leben unter denen,
Die diese Zeit die alte nennen werden.“

(Blanc).

Denn er fühlte sich dem Dichter der göttlichen Komödie geistesverwandt und gleich wie dieser die Päpste seiner Zeit, Bonifaz VIII. und Clemens V., in die Hölle unter die Sino-

nisten verfehte, sprach auch er sein unerschrockenes Urtheil nach dem Maßstabe der Sittlichkeit und Gerechtigkeit über die geschichtlichen Größen der Gegenwart aus: es gab „Schurken“ und „Schufte“ unter ihnen. Auch im Gespräch äußerte er sich rückhaltlos über die Schwächen der Menschen, zumal seiner Kollegen. Charakteristisch für seine Ausdrucksweise ist ein Wort, als ihn Dahlmann nach einem seiner Bekannten fragte: „das ist ein ganz schlechter Kerl, übrigens mein guter Freund; ich sehe ihn nie.“ Als Geschichtschreiber hat er trotz der Formlosigkeit seiner Schreibweise und der Mängel seiner Darstellung größere Popularität als irgend ein anderer Historiker seiner Zeit erlangt; seine Weltgeschichte in der Bearbeitung von Kriegl ist immer wieder aufs neue aufgelegt worden. Gervinus bekannte sich als seinen Schüler in der vaterländischen Richtung, die er vertrat; mit vieler Wärme und Pietät, ja mit überschwänglichem Lobe hat er seinen Nekrolog (1861) geschrieben.

In Dante, wie gesagt, fand Schlosser den Leitstern seines Denkens und Schaffens. Ich bin ihm vielen Dank dafür schuldig, daß er mich in einigen Morgenstunden zu sich kommen ließ, um mir die ersten Gesänge der göttlichen Komödie vorzulesen und zu erklären; er trug sie mit der Andacht vor, wie man sie einer heiligen Schrift widmet, und dazu stimmte ein schönes Bild der himmlischen Beatrice, gemalt von Osterley, das in seinem Studierzimmer hing. Erst später habe ich das Studium des Dante aufgenommen; die Vita Nuova und die Divina Commedia gereichten mir in schweren Stunden meines Lebens zum Troste.

Nachdem Gervinus Heidelberg verlassen, fühlte ich mich vereinsamt. Die kleinlichen Verhältnisse und das Klatschwesen der Heidelberger Familien stießen mich ab und steigerten mein Verlangen nach Berlin zu den Meinigen. Ende März 1836

reiste ich über Frankfurt und Halle, wo ich Leo und Heinrich besuchte, dorthin zurück.

Meine Mutter hatte ihre frühere Wohnung am Kupfergraben mit einer kleineren wenige Häuser davon entfernten (No. 6) vertauscht; man übersah von da den Schifffahrtsverkehr auf der Spree bis zum neuen Museum und dem königlichen Schlosse. Ich bereitete mich in fortgesetztem Privatstudium zur Doktorpromotion vor und schrieb eine Dissertation: De Alexandro Magno et Aristotele, worin ich von der Erziehung Alexanders des Großen durch den großen Lehrmeister der Philosophie handelte, und in den Schriften des letzteren die Beziehungen auf seinen Zögling nachwies. Ich bestand die mündliche Prüfung bei der philosophischen Fakultät unter dem Dekanat von Lachmann. Dieser chifanierte mich bei Platon mit grammatischen Fragen, ohne auf den Inhalt der mir wohlbekannten Dialoge einzugehen; Ranke examinierte in der Neueren Geschichte, Gabler in der Philosophie. Die öffentliche Disputation fand am 24. August 1837, nachdem die Ferien bereits begonnen hatten, unter erschwerenden Umständen statt. Denn in Berlin herrschte zum andernmal die Cholera; zwei Todesfälle kamen im Hinterhause unserer Wohnung vor, und ich hatte in der Nacht vorher einen Cholerineanfall, so daß selbst Lachmann mir von der Disputation abriet. Doch ich zog mich noch gut genug aus der Sache: Opponenten waren meine Studiengenossen Chambeau und die beiden Brüder Tischer. Hierauf trat ich zur Erholung eine Fußreise durch den Harz nach Göttingen an, wo ich von Gerwinus und seiner jungen Frau gastlich aufgenommen wurde und das Universitätsjubiläum mitfeierte.

Der erste Tag des Festes, Sonntag 17. September, war bereits vorüber, als ich spät abends in der illuminierten Stadt ankam. Es war der Königstag, an welchem Ernst August

erschien, um der Enthüllung des von den Bürgern Göttingens errichteten Standbildes seines Bruders König Wilhelms IV. anzuwohnen; er begrüßte die ältesten Berühmtheiten der Universität Heeren und Blumenbach. Der folgende Tag, Montag der 18., war der des eigentlichen Universitätsfestes. In vollem Staate bewegte sich der Zug der Minister und Beamten, der ganzen Universitätskorporation, Professoren und Studenten sowie der auswärtigen Deputationen und Philister — unter ihnen bemooste Häupter, die schon das Jubiläum vor fünfzig Jahren mitgefeiert hatten — durch die Hauptstraße nach der neuen Aula, wo Otfried Müller die lateinische Festrede hielt. Hierauf folgte ein großes Mittagessen in den Räumen der Bibliothek, abends Fackelzug der Bürger. Am dritten Tage wurden in den vier Fakultäten die Ehrendoktorpromotionen verkündigt, abends war großer Ball mit 3000 Teilnehmern in der Reitschule; es ging toll dabei her, Gervinus meinte, er erkenne das steife verrostete Göttingen nicht wieder. Bei diesen Gelegenheiten lernte ich auch fremde Berühmtheiten kennen und hörte in einer Gesellschaft Alexander von Humboldt drei Stunden lang allein die Unterhaltung führen; er lud mich freundlich ein, ihn in Berlin zu besuchen. Die Kosten des Festes wurden aus einem Vermächtnis König Wilhelms bestritten, das er für diesen Zweck bestimmt hatte.

In anregendem Verkehr mit Dahlmann und seiner lebhaft empfindenden Frau, mit den Brüdern Grimm, Agathon Wunderlich und anderen blieb ich bis Mitte Oktober, nachdem auch Beseler, der das Jubiläum versäumt hatte, weil er in Kassel krank gelegen war, sich dem Freundeskreise angeschlossen hatte.

Man hatte bereits eine Vorahnung von dem Verhängnis, das über dem hannoverschen Lande und Göttingen schwebte. „Man schmauste über Gräbern“, schrieb Dahlmann nachher.

über das Jubiläum.¹⁾ Am 1. November 1837 erschien wie ein Donnerschlag das Patent, worin Ernst August das Staatsgrundgesetz von 1833 für aufgehoben erklärte und die Beamten des geleisteten Verfassungseides entband. Hierauf gaben sieben Göttinger Professoren eine „unterthänigste Vorstellung“ an das Universitäts-Kuratorium ab, worin sie erklärten, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müßten, „das ganze Gelingen ihrer Wirksamkeit als Lehrer an der Universität beruhe nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte ihrer Lehren, als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit.“ Unterzeichnet waren außer Dahlmann, der die Vorstellung verfaßt hatte, die beiden Grimm, Albrecht (Professor des deutschen Rechts), Gervinus, Ewald (Orientalist), Wilhelm Weber (Physiker). Kurz darauf wurden die Sieben ihres Amtes entlassen, Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus wegen Verbreitung der Protestation auch aus dem Lande verbannt. Mit allgemeiner Entrüstung wurde das Ereignis in Deutschland aufgenommen und eine Geldsammlung veranstaltet, um die Sieben für den Ausfall ihres Gehaltes bis zur Wiederanstellung schadlos zu halten. Dahlmann ging nach Leipzig und nahm dann dauernden Aufenthalt in Jena, die Grimms nach Kassel, Gervinus und seine jugendlich begeisterte Frau fanden sich mit heiterem Gleichmut in die veränderte Lage und reisten nach Italien, wohin sie mich ihnen zu folgen aufforderten. Am wenigsten ließ sich Ernst August durch das öffentliche Urteil anfechten; er machte an der Tafel in Gegenwart von Alexander v. Humboldt die brutale Äußerung: „Professoren, Huren und Balletttänzerinnen kann man für Geld überall haben.“ Dem Stadtdirektor Numann und dem

¹⁾ Dahlmann zur Verständigung. Basel 1838.

Magistrat von Hannover gab er auf ihre Vorstellung den Bescheid, daß sie Esel seien (Mitteilung Dahlmanns).

Im März 1838 bestand ich die Lehramtsprüfung mit Auszeichnung. Direktor Reineke prüfte mich in der klassischen Philologie, Direktor Bonnell und Professor Lange, der Übersetzer des Herodot, in der Alten und Neuen Geschichte, Trenbelenburg in der Philosophie und im Deutschen. Ich erhielt das Zeugnis der unbedingten facultas docendi auf den preussischen Gymnasien.

Hierauf entschloß ich mich, der Aufforderung von Gerwinus nach Italien zu folgen.

Die italienische Reise.

1838—39.

In Begleitung meiner Mutter und ihrer lieblichen frommen Freundin, der verwitweten Regierungsrätin Kölle (später wieder vermählt mit Konsistorialrat Nadeke in Bernigerode) verließ ich Berlin am 20. Juli. Die Reise ging über Weimar, wo ich Goethes Wohnhaus und Reliquien sah. Von da machte ich einen Abstecher nach Jena zu Dahlmanns. Ich fand ihn ruhig und klar gefaßt, er sagte, er wolle sehen, wo es in Deutschland hinaus wolle, die schlimmen wie die guten Zeiten mit ihm durchmachen und jetzt die dänische Geschichte schreiben. Charakteristisch ist das Motto aus Hermann und Dorothea, das er unter sein Bildnis gesetzt hat:

„Nicht geziemt es dem Deutschen, die fürchterliche Bewegung,
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.

Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten.“

Hermann und Dorothea waren auch die Vornamen, die er seinen Kindern gab. Das Bildnis zeigt die ernsten und harten Züge seines Wesens; in der Familie unter den Seinen liebte er munteres Gespräch und gute Scherze.

Wir kamen durch Thüringen über Coburg und Bamberg nach Nürnberg, zu unseren Verwandten; in Hensensfeld, einem nahe gelegenen Gute, wo ich mich einige Tage bei meiner Tante Luise v. Schwarz aufhielt, begegnete mir meine muntere Cousine Mariette Witz, die mir die erste schwärmerische Neigung

abgewann. Auf der Weiterreise durch die Schweiz traf ich nach Verabredung mit dem Freunde A. Wunderlich zusammen: Er war unterdessen Professor der Rechte in Basel geworden: ein goldener Charakter und von einer Originalität, die seinem Namen Ehre machte. Als wir miteinander in den Gasthof zu Zürich einzogen, trug er seine Perücke vorn am Knopfloch.

Wir genossen auf dem Uetliberg bei Zürich bei Sonnenaufgang die herrliche Rundschau auf den See und die fernen Alpen. Zu Fuße wandernd bestiegen wir den Rigi und hatten dort wieder bei Sonnenaufgang den Blick auf den Vierwaldstätter und den Zuger See, den Pilatusberg und die schon mehr angenäherten Spitzen des Berner Oberlandes in röthlichem Scheine. Ein noch größeres Schauspiel erwartete uns auf dem Faulhorn, wo uns gegenüber die höchste Alpenkette vom Wetterhorn und Schreckhorn bis zur Jungfrau über den Wolken emporragte. In Bern trennten wir uns. Ich ging allein über Randersteg und weiter über den Gemmipass. Die Gegend wird immer rauher und öder, man steigt auf einem schmalen in den Felsen gehauenen Fußwege hinunter nach Leuterbad im Wallis. Nach neunstündigem Marsch ermüdet, hatte ich noch eine angenehme Unterhaltung mit einer französischen Weltbabe, die mir als Madame de Bourguignon de la Provence genannt ward. Weiderlei Geschlechter sitzen, in wollene Mäntel gehüllt, stundenlang im heißen Wasser auf verschiedene Weise beschäftigt. Bei beständigem Regenwetter und empfindlicher Kälte fuhr ich über den Simplon bis Domo d'Ossola am Lago maggiore. Auf der Höhe des Simplon im Hospiz hatte ich eine Unterredung mit einem katholischen Weltgeistlichen, wobei die theologischen Streitfragen ohne alle Leidenschaft verhandelt wurden. Vollständig verändert zeigen sich jenseits der Alpen Natur und Menschen; man glaubt sich in eine andere Welt versetzt. Ich beschreibe

nicht die so oft geschilderten Wunder der borromäischen Inseln Isola Bella und Isola Madre, mit ihren Zaubergärten, wo Aloe und Agave im Freien aufwachsen und hohe Cypressenbäume, Lorber, Myrthe und Citronen gedeihen.

Auffallend erschienen mir in Domo d'Ossola die Scharen der Bettler, von denen die ankommenden Fremden empfangen wurden. Ich sah eine charakteristische Scene, wie sie es unter sich treiben: einer stand an einem Thürpfosten und führte behaglich seine Suppe mit hölzernem Löffel aus dem Napfe zu Munde; plötzlich kam einer mit einem Schießgewehr herbeigelaufen, vor dem ein kleiner Hund sich in die Nähe des Bettlers flüchtete; der Verfolger schoß ihn nieder. Viel Volk kam aus allen Ecken und Enden herzugelaufen; der Bettler, seine Suppe mit stoischer Ruhe verzehrend, schien von dem ganzen Vorgang keine Notiz zu nehmen. Das Volk gaffte so lange, bis einer den toten Hund einem Nahestehenden, der Mist im Korbe frug, unter allgemeinem Gelächter oben drauf warf; der aber ging mit seiner Last ruhig von dannen. Eine Menge müßigen Volks treibt sich auf den Straßen und in den offenen Werkstätten umher; an den Wirtshäusern und Läden findet sich alles einzeln verzeichnet, was da zu haben ist: Albergo, Vino al minuto e al ingrosso, carro a banco, cavalli u. s. w.

Auf einem wundervollen Wege wanderte ich über den Monte Cenere nach Lugano und von da nach Menaggio am Comer See, das ich abends erreichte. Hier wurde ich überrascht durch ein glänzendes Schauspiel. Ich sah den See durch schwimmende Lichter auf Gondeln, die Villen ringsum und die Höhen prachtvoll beleuchtet: denn an demselben Tage, 24. August, war der österreichische Kaiser Ferdinand I. in Begleitung seiner Gemahlin, einer Prinzess von Savoyen, auf der andern Seite des Sees in Bellaggio angekommen, auf

der Reise zur Krönung in Mailand. Am folgenden Tage wurden sie in der Villa Sommariva erwartet, um den Alexanderzug und andere Kunstschätze zu sehen. Aus diesem Grunde fand ich, als ich vorher dort ankam, leider den Eingang zur Villa verschlossen; vergebens rief ein junger Mann, der mit mir vor dem Gitterthore stand, einem hübschen Mädchen auf der andern Seite mit den Schmeicheltworten zu: Anima bella nel corpo bello, und bat sie, uns zu öffnen. Weiter nach Como auf dem See fahrend, besuchte ich die Villa Pliniana. Man steigt aus dem Schiffe auf die Treppe, die zu den Sälen hinaufführt; in der Vorhalle befindet sich die Quelle, an der die beiden Plinius, Oheim und Nefte, das dreimal des Tages wiederholte Steigen und Sinken des Wassers beobachteten, wie es der jüngere Plinius in einem seiner Briefe beschreibt¹⁾; man sieht die Anhöhe hinauf, wo hohe Cypressen stehen, und auf der andern Seite den grünen See — ein reizender Aufenthalt für einen sinnenden Gelehrten. Nachmittags in Como; der Kaiser war schon angekommen, Gedränge und Tumult in den Straßen, Not um Unterkommen; ich brachte die Nacht mit einem Reisegefährten auf dem Hofe des Wirtshauses im Wagen zu; die Kuppel des Marmordomes und die ganze Stadt strahlten im schönsten Lichte. Am folgenden Tage war Schiffrennen bei ungeheurem Menschengedränge, Wiederholung der Illumination und erleuchtetes Theater. Ich sah das Innere des Domes mit bunten Stoffen dekoriert, übel nahmen sich die rot überzogenen Säulen aus, mir fiel der Spruch ein:

„Meid eine Säule, sie sieht wie ein Fräule.“

Am 27. August kam ich mit meinem zufälligen Reisebegleiter, Hofapotheker Wittstod aus Berlin, der mich nicht

¹⁾ Epistolae L. IV, 30.

los ließ, weil er kein Wort italienisch oder französisch verstand, nach Mailand, dem Kaiser zuvor, da er sich in Monza aufhielt. So hatte ich Ruhe, den prachtvollen Marmorbau des Domes mit seinen unzähligen Pyramiden und Spitzen wenn auch nur von außen zu bewundern und von dem Dache aus die Gebirgskette mit den Schneespitzen des Montblanc und des Monterosa zu schauen; denn das Innere war leider wegen der Zurüstungen für die Krönung verschlossen. Der Arco della Pace, der ursprünglich als Triumphbogen die Thaten Napoleons verherrlichen sollte, dann zur Ehre Kaiser Franz I. in einen Friedensbogen umgewandelt worden, sollte, erst jetzt endlich vollendet, von Ferdinand I. eingeweiht werden. In der Galerie Brera sah ich die Meisterwerke der Mailänder Malerschule und im Refektorium des Klosters S. Maria della Grazie das fast zerstörte und restaurierte berühmte Abendmahl des Leonardo de Vinci. Auch besuchte ich die Ambrosianische Bibliothek und das Theater della Scala, wo eine Tänzerin sich ungeheuren Beifalls erfreute.

Auffallend erschien mir die schlechte Aussprache des Italienischen im Mailänder Dialekt: in der schnellen Rede verschwinden die klangvollen Vokale und die Endsilben werden verstümmelt; besonders häßlich ist das oft gehörte tschao mit zuwinkender Hand bei der Begrüßung: tschao d. i. schiavo: Ihr Sklave!

Ich schenkte mir die Königskrönung Ferdinands I. mit der lombardischen eisernen Krone, die im Dome durch den Erzbischof von Mailand am 6. September stattfand, und reiste weiter nach Genua.

Die gewöhnliche Art des Reisens ohne Eisenbahnen war damals diese: man mietete einen Wagenplatz bei einem Betturino, der auch die Mahlzeiten und Nachtquartiere übernahm. Für die 2½ tägige Fahrt, zwei Abendessen und Nachtquartiere be-

zahlte ich nicht mehr als 25 Francs, und wurde dabei nicht etwa schlecht bedient, unser Betturin benahm sich anständig, ganz wie ein gleich stehender Gentleman. Die gleiche Erfahrung machte ich auch später bei anderen. So hatte man die Bequemlichkeit, die Orte, wo man sich aufhielt, näher zu betrachten. Wir kamen nach Pavia: einst hieß dieses die Stadt der 100 Türme, città delle cento torri; man sieht deren noch sieben, viereckig von Backsteinen gebaut, schmal und hoch, mit schrägem Dach, ohne Fenster; es wird erzählt, daß es ehemals Sitte der Geschlechter war, bei einem freudigen Ereignisse, wie Geburt eines Sohnes, einen solchen Turm zum Andenken zu errichten. Die Universität ist ein großes Gebäude mit vier Höfen und Statuen berühmter Männer, die an ihr gewirkt haben. Von da über Voghera, Novi nach Genua. Von der Höhe des Passes Bocchetta erblickte ich zuerst das Meer, das in einem blauen Streifen sich von den weiter entfernten Gebirgszügen kaum unterscheiden ließ. Es war Sonntag, 2. September, als ich nachmittags in Genua ankam. Ich durchwanderte die Stadt der Marmorpaläste und sah den Hafen mit unzähligen kleinen Schiffen bedeckt; am Ufer saß eine lange Reihe von Frauen mit weißen Schleiern, wodurch sie sich von den schwarzbeschleierten Mailänderinnen unterscheiden; die Tracht kleidete sie gut bei ihren vollen Gesichtszügen, dem braunen Tein und den schwarzen Augen. Die Matrosen und Facchini mit ihren roten Zippelmützen und umhängenden Taden zeigten ein freies und ledes Wesen. Auf dem Markte hatte ich Gelegenheit auch die leidenschaftliche Festigkeit des Volksscharakters zu bemerken.

Den Dom und die Paläste, die ich sah, zu beschreiben wäre weitläufig und unnötig; ich erwähne nur einzelnes, das mir besonders gefiel. Die Kathedrale S. Lorenzo, ein mächtiger Bau im Rundbogenstil, innen dreischiffig; störend ist die

Abwechslung von schwarzem und weißem Marmor, und un- schön sind am Hauptportal die spiralförmigen Säulen: ich wohnte einer Messe bei, die der Cardinal-Erzbischof selbst feierte. Der Palazzo Ducale: ein größerer und ein kleinerer Saal dienten für die Zusammenkünfte des Dogen und der Signorie. Deckengemälde vergegenwärtigen die großen Ereignisse der Republik; einzeln dargestellt sind Christoph Colomb und der Doge Boccanera. Die schönste Lage hat der Palast Andrea Doria mit Gartenterrassen; er war vernachlässigt und in Wohnungen vermietet. Bewundert war ich, in den Gemäldegalerien der Paläste Brignole Sale und Durazzo neben den schönsten italienischen Bildern auch köstliche Rubens und van Dyck zu finden. Beide Künstler verweilten längere Zeit in Genua; van Dyck malte sieben Porträts aus dem Hause Brignole.

Eine große Überraschung war die Begegnung mit Berliner Bekannten, den Professoren Gans und F. Benary. Wir machten zusammen einen Ausflug nach Nervi. Es liegt auf dem Wege nach Sestri an der Riviera di Levante. Dort hat man auf der einen Seite den Blick auf das unendliche blaue Meer, auf der anderen zeigen sich reizende Landhäuser auf den Höhen, umgeben von Wein- und Olivenpflanzungen, von Orangewäldern und Cypressen, im Hintergrunde die sanften Linien des Apennin mit rötlichem Gestein. Wir saßen in Nervi über einem Orangewäldchen und genossen die süße Frucht, während der Mond im silbernen Gewölke aufging.

Mit dem Dampfschiff Colombo nach Livorno. Der Hafen ist nicht geräumig; die größeren Schiffe liegen außerhalb im Meere vor Anker. Die Stadt ist Freihafen und stellt einen großen Reichtum in prächtigen Läden zur Schau; dafür wird man aber an der Grenze aufs ärgste geschoren. Ich unternahm einen Abstecher nach Pisa. Es ist eine friedlich stille

Stadt, gut gepflastert, von freundlichem Aussehen in den Straßen längs dem Arno. Die vielen Kaffees, mehr als in Genua, deuten auf Müßiggang; sonst nimmt sich die Stadt ganz gewöhnlich aus und zeigt nichts mehr von ihrer alten republikanischen Größe, mit Ausnahme der Mauern, die ich auf 40 Fuß hoch schätzte. Die merkwürdigsten Bauwerke stehen alle auf einem Platz am Ende der Stadt beisammen: der Dom, der Glockenturm, das Baptisterium und das Campo santo. Der schiefe Glockenturm mit 8 Stockwerken und Rundgängen ist eine Mißgestalt; doch von seiner Höhe hat man einen weiten Umblick bis zu den Maremmen und dem Meere, auf die Gebirgszüge des Apennin im Nordost und den Montenero im Süden. Der Dom ist ein prächtiger Marmorbau, wie wenige ganz aus Einem Guß, 1063 angefangen und 1119 eingeweiht. Im Innern befinden sich Gemälde von großer Schönheit von dem Florentiner Andrea del Sarto, von den Sienesen Beccafumi und Sodoma. Das Baptisterium enthält die berühmte Kanzel von Niccolo Pisano mit Basreliefs voller Würde und frommer Andacht. Das Campo santo bildet ein längliches Viereck, zwei Cypressen stehen an jedem Ende; einzig ist dieser Friedhof, an dessen Seitenwänden sich die Kunst in Freskogemälden verherrlicht hat; weihvolle Stille empfängt den Beschauer. Ergreifend ist der Triumph des Todes und die Darstellung der letzten Dinge von Orcagna, erheiternd eine Reihe von Wandgemälden des Benozzo Gozzoli, in denen die Geschichten des Alten und Neuen Testaments mit Landschaften und Tieren geschmückt sind.

Auf dem Rückwege nach Livorno fuhr ich in einem Omnibus; wenn man die italienische Sprache in den Berliner Dialekt umsetzte, hätte man nach der Art der Gespräche und dem Benehmen der Leute glauben können, sich in einem Charlottenburger zu befinden.

Sehenswert ist die große Synagoge in Livorno. Von einem christlichen Tempel unterscheidet sie sich von außen durch den schmalen Eingang, durch den man eine Treppe hinauf geht, im Innern durch eine unzählige Menge von herabhängenden angezündeten Lampen. Die Gemeinde mit dem Hut auf dem Kopfe betrug sich, wenn auch sehr ungeniert, doch anständig. Der Rabbiner, der die Predigt hielt, zeigte die gleiche Lebhaftigkeit und Gesticulation wie die katholischen Priester in Italien, doch predigte er in spanischer Sprache, denn die jüdische Kolonie stammt aus Spanien. Noch jetzt reden die Alten in der spanischen Sprache, die Jüngeren lernen sie im Religionsunterricht, bei dem sie das Hebräische ins Spanische übersetzen.

In dem Freihafen von Livorno besteht religiöse Toleranz und freie Religionsausübung. Neben der Mehrzahl der Katholiken finden sich unierte und nicht unierte Griechen, Armenier, syrische Maroniten, Anglikaner und englische Sekten, deutsche Lutheraner und Calvinisten, endlich Juden.¹⁾

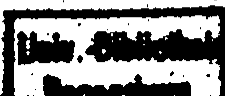
Nachmittags 5 Uhr bestieg ich das Dampfschiff Francesco primo; bei der Überfahrt dahin hatte man sich mit den Barcaruoli von Livorno, dem unverschämtesten Volk auf Gottes Erdboden, herumzuschlagen. Der erste Platz auf dem Dampfschiffe ließ an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig; ich las zur Übung im Italienischen die Promessi sposi von Manzoni. Am folgenden Mittag landeten wir in Civitavecchia; der Hafen ist mit Verteidigungswerken versehen, für den Handel aber von geringer Bedeutung. Wieder brachte man den Nachmittag und eine Nacht auf der Fahrt zu. Hinter der einförmig hügeligen Küste konnte man sich Rom denken. Endlich beim

¹⁾ Repetti, Dizionario di Toscana vol. II. p. 781 giebt die Zahl der Juden im J. 1836 auf 4497 Köpfe an.

Aufstehen am andern Morgen wurde ich überrascht durch den Anblick des Vesuv's, der Insel Ischia, des Gebirgs von Nola. Noch währte die Fahrt einige Stunden, bis das Cap Miseno erreicht wurde und das Castell d'Uovo zum Vorschein kam. Am Montag Vormittag, den 10. September 1838, kam ich bei trübem Himmel in Neapel an. Sanitätskommission und Douane bereiteten langwierige Schwierigkeiten — die Cholera hatte im vergangenen Jahre über 13000 Menschen in Neapel hingerafft — während unzählige Barken in Erwartung der Fremden unser Schiff umschwärmten. Hatte ich mich bei dem Landen glücklich durch das Gedränge durchgearbeitet, so fiel ich den Facchini in die Hände und auf dem Wege wurde mir das Schnupftuch aus der Tasche gestohlen. In Santa Lucia, einer Straße am Meere nahe bei Castell d'Uovo, legte ich meine Sachen ab und begab mich nach der Wohnung von Gerwinus, doch ehe ich sie erreichte, hörte ich schon von weitem seinen fröhlichen Zuruf „Erich,“ wie er mich zu nennen pflegte. Von da an hatte ich die Freude, Neapel und Umgegend in Gesellschaft mit ihm und Vittoria, seiner lebenswürdigen jungen Gattin, zu genießen.

Die Wunder Neapels zu beschreiben, ist nicht meine Absicht, ich will nur kurz das Hauptsächliche erwähnen, was ich dort vor mehr als 60 Jahren gesehen.

Der erste Gang war nach den Gartenanlagen der Villa Reale (jetzt Nazionale), die sich längs der Chiaja am Meere hinziehen; die Fortsetzung bildet die Straße auf der Höhe des Pofilippo, von der aus man das Meer und die Inseln überblickt. Man zeigt dort das Grab des Vergil; denn Vergil und Tasso leben im Andenken der Neapolitaner fort, die Standbilder beider zieren die Villa Reale. Die Stadt ist durch das weit in den Golf hinaus vorspringende Castell d'Uovo in zwei Hälften geteilt. Am besten übersieht man sie



und das ganze Panorama auf der Höhe von Camaldoli. Dort haben die Mönche den größten Teil durch Kloster und Garten weggenommen; doch gestatten sie zuvorkommend jedermann den Eintritt, mit Ausnahme der Frauen, denen er nur mit besonderem *Permesso di Papa* geöffnet wird. Die Aussicht war etwas getrübt durch Nebel und Dünste, um so schöner aber die Beleuchtung einzelner Sonnenblicke. Das Thal zwischen Camaldoli und Posilipp ist mit Ulmen bedeckt an denen Weinreben hinaufgezogen sind; am Ende des langgestreckten Hügels des Posilipp zeigt sich die Insel Misita, weiterhin Procida, Ischia und Capri. Man übersieht die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, nur an einer Stelle durch das Castell St. Elmo verdeckt, auf der entgegengesetzten Seite den Golf bis zum Vesuv und die ihn einschließende Landzunge von Sorrent bis zum Cap Minerva. Im Golf sahen wir zehn Fregatten in einer Linie aufgestellt, mit denen König Ferdinand II, *il Rè bomba* genannt, seine geliebten Unterthanen in Ruhe erhielt; er hatte ein Jahr vorher schlimme Erfahrungen in Sicilien gemacht.

Wir drängten uns durch die ziemlich enge Hauptstraße, *via di Toledo*, die einen Teil von Neapel durchschneidet; an einer Stelle wurde ein Feuerwerk abgebrannt, man schien darin keine Gefahr zu sehen. Die Fremden werden durch Kuppler angerufen; einem, der sich als Ehemann zu erkennen gab, antwortete der Versucher: „*Ché ché, non si mangia sempre dallo stesso piatto.*“ (Ach was! man ißt nicht immer von derselben Schüssel). Bei *santa Lucia* wurde wunderliches Seegetier feilgeboten und zum Teil auf Pfannen gebraten.

Mit den deutschen Reisenden, dem Archäologen Ulrichs und dem Historiker Papencordt zusammen besuchten wir die Kirchen: den Dom von St. Gennaro — es war gerade am 17. September, wo alljährlich das in einem Fläschchen auf-

bewahrte Blut des Heiligen durch ein Wunder flüssig gemacht wird, doch verzichteten wir auf das Schauspiel wegen des furchtbaren Gedränges; die Kirche S. Maria Incoronata mit den lieblichen Freskomalereien aus der Schule Giotto's, die die sieben Sakramente, am schönsten das der Ehe, darstellen —, die Kirche S. Maria del Carmine, wo Konradin und Friedrich von Baden begraben liegen, denen König Maximilian II von Bayern an demselben Orte ein schönes Denkmal von Thorwaldsen gestiftet hat.

Ursichs und Papencordt reisten weiter nach Sicilien, dafür stellten sich Ganz und Benary wieder ein, von denen ich mich in Livorno getrennt hatte. Ein Abenteuer begegnete mir und Benary. Als wir eines Morgens, wie schon öfter, weit in den Golf zum erfrischenden Bade hinausfuhren, denn es war sehr heiß in den Frühstunden bis der Seewind sich einstellte, sahen wir, im Meere schwimmend, den Bootsmann plötzlich mit größter Schnelligkeit auf und davon nach dem Lande zu fahren und es überkam uns die Angst, ob er uns im Stich lassen und berauben wolle. Doch ebenso schnell als er sich entfernt, kam er auch wieder zurück und brachte nur eine Treppe mit, um bequemer aus dem Wasser in das Boot einsteigen zu können.

Wiederholt betrachteten wir im Museo Borbonico die reichen Sammlungen von Bildwerken in Marmor und Bronze, von Ausgrabungen und Fresken aus Pompeji, — darunter das berühmte Mosaik der Alexanderschlacht — von Gemälden aus der Renaissancezeit der verschiedenen Malerschulen. Eine besondere Abteilung bildete die Gemäldesammlung des Prinzen von Salerno; sie war reich an phantastischen Landschaften des genialen Salvator Rosa, doch als Perle erschien mir ein wunderliebliches Bild von Bernardino Luini, dem vorzüglichsten Schüler des Lionardo da Vinci, und ich kann mich nicht ent-

halten, ausnahmsweise, eine Beschreibung davon zu geben, da die Sammlung selbst nicht mehr vorhanden ist, und das Bild nach der Beschreibung sich vielleicht noch irgendwo auffinden läßt. Es stellt die heilige Familie dar: die selige Freude der Mutter ist darin aufs schönste ausgedrückt, sie kniet vor dem Kinde, indem sie die Arme nach ihm ausstreckt, dabei aber eine abwehrende Bewegung der Hände macht, gleich als wolle sie im Erstaunen es von sich abhalten, um es länger zu betrachten; das reizende Kind voll Leben und Wahrheit liegt vor ihr und hebt das Armchen zu ihr hinauf; auch Joseph kniet vor ihm, die Arme über die Brust gekreuzt, mit dem Ausdruck der Verehrung und Liebe. Die höchste Schönheit ist in diesem Bilde erreicht durch die Vereinigung tiefer Empfindung mit größter Naturwahrheit.

Nicht besonders lohnend war eine Ausfahrt nach Caserta auf dem Wege nach Capua. Das ungeheure im Viereck gebaute königliche Schloß mit Kunstgarten, dem von Versailles nachgebildet, ist eine bourbonische Prahlerei. Merkwürdiger erschien der vier Stunden lange Aquadukt, der auf drei übereinander gebauten Steinbogen das Gebirgswasser über das Thal nach Caserta leitet.

Das dem Tageslicht wieder gewonnene Pompeji übertrifft alle Erwartung. Von dem antiken römischen Dasein und seiner Kultur erhält man eine lebhaftere Vorstellung nur hier. Der Ort war nur eine kleine Provinzialstadt, aber mit welchem Luxus der Bedürfnisse und welcher Eleganz der häuslichen Einrichtungen ausgestattet! Auf den Wandmalereien sieht man heitere Bilder aus der Götterwelt; alle Gerätschaften, Lampen und Gefäße, sind Muster der Kunst und des Geschmacks, denn sie dienten nicht bloß dem Bedürfnisse, sondern auch zum Schmucke. Man geht durch die Gräberstraße zum Thore der Stadt, gleichsam vom Tode zum Leben.

In gerader Linie zwischen aufgedeckten Wohnungen fortschreitend, erreicht man das Forum, das von den Tempeln des Jupiter, der Venus, des Merkur, von der Curia und der Basilika umgeben ist. Alle räumlichen Verhältnisse sind klein nach unseren Begriffen. Man ist seitdem mit den Ausgrabungen weiter fortgeschritten; wir sahen, wie es dabei zugeht. Zu Ehren des Herzogs Bernhard von Weimar, mit dem wir zusammentrafen, wurde eine simulirte Ausgrabung in einem der Häuser veranstaltet, wobei ein vorher verstecktes antikes Gefäß entdeckt und durch Ungeschick der Arbeiter zerschlagen wurde. Der Herzog gab der anwesenden Gesellschaft ein Frühstück in einem ausgewählten Zimmer mit Wandgemälden. Professor Zahn, der Herausgeber der Pompejanischen Wandgemälde, war der Führer; er mußte auch von der Nichtswürdigkeit und Käuflichkeit der Neapolitaner aller Stände zu erzählen. In dem näher am Meere gelegenen durch Lavaströme und vulkanische Massen gänzlich verschütteten Petulaneum stiegen wir auf vielen ausgehauenen Stufen hinab und sahen bei Fackelbeleuchtung das Theater mit den im Halbrund aufsteigenden Sitzreihen.

Wir bestiegen den Vesuv. Man fährt zu Wagen bis Mesina, wo man Führer mit Pferden findet, und reitet über den Lavastrom bis zum Aschenkegel, auf dem man noch, oft zurückrutschend, eine halbe Stunde hinaufklettern muß; es war ein komischer Anblick, den schwerfälligen Freund Ganz, vorn am Gurt gezogen und hinten geschoben, hinaufgeschleppt zu sehen. Oben geht man auf dem glühenden Boden herum; es waren noch drei Schlünde von der letzten Eruption zu sehen, doch rauchte der Berg nur wenig. Die Aussicht aus der Vogelperspektive über Stadt, Golf und Inseln und nach dem Monte S. Angelo ist zu hoch, um malerisch zu sein.

Nach Sorrent brachte uns eine vierstündige Wasserfahrt

über den Golf; dort trafen wir in dem bekannten Gasthaus Sirene das Ehepaar Sulpiz Boisseree. Mit ihnen machten wir die Spaziergänge längs dem steilen Felsufer mit dem Blick auf das blaue Meer und den hohen Monte S. Angelo. Olivenpflanzungen wechseln mit Kastanien, Citronen, Orangen, Feigen ab. In wundervoller Farbenpracht zeigte sich die Insel Capri, zu der wir hinüber fuhren. Hellgrün erschien das Meer an der Marina und dunkelviolet, fast tintenfarbig, längs der steilen Küste bis zur blauen Grotte, die der Maler Kopisch entdeckte. Durch eine kleine Öffnung fährt man in liegender Stellung auf dem Rachen hinein und findet sich mit zauberischem blauen Lichte umgeben, das sich von der Höhe der Grotte und dem Felsgrunde wiederspiegelt und das Wasser selbst mit allem, was darin ist, hellblau durchfärbt. Wir ritten zur Villa des Tiberius hinauf, von der noch Gewölbe und andere Ruinen sichtbar sind, und erinnerten uns der unglaublichen Schilderung Suetons von den schandbaren Lüsten, denen sich der Imperator dort hingegeben haben soll. Nur ein mäßiges Vergnügen gewährte dort oben der von einigen Mädchen aufgeführte leidenschaftliche Tanz, Tarantella, in Begleitung des Tambourins; die Mädchen hätten hübscher sein müssen, als es im allgemeinen das verkommene Geschlecht von Neapel ist.

Von Sorrento nach Amalfi führt der Weg auf einem steilen Pfade hinunter nach dem Landungsplatz Scaricatojo und von da eine zwei- und halbstündige Fahrt zu Wasser nach Amalfi. Von der ehemaligen Handelsgröße des Ortes sieht man keine Spur mehr, dagegen bietet das in den Felsen gehauene Kapuzinerkloster den schönsten Ausblick auf die Meeresbucht und in die Ferne. Weiter hinauf liegt das alte Städtchen Ravello, bemerkenswert durch seine Kathedrale, mit Bronzethüren aus dem 12. Jahrhundert. Eine entzückende Wasserfahrt über das dunkelblaue Meer bei frischem

Seewind brachte uns und Boisserées von Amalfi nach Salerno, das einst im Mittelalter durch seine erste blühende medizinische Schule, an der auch schon Frauen als Professoren wirkten, berühmt war; wir fanden da einen lärmenden Jahrmart und ein schlechtes Unterkommen. Von dort erreichten wir in langer vierstündiger Fahrt die in einsamer Öde gelegenen Tempel von Pastum, der alten griechischen Stadt Posidonia; sie sind aus der besten griechischen Zeit, herrliche Werke dorischer Architektur: der Neptuntempel, der Ceresempel und eine Basilika; noch stehen von ihnen die grandiosen Säulenreihen, ich zählte am Neptuntempel 14 dorische Säulen an den Seiten und 6, die Ecksäulen doppelt gerechnet, in der Front; die innere Cella war von zwei übereinander gestellten Säulenreihen eingefaßt, von denen noch einige erhalten sind.

Von Salerno nach Neapel zurück ging der Weg zu Land durch ein reizendes Thal nach Nocera. Das berühmte Kloster la Cava, dessen Urkundenschätze im Druck herausgegeben werden,¹⁾ blieb rechts liegen; bei Torre dell' Annunziata, nahe Pompeji, kamen wir wieder ans Meer.

Nicht versäumt wurde der Besuch von Bajä, wo einst das römische Badeleben sich in größter Üppigkeit entfaltete. Von den Palästen, in denen sich die römischen Kaiser in Pracht überboten, ist wenig mehr an Ruinen vorhanden, mehr dagegen von Tempeln und Bädern; unter diesen die Schwitzbäder des Nero in der unterirdischen Grotte der Sibylla, zu der man durch einen langen Stollca hinabsteigt. Auf dem Wege nach Cap Miseno, wo Kaiser Augustus einen Teil der römischen Flotte aufstellte, befindet sich die sogenannte Piscina, eine ungeheure unterirdische Cisterne unter

¹⁾ Der Codex diplomaticus Cavensis. Mediolani Hoepli ist in acht großen Quartbänden erst bis zum Jahre 1065 vorgeführt.

einem von 48 Pfeilern getragenen Gewölbe, die die Flotte mit herzugeleitetem Trinkwasser versorgte. Abseits von allen Genüssen und Freuden der Welt, die diese Gegend den Römern darbot, wurden sie an das Ende gemahnt durch die nicht weit davon entfernte Pforte der Unterwelt am stillen Totensee, wo Vergil seinen Helden Aeneas in den Tartarus hinabsteigen läßt.

Der Mensch kann auch unglücklich sein unter dem schönsten Himmelsstrich und noch dazu in vollem Lebensüberfluß. Eines Mittags waren wir bei Konsul Alenze aus Mecklenburg; von seiner Villa auf der Höhe überschaut man alle Herrlichkeiten des Golfs von Neapel, doch seine Frau, eine Berlinerin, verschloß die Läden ihres Zimmers, um nichts zu sehen, denn Neapel war ihr verleidet durch nichtswürdige Dienstboten und Betrügereien im Handel und Wandel.

Am 8. Oktober früh bei herrlichem Sonnenaufgang verließen wir — ich rede immer von Gerbinus und Vittoria mit mir — das schöne Neapel; Wagenplätze waren in der Privatpost von Angrisani bis Rom genommen. Auf dem Wege sahen wir die Kathedrale von Capua mit antiken Säulen — das Amphitheater lag uns zu fern; in Terracina hatten wir die Zollvisitation zu bestehen; die Pontinischen Sümpfe konnten wir nachts verschlafen. Das auf einer Borhöhe des Albaner Gebirgs prachtvoll gelegene Belletri feierte gerade ein großes Fest zu Ehren seines Bischofs und Kardinallegaten, bei dem Beginn seiner Oktober-Billeggiatur, mit Pferderennen (corso dei barberi), Lotterie (tombola), Feuerwerk und Akademie. Nach einem Regentage fuhren wir am 12. Oktober, also am 5. Tage, am Colosseum vorüber in Rom ein.

Wir mieteten uns in einer möblierten Privatwohnung in der Via di Ripetta am Tiber ein, wo wir die freie

Aussicht nach der Peterskirche und Trastevere hatten; und benutzten das schöne Wetter, um uns zuerst mit dem Äußeren der antiken und modernen Stadt und ihrer nächsten Umgebung bekannt zu machen. Es war die Zeit der frohen Oktoberfeste, die das Volk in der Villa Borghese vor der Porta del Popolo beging. In dem Park dieser Villa sah man noch die zierliche Villa des Rafael, die seitdem verschwunden ist. Anders als bei der neapolitanischen Tantara nehmen sich im römischen Tanz Saltorello die schönen Gestalten der Mädchen und die schlanken der Burschen aus.

In der letzten Woche des Octobers machten wir einen Ausflug nach Tivoli, Subiaco, Olevano, Palestrina und von dort über Albano nach Rom zurück. Auf dem Wege nach Tivoli berührten wir die Villa Adriana auf dem Landgute des Duca Braschi, wo einst der Kaiser Hadrian¹⁾ den monströsen Gedanken durchgeführt hatte, die merkwürdigsten Dinge der Welt in Abbildern zu vereinigen. Man sieht noch die Ruinen des kaiserlichen Palastes, des griechischen Theaters, der Poikile und der Akademie von Athen, des ägyptischen Canopus. Da wo das Gebirg anfängt, zeigt sich auf der Höhe Tivoli, das alte Tibur, das Horaz und Propertius besungen haben. Noch erhalten ist ein zierlicher Rundtempel, der als Tempel der Besta oder der Sibylla benannt wird. Unter diesem sieht man die Wasserfälle des Anio (Teverone) in mächtigen Sprüngen von Terrasse zu Terrasse herabstürzen, wo sie unten im Schatten der Laubgänge angenehme Kühlung verbreiten. Von dort folgten wir, auf Eseln reitend, dem Laufe des Anio, weiter ins Gebirg hinein und erreichten Subiaco, wo wir einen Tag verweilten und die Klöster des hl. Benedict betrachteten, die, zwölf an der Zahl, der Heilige auf

1) Vgl. Kaiser Hadrian von Gregorovius 2. A. S. 489.

den Höhen ringsum gegründet hat, während er selbst in einer Felsengrotte seine Tage in Andacht verlebte. Mein Freund Gerbinus war bei allem dem unablässig mit seiner Geschichte der deutschen poetischen Litteratur beschäftigt; in einigen mitgenommenen Bändchen von Herder und Wieland las er des Abends. Auf steilem, steinigem Wege ging es weiter hinauf und hinab, in erstaunlicher Höhe lagen die Ortschaften wie Felsennester: man kann sich keine größere Verlassenheit und Armut denken. Im Wirtshause zu Olevano fanden wir in einer einzigen Stube neben dem Bette den Ertrag des Feldes und der Weinernte mit Hühnern, Tauben und Hunden vereinigt, aber auch eine tüchtige Wirtin und eine schöne, schüchterne Tochter. Ein reizender Weg führte nach Palestrina, dem alten Präneste, wo man aus den Bergen herauskommt und die römische Campagne, sowie das Sabinergebirge bis Velletri übersieht. Wir kehrten bei dem Gutmacher Bernardini ein, der das Wirtshaus hatte. Es waren ihm zwölf Kinder am Leben und seine Frau, die fünfzehn geboren hatte, sah so aus, als ob sie noch zwölf andere zur Welt bringen könnte. Auf diese unsere schmeichelhafte Bemerkung erwiderte sie, auf Gerbinus deutend, *l'amore consuma, l'amore stanca, vedete come egli è magro*. Sie liebte nicht die Mönche: *mi fo un caca di loro* (ich mache mir einen D aus ihnen), doch erklärte sie es für unanständig, daß bei uns die Priester verheiratet seien. Der Mann trieb Handel mit Wein und Branntwein, verfertigte Hüte und machte den Wirt; dabei hilft ihm sein *garzone*, der die Hüte zum Verkauf ins Land trägt und zu Hause den *cameriere* sowohl wie den *cicerone* für die Fremden macht. Sehenswert sind die Reste des Tempels der Fortuna und die alten Mauern von Präneste, sowie die Sammlung von *Maritäten* im verlassenen Palast Barberini.

Von unserer Wirtin bis zum Thore hinaus begleitet, zogen wir weiter nach Frascati, wo die Römer ihre Sommerfrische zu halten pflegen. Goethe schildert in seinem zweiten Aufenthalt in Rom die angenehmen Tage, die er dort im Herbst 1787 verlebte und wie er sich in eine anmutige blonde Mailänderin verliebte. Das reinliche und wohl eingerichtete Wirtshaus, das uns in Frascati empfing, fanden wir sehr behaglich im Gegensatz zu den interessanten Naturzuständen, die wir soeben verlassen hatten. Das alte Tusculum auf der Höhe über Frascati, berühmt durch Ciceros Tusculanum und seine philosophischen Gespräche, worin er die Verachtung von Tod, Schmerzen und Krankheit lehrte, liegt jetzt nur noch als Trümmerhaufen oben.

In Albano hat man auf der einen Seite den Blick auf den Albaner See und den Monte cabo, auf der andern über die Campagna nach Rom und einen blauen Streifen des Meeres in der Ferne. Keine reizendere und dem Wohl befinden zuträglichere Sommerresidenz konnten sich die Päpste wählen als Castell Gandolfo, an dem schönen kleinen See, in dessen Nähe einst die älteste Stadt Latiums, Alba Longa lag, die Rom zerstörte, um sich durch Heringziehung ihrer Bewohner zu vergrößern.

Am 28. Oktober lehrten wir nach Rom zurück. Was ein römisches Volkslied sei, hörten wir bei der Heimkehr: eintönig die Melodie und unsinnig der Text: Cuore mio, cuore tuo, hahaha, hohoho, hé hé hé: io son' innamorato cogli occhi miei, ma col cuore no, se non cred' a Potenziale, signor Prospero lo dirà, und so in beständiger Wiederholung: Cuore mio usw.; vier Chöre standen auf der Piazza Barberini, die dasselbe Lied die ganze Nacht hindurch unermüdblich fortplärten.

Der ganze Winter lag nun vor uns, um das alte und

das neue Rom, seine Kirchen und Paläste, Straßen und Ruinen, Kunstschätze im Vatikan und in den fürstlichen Palästen unseren Sinnen und Gedanken durch wiederholtes Sehen einzuprägen. Man kann das wohl in vierzehn Tagen an der Hand des Gell-Fels oder des Baedeker abmachen, aber bei der überwältigenden Masse von Eindrücken nicht sich zu eigen machen. Goethe brauchte, die Reise nach Sicilien eingerechnet, anderthalb Jahre dazu. Ich lasse mich auch hier nicht auf nähere Beschreibung ein, obwohl ich noch manches sah, was seitdem verschwunden ist, wie die Villa Ludovisi, während ich anderes nicht sah, was seitdem aufgedeckt wurde, wie den größten Teil des Forum Romanum und die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin, welche damals die Villa Mils mit ihren Rosengärten bedeckte.

Die verschiedenen Epochen Roms und der Weltgeschichte liegen in dem heutigen Alt- und Neu-Rom vor Augen. Die glänzendste Zeit Neu-Roms war die der Wiedererstehung (das französische Renaissance ist kein besseres Wort) unter den Päpsten Julius II und den beiden Medicern Leo X und Clemens VII (1513—1534). Von der Großheit und dem Gedankenfluge Michel Angelos kann man sich nur in der Sixtinischen Kapelle, von der geistvollen Schönheit Rafaels nur in den Loggien und Stenzen (Zimmern) des Vatikans den rechten Begriff machen.

Ich beschränke mich darauf, einige charakteristische Grabmäler aus den verschiedenen Zeiten zu erwähnen.

Aus der Zeit der Republik stammt das Grabmal der Cäcilia Metella, einer Tochter des Metellus Creticus und Gemahlin des Triumvirs Crassus. Es ist ein mächtiger Rundbau vor der Porta San Sebastiano, die im Mittelalter eine Burg der Gaëtani war. Ein anderer imposanter Rundbau ist die moles Hadriani am Tiber, die Grabstätte Hadrians

und der nachfolgenden Kaiser, die Burg der Crescentier im Mittelalter, das Castell St. Angelo der Päpste, in das sie oft vor dem römischen Volke und den deutschen Kaisern ihre Zuflucht nahmen.

Ein Gegenstück zu diesen grandiosen festungsartigen Behausungen des Todes bildet das bescheiden lebenswürdige Denkmal, das, gleichfalls in der römischen Zeit, ein Bäcker Namens Euryfaces, der zugleich Staatslieferant (redemptor) war, seiner verstorbenen Ehefrau setzte. Es wurde bei der Porta maggiore (Praenestina) aufgedeckt. An einem Backofen sieht man in Basreliefs die verschiedenen Geschäfte des Bäckergerwerbes dargestellt: der Teig wird geknetet, im Backtrog gefornt, das Brot gemogen, in Körbe verpackt und zum Verkauf ausgetragen. An der Mauerwand befindet sich eine Marmortafel mit folgender Inschrift:

Fuit Atistia uxor mihei
Femina opitama veixsit,
Quojus corporis reliquiae
Quot superant sunt in
Hoc panario.

Atistia war meine Gattin, in ihrem Leben die beste Frau; ihre Überreste sind in diesem Brotkorb.¹⁾

In der Zeit des höchsten Glanzes des Papsttums ließ Julius II sich bei seinen Lebzeiten ein prachtvolles Denkmal in der Kirche San Pietro in Vincoli setzen, das nur teilweise zur Ausführung gelangt ist. Hierzu gehört der sitzende Moses in weißem Marmor von Michel Angelo, in dessen Gesichtszügen, wie man meint, sich der Unwille über des Volkes Untreue kund giebt. Den Eindruck auf den Beschauer hat der Dichter Giovanni Battista Zappi, ein Akademiker der Arkadia (gest. 1719) in folgenden Versen geschildert:

¹⁾ Ich schrieb diese Inschrift am Orte selbst ab; sie ist abgedruckt im Corpus inscriptionum Latinarum T. VI, Nr. 1958.

Quest' é Mosé, quando scendea dal monte,
E gran parte del Nume avea nel volto,
Tal era allor che le sonanti e vaste
Acque ei sospese a se d' intorno, e tale,
Quando il mare chiuse e ne fé tomba altrui.
E voi, sue turbe, un rio vitello alzaste!
Alzata avete imagine a questo eguale,
Ch' era men fallo l' adorar costui. ¹⁾

Das neuere Italien hat seinem Dichter Torquato Tasso (gest. 1595) nur einen unscheinbaren Grabstein vergönnt, den ihm die Mönche von San Onufrio setzten. ²⁾ Oft hat der geistesgestörte Dichter dort auf dem Janiculus jenseits des Tibers unter einer Eiche den melancholischen Blick auf das ewige Rom gerichtet. Sein in der Bibliothek des Klosters aufbewahrtes Brustbild in Wachs nach der Totenmaske zeigt in den Gesichtszügen einen feinen und zart sinnigen Ausdruck und auf den Lippen ein Lächeln der Verückung.

Frau Vittoria Gerwinus hatte uns ein gemütliches Hauswesen in der Via Ripetta eingerichtet und wir standen in angenehmem Verkehr mit Einheimischen und Fremden. Boissereés, von denen wir uns in Neapel getrennt, fanden sich wieder ein; oft sahen wir den preussischen Arzt Dr. Schulz und Frau auf casa Tarpeja; das Ehepaar Kaulbach und andere deutsche Künstler gesellten sich hinzu und begleiteten uns auf unseren Wegen. Wir lernten auch den hannöverschen Minister-Residenten Restner kennen, den Sohn von Werthers Lotte, der

¹⁾ Und Ihr, seine Schaaren, habt ein schlechtes Kalb erhoben, besser hättet ihr ein Bild diesem gleich erhoben, denn geringer wäre die Sünde ihn anzubeten gewesen.

²⁾ Erst Pius IX hat daselbst ein Denkmal mit der Statue des Dichters errichten lassen.

uns an einigen Abenden die noch nicht bekannten Briefe an seine Eltern von Goethe vorlas. An die preußische Gesandtschaft im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol war ich gewiesen; der Geschäftsträger von Buch, der auf Bunsen folgte, lud mich bisweilen zur Tafel ein. Unter preußischem Schutze wurde dort der protestantische Gottesdienst gehalten; der viel gewandte Heinrich Abeken, später wirklicher Geheimer Legationsrat im auswärtigen Ministerium Bismarcks, war der Gesandtschaftsprediger; man nannte ihn den Abechone, den großen Abeken, zum Unterschied von dem Abechino, dem kleinen, seinem Vetter, dem Archäologen Wilhelm Abeken. Herr von Buch führte mich bei dem österreichischen Botschafter von Lützow ein, der ein großes Haus im Venezianischen Palaste machte; in zwei Abendgesellschaften (adunanze), bei denen getanzt wurde, sah ich dort die vornehme Gesellschaft Roms und der Fremden vereinigt, unter den weiblichen Schönheiten schienen mir die Engländerinnen den Preis davon zu tragen. In der zweiten Gesellschaft, die zur Fastnachtszeit stattfand, waren der Großfürst Alexander von Rußland und der Kronprinz Max von Bayern anwesend; jener that sich durch Eleganz in Contretanz und Mazurka hervor, dieser zeigte sich galant gegen die Damen und belebter in der Unterhaltung als der Großfürst.

Der livländische Baron Uxküll suchte mich auf, denn er rühmte sich der Bekanntschaft meines Vaters von Berlin her. Er lud mich zur Tafel bei sich ein, wo ich eine ganz internationale Gesellschaft antraf, Italiener, Deutsche, Franzosen, Engländer und Russen: man wetteiferte in Toasten in den verschiedenen Sprachen, als ob sie allen gleich verständlich wären; ich hatte die Ehre neben dem berühmten Opernkompontisten Spontini zu sitzen, der zur Zeit Generalmusikdirektor in Berlin war, wo seine lärmenden Opern Vestalin, Olympia,

Ferdinand Cortez, Nurmahal mit dem größten Pompe aufgeführt wurden, bei allem dem verstand er kein Deutsch.

Ich bedauerte, daß ich nur wenig Fühlung mit den ausgezeichneten jungen deutschen Gelehrten hatte, die damals ihren Studien in Rom oblagen, Otto Jahn, Ulrichs, Papencordt, die mit Emil Braun, dem Sekretär des erst vor zehn Jahren durch Gerhard und Bunsen gegründeten archäologischen Instituts, einen Kreis für sich bildeten; ich war von anderer Seite gefesselt.

Von dem Römer Cacciotti, bei dem ich italienische Konversationsstunden nahm, hörte ich manches über die Zustände des Kirchenstaates. Alle hohen Staatsämter in Rom sowie die Statthaltereien (Legationen) der Provinzen sind in den Händen der Kardinäle und Prälaten. Der Kardinalstaatssekretär — zur Zeit der streng reaktionäre Kardinal Lambruschini, ist der eigentliche Leiter der päpstlichen Regierung. Nächst ihm ist eine besonders wichtige Person der Schatzmeister: denn die Finanzen des Kirchenstaates liegen sehr im argen; es besteht ein jährliches Defizit, das durch Rothschild gedeckt werden muß; dennoch läßt der Tesoriere Tosti eine prachtvolle Fassade in Marmor an der Post bauen, um sich einen Namen zu machen; er läuft dabei für sich keine Gefahr, denn wenn ihn der Papst entfernen will, macht er ihn zum Kardinal. Die Kardinäle haben ein jährliches Einkommen von 4000 Scudi, damit könnten sie aber nicht auskommen, wenn sie nicht noch einträgliche Benefizien daneben besäßen.

Es giebt zwei Wege, eine Laufbahn im Kirchenstaat zu machen. Ein Mönch oder Kanoniker zeichnet sich durch gelehrte Kenntnisse in kirchlichen Dingen aus und thut sich in einer der Congregationen (Verwaltungsdepartements) hervor; seine anerkannte Tüchtigkeit verschafft ihm die Kardinalswürde. So war der jetzige Papst Gregor XVI noch vor zehn Jahren

ein Camaldulenser Mönch und Bibliothekar des Ordens. Der andere Weg zu den hohen Staatsämtern ist der, den die zum geistlichen Stande bestimmten Mitglieder der fürstlichen und hochadeligen römischen Familien einschlagen. Bei diesen ist eine Prälatur erblich; der junge Mann wird in eine Congregation geschickt und studiert Theologie und das kanonische Recht: so vorbereitet wird er angestellt entweder bei der *Ruota*, dem obersten Gerichtshofe, oder in einem administrativen Departement; persönliche Gunst und Familienanhang thun das meiste dabei. Bei einem Papstwechsel findet eine gänzliche Veränderung des Beamtenpersonals statt, und es kann geschehen, daß ganz unerfahrene junge Leute mit den wichtigsten Posten betraut werden.

Für Handel und Industrie wird nicht das geringste gethan; daher ist das Volk verarmt. Die Monopole von Salz, Tabak und Lotto werden von dem Hause *Torlonia* verwaltet. Die Regierung hat dabei ein gutes Geschäft gemacht. Nach dem Anschlage des mittleren Ertrages wurde die jährliche Pachtsumme, die das Bankhaus zu zahlen hat, festgesetzt und außerdem teilt es den Gewinn mit der Regierung; die Beamten werden gut besoldet und der Unterschleif scharf überwacht; dadurch hat sich das Einkommen des Staats aus diesen Monopolen außerordentlich vermehrt.

Die Munizipalität von Rom hat wenig zu bedeuten. Sie besteht aus einem Senator und mehreren Consensatoren, die von der Regierung ernannt werden. Senator war zur Zeit ein *Orsini*, Schwiegersohn von *Torlonia*; vor ihm ein *Corfini*, dem, als er den Versuch machte, die städtischen Rechte zu wahren, die Weisung gegeben wurde, entweder nicht auf ihnen zu bestehen oder aber abzutreten; er zog das letztere vor.

Man kann dieses düstere Bild von den Zuständen des Kirchenstaates, wie er damals und noch später beschaffen
Sewel, Erinnerungen. 5

war, bestätigt und ergänzt finden in der Schilderung, die Döllinger in seinem Buche über Papsttum und Kirchenstaat, 1861 (S. 561 ff.) aus bewährten Quellen entnommen hat. Allgemein war die Unzufriedenheit der gebildeten Stände über das schlechte und willkürliche Priesterregiment, das sich allein auf die päpstlichen Schweizerregimenter stützte, und das dringende Verlangen nach Reformen. Die Notwendigkeit hier Wandel zu schaffen war längst auch von den auswärtigen Mächten anerkannt; in einem berühmten Memorandum vom Jahre 1831 hatten sie die Grundzüge der unumgänglichen Verbesserungen aufgestellt, um dem Skandal ein Ende zu machen. Selbst Papst Gregor XVI war damit einverstanden, fühlte sich aber zu alt und ohnmächtig, das Werk zu unternehmen. Man weiß, wie es seinem Nachfolger Pius IX damit ergangen ist.

Bei allem dem schien das Volk von Rom im Jahre 1839, da ich es sah, völlig zufrieden und es gab sich um so mehr der Freude und allen Lustbarkeiten hin, als die Schrecken der Cholera, die 1837 in Rom gewüthet hatte, glücklich überwunden waren.

Die Kirchenfeste, die mit allem herkömmlichen Pompe begangen wurden, waren zugleich Volksfeste. Wir wohnten den Feierlichkeiten an Aller Heiligen und Aller Seligen, 1. und 2. November, in der Sixtinischen Kapelle bei. Gregor XVI selbst celebrierte die Messe: in würdiger Erscheinung bewegte er sich rüstig hin und her und sprach den Segen mit lauter und tiefer Stimme; man merkte ihm nichts an von dem Krebsleiden, an dem ihn der deutsche Arzt Alexz aus Achen behandelte. Der liturgische Gesang der päpstlichen Kapelle konnte uns nur wenig befriedigen; er hatte allzuviel von dem gewöhnlichen Kirchengelärre an sich, bei dem die in der Kehle gebrochenen Töne ein unangenehmes Quäken verursachen;

höchst ausdrucksvoll und ergreifend dagegen klang die Motette Dies irae; man glaubte eine andächtige Seele im Gebet, im Angstruf, in der Erhebung und Lobpreisung Gottes, worin sich helltönende Silberstimmen der Engelscharen mischten, zu vernehmen.

Es folgte das Fest der h. Barbara, der Patronin der Artillerie, am 4. Dezember, das sich am Morgen durch Kanonendonner vom Castell S. Angelo ankündigte; dann am 8. das große Fest der Empfängnis Maria. Ich hörte in S. Maria sopra Minerva die Predigt, die ein junger Geistlicher mit vielem Feuer vortrug — er sprach über die Nichtigkeit der Sinnlichkeit, der Ruhmbegierde und des Verlangens nach Reichthum — und sah eine große Prozession, die von der Kirche Araceli am Kapitol nach dem Plaze di Venezia herunterkam, voran das Madonnenbild, dann rauschende Musik, dann Christus am Kreuze, dann die ganze Bruderschaft der Kapuziner. Bäuerinnen vom Lande mit scharlachroten Miedern und weißen Tüchern auf dem Kopfe, die schönsten Frauenerscheinungen, die ich je gesehen, standen unter den Beschauern mir zur Seite.

Das Weihnachtsfest feierten wir auf deutsche Art bei uns zu Hause. Es war der kälteste Tag des Jahres, am Morgen lag Schnee auf den Dächern. Bei uns waren die Ehepaare Boisseree und Schulz, der Arzt Höfler (später Badearzt in Tölz), der Architekt Gladbach aus Darmstadt. Frau Viktorie hatte alles aufs schönste hergerichtet, statt des Tannenbaums, der in Rom nicht zu haben ist, brannte ein Lorbeerbaum mit vielen Lichtern, unter dem jeder ein Geschenk fand; natürlich waren alle bemüht dem lebenswürdigen Frauchen etwas Liebes zu erweisen. Der Sylvesterabend vereinigte uns bei Dr. Schulz auf casa Tarpeja. Es wurde Punsch getrunken und ehe man sich's versah, war die Mitternachtsstunde heran

gekommen; man beschloß sich mit den Punschgläsern auf das Dach des Hauses zu begeben und das Neue Jahr 1839 im Angesicht der Weltstadt zu begrüßen. Ein wundervoller Mondschein beleuchtete das ganze Panorama und spiegelte sich unter uns auf dem Tiber; man sah ganz deutlich in der Ferne die Gebirgszüge in silberbläulichen Umrissen. Als es Zwölf schlug, klangen unsere Gläser mit den Glocken von St. Peter und allen anderen zusammen.

Die Römer feiern ein ähnliches Fest wie unsere Weihnachten, am Vorabend der h. drei Könige; man beschenkt sich in den Familien. Auf dem Platze S. Eustachio war ein Markt aufgebaut, in dessen Buden die charakteristische Figur La Befana, in schwarze Lumpen eingehüllt, mit einer langen Ruthe in der Hand zu sehen war, die ähnlich wie unser Knecht Ruprecht die Kinder beschenkt oder bestraft. Das h. Dreikönigsfest, Epiphania, gilt dem santissimo bambino, dem Jesukinde, das in der Kirche Araceli prächtig ausgestellt ist, während Kinder eingelernte Predigten vor vielen Andächtigen vortragen.

Das Fest des heiligen Eremiten Antonius am 17. Januar kommt nützlichen Haustieren zu gute. Auf dem Platze vor der Kirche S. Antonio standen Scharen von Pferden, Rindern, Schafen u. s. w., denen ein Priester die Benediktion erteilte, um sie vor Ungemach im ganzen Jahre zu bewahren. Ergötzlich sind die in der Kirche abgemalten Spukgeschichten, in denen der Heilige verführerische Versuchungen zu bestehen hat.

Wissenschaft und katholische Mission waren, jene in einer Sitzung des archäologischen Instituts, diese in einer Versammlung der Propaganda fidei vertreten. Dort wurden in Gegenwart des Großfürsten von Rußland Abhandlungen verlesen und ägyptische Altertümer vorgezeigt, hier vor einer Anzahl von Kardinalen und Prälaten von den Zöglingen der Mission

kurze Ansprachen in Versen und Prosa in vierzig verschiedenen Sprachen gehalten: ich hörte hochdeutsch und von einem Westfalen auch plattdeutsch reden, und man rühmte von dem anwesenden Cardinal Mezzofanti, daß er, wie alle andern Sprachen, auch diese letztere verstehe.

Am 4. Februar nahm die Karnevalswoche den Anfang. Ich muß hier zuerst der Freunde gedenken, mit denen ich in diesen Tagen, wie schon vorher, am meisten beisammen war, nämlich der Familie Schunk aus Manchester, mit der ich durch ihre Verwandtschaft mit Frau Doktor Becher und Tochter Ida bekannt wurde. Herr Martin Schunk, ein Bruder der Frau Becher, war ein großer Baumwollensabrikant in Manchester und hatte auch Kommanditen in Livorno und Neapel. Doch reiste er in Italien weniger, wie es schien, um hier seine Geschäfte zu treiben, als im Gegenteil sich aus ihnen herauszureißen. Denn er litt an einer tiefen Melancholie, die man nur durch eine gründliche Zerstreuung zu überwinden hoffen konnte. Um diese Art der Seelenheilung zu bewirken, war nun seine ebenso feingebildete wie warmherzige Gattin, eine geborene Mylius aus Frankfurt a. M., aufs eifrigste bemüht, und offenbar war es ihr erwünscht, daß ich ihr dabei einigen Beistand leistete. Oft wurde ich von ihnen eingeladen und auf Spazierfahrten in die Umgegend von Rom mitgenommen. So brachten uns auch die Lustbarkeiten der Karnevalswoche zusammen, während Gervinus und Viktorie dem wüsten Lärm lieber aus dem Wege gingen.

Man kennt die ausführliche und anschauliche Beschreibung Goethes, wie er den römischen Karneval im Februar 1788 sah. Im Februar 1839 war der Vorgang im ganzen noch der gleiche; doch kann ich einzelnes hinzufügen und abweichendes bemerken. So verschweigt unser Dichter, vielleicht absichtlich, die schmachvolle Ceremonie, womit der Karneval den uner-

freulichen Anfang nahm. Es mußten nämlich die Juden im Saale des Senators von Rom auf dem Kapitol fußfällig um die Erneuerung des Privilegiums für das nächste Jahr bitten, im Ghetto, einem abgeschlossenen Bezirk am Tiber, zu wohnen; der Senator erteilte die Konzession und verabschiedete sie mit einem Fußtritt: es war fast die einzige Funktion, die ihm von seiner Würde noch übrig geblieben.

Der Schauplatz des Karnevals ist der Corso, die Hauptstraße, die sich in gerader Linie von der Porta del Popolo bis zum Venezianischen Palast erstreckt. Diese durchzogen bei der Eröffnung am Nachmittage päpstliche Truppen, Infanterie und Kavallerie, gefolgt von einigen Wagen mit päpstlichen Kammerherren, begleitet von Dienern zu Fuß, dem Senator von Rom und Behörden der Stadt. Die Fenster und Balkone der Straßen waren mit roten und gelben Tüchern behangen und besetzt mit Herren und Damen, sowie den Fremden, die sie gemietet hatten. Zu beiden Seiten auf den Trottoirs befanden sich Stühle, die gleichfalls für Geld zu haben waren. Die Masken beginnen sich zu zeigen, Harlequins und Pulcinelle, Grafen und Doktoren, Männer als elegante Damen mit goldenem Schmuck und seidenen Kleidern aufgeputzt, Zigarren im Munde. Am beliebtesten ist die Maske des Grafen, mit der das Volk sich über die vornehme Welt lustig macht. Diese Conti stolzieren in gesticktem, seidenem Frack, Schuhen und Strümpfen und Allongeperücken, an denen Zettel mit anzüglichen Inschriften hängen, und ungeheuren Lorgnetten einher und sagen den Leuten, daß sie nur armes Gesindel seien, teilen Banknoten aus und versprechen ihre Protektion. Die Doktoren haben ungeheure Alostierspritzen, rühmen sich ihrer Kenntnisse und unfehlbaren Mittel; einer sagt einem Kollegen, daß er die Leute auf den Kirchhof bringe, wogegen er selbst Kopf, Arme und Beine einsetze. Poeten suchen sich die

hübschesten Mädchen aus und improvisieren Verse. Gärtner sind mit Blumen bekränzt und reichen auf beweglichen Leitern Sträuße zu den Balkonen hinauf. Zierliche Mädchen mit kurzen weißen Röckchen und roten Miedern zeigen sich ausgelassen im Gedränge. Man wirft mit guten oder unechten Confetti aus Mehl, die von Gips sind streng verboten; es entwickelt sich ein förmlicher Kampf; die Engländer übertreiben den Spaß, indem sie ganze Kübel über die Köpfe, selbst der Damen ausschütten; und besonders schlecht geht es einem unglücklichen Abbate, der zum allgemeinen Gelächter aus einem schwarzen in einen weißen verwandelt wird. Man sah auch den Großfürsten von Rußland mit andern jungen Leuten, in weißer Kleidung, auf einem Leiterwagen hindurchfahren und Sträuße auswerfen. Zwei Stunden dauerte die ausgelassene Freude und der tobende Lärm. Plötzlich werden Kanonenschüsse von beiden Enden des Corso gehört, die Wagen müssen augenblicklich in die Nebenstraßen ausweichen, Reiter sprengen im Galopp herauf und hinunter und teilen die Menge, die sich gleich hinter ihnen wieder schließt; man weiß, daß in diesem Moment die barberi, Pferde ohne Reiter, im Wettrennen von der Porta del Popolo auslaufen, doch nur wenig macht man ihnen Platz, im Nu sind sie vorüber. Hierauf erscheinen die Wagen wieder und das Volk drängt sich wie vorher dazwischen ein. Bald aber beginnt die Dämmerung und alles verläuft sich, wie auf Verabredung, nach Hause, die vornehme Welt geht ins Theater. Dasselbe Schauspiel des Carnevals wiederholte sich an den folgenden Wochentagen, nur mit Ausnahme des stillen Freitags. An dem fetten Donnerstage, giovedì grasso, steigerte sich, wo möglich, der Maskenspaß, doch zeichnete er sich noch durch ein größeres, in dieser Zeit ungewöhnliches Schauspiel aus. Zu Ehren des russischen Großfürsten wurde am Abend eine Girandola, d. i.

Kuppelbeleuchtung, an der Peterskirche veranstaltet. Als ich in unsere Wohnung, Via di Ripetta, zurückkam, sah ich im dunklen Abendrot die Peterskuppel in magischem Scheine erglänzen; wie ein Zauberpalast lag sie noch einmal so hoch vor Augen. Es wird aber damit so gehalten, daß, nachdem die Lampen mit ihrem milden Lichte eine Stunde lang gebrannt haben, plötzlich neben ihnen an allen Orten zugleich rötliche Fackeln aufleuchten, so daß das Ganze wie in Flammen aufzugehen scheint.

Am Dienstage in der folgenden Woche ging der Carneval zu Ende. Die Masken zeigten sich schon um zwei Uhr; das Gedränge und der Lärm waren noch größer als die Tage vorher; das Volk tobte und schrie, und alles, Jung und Alt, wurde in den Taumel mit fortgerissen. Auf das Zeichen der Kanonenschüsse entfernten sich die Wagen, die barberi liefen und das weitere folgte wie gewöhnlich; doch trennte man sich nicht beim Eintritt der Dämmerung, sondern erst recht begann der Spektakel, denn nun wurden die moccoli, Wachslichter oder Fackeln, angezündet, die man in der Hand oder auf Stangen in die Höhe hielt, so daß plötzlich der Corso, die Fenster und Balkone von einem Lichtergewimmel erglänzten, und dieses in der lebhaftesten Bewegung, indem jeder mit dem Zurufe: senza moccoli (ohne Lichter) die Lichter der andern zu erreichen und auszulöschen bemüht war; den schrecklichen Ausruf *sia ammazato*, sei getötet, den Goethe in seiner Erzählung erwähnt, habe ich nicht mehr gehört. Nachdem dieser lustige Kampf eine Weile bis zur Ermüdung fortgedauert hatte, ging alles mit dem Zuruf *smorzate i moccoli*, löschet die Lichter aus, auseinander und zerstreute sich theils in die Osterien, theils in die Redoute des Theaters. Um zwölf in der Nacht trat völlige Stille ein, und am andern Morgen ließ man sich in St. Peter mit Asche betupfen.

In der Fastenzeit bis Ostern waren die Theater geschlossen und alle Lustbarkeiten hörten auf.

Während der Winterszeit fand ich Muße genug, besonders an trüben und regnerischen Tagen, meine historischen Studien zu betreiben. Man mußte sich im Zimmer mit der schwachen und ungesunden Erwärmung durch Kohlenbeden begnügen; die Italiener brauchen selbst diese nicht, hüllen sich lieber in Mäntel ein. Ich las, um mich über die Epoche der Wiedererstehung zu orientieren, das vielbändige englische Werk von Roscoe über das Zeitalter Leo's X, das sich auch über Kunst und Litteratur verbreitet, und suchte einen Stoff zur Bearbeitung zu wählen: das Leben und die verbrecherischen Thaten des Cesare Borgia, des Sohnes Papst Alexanders VI, schien sich mir als ein solcher zu empfehlen; sein Bildnis in der Galerie Borghese, das einem verwegenen Banditen gleicht, brachte mich darauf. Machiavelli stellt ihn in seiner Schrift *il Principe* als ein Muster von einem neuen Fürsten auf. Servinus hatte in einer seiner frühesten Abhandlungen auf den Gesichtspunkt hingewiesen, daß es Machiavelli keineswegs so sehr um die Lehre, mit welchen Mitteln ein neuer Fürst sich behaupten könne, zu thun war, als vielmehr um die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft durch einen italienischen Machthaber, der ein Tyrann sein müsse.¹⁾ Das schien mir vollkommen einleuchtend auch im Hinblick auf meinen verehrten Dante, der gleich im Anfang seiner göttlichen Komödie auf einen italienischen Fürsten hinweist, der Italien aus seiner tiefen Erniedrigung befreien werde.²⁾ Ich beschäftigte mich

¹⁾ Servinus, *Historische Schriften*, Bd. 1 *Gesch. der florentinischen Historiographie* 1833.

²⁾ *Canto primo v. 106*: Di quell' umilo Italia fia salato, Per cui morì la vergine Cammilla etc.

weiter mit Machiavelli, von dessen Schriften mich am meisten die florentinische Geschichte anzog.

In der zweiten Hälfte des Februar begann schon die herrlichste Blütenpracht der Mandelbäume sich in den Willen zu entfalten. Ostersonntag fiel auf den 31. März (1839). Am Palmsonntag vorher begannen die großartigen kirchlichen Feierlichkeiten. Der Papst wurde bei Posaunenschall auf seinem Throne unter einem Baldachin in die Peterskirche hineingetragen; ihm folgten die Kardinäle in weißen Gewändern und goldgestickten Mützen, die Prälaten und Geistlichen in verschiedenen bunten Farben. Der Papst nimmt Platz vor dem Hauptaltar und unter dem Gesang der Kapelle beginnen unendlich lange Ceremonien; die Palmenstäbe werden dem Papste zur Einsegnung von knieenden Geistlichen dargebracht, unter wiederholten Posaunenstößen bewegt sich der Zug der Geistlichen mit Palmenstäben durch die Kirche hinaus und dann wieder herein. Zur Seite des Hauptaltars sind Tribünen für die Damen errichtet, die Herren stehen in einem Kreis um den Altar herum; man bewegt sich hin und her wie in einem Salon des Papstes, plaudert und lacht mit den Damen: an Andacht ist nicht zu denken, man hat nur zu sehen und zu hören.

In der Osterwoche fanden an drei Tagen vormittags und nachmittags Gottesdienste in der Sixtinischen Kapelle statt; nachmittags wurden Psalmen eintönig abgesungen, dazwischen wundervolle Lamentationen von Palästrina und zum Schluß ein miserere von Vaini oder Allegri. Am Freitage sah ich die Anbetung des Kreuzes durch den Papst und die Kardinäle in Begleitung einer Musik von Palästrina: schöneres und ergreifenderes habe ich in meinem Leben nicht gehört. Der Raum der Kapelle ist nicht groß und in der Mitte durch ein Gitter abgeteilt; hinter diesem nehmen die

Damen Platz, die Herren können auch vorn bis an die Bänke der Kardinäle stehen; um zugelassen zu werden, muß man sich Billette bei der Gesandtschaft verschaffen. In denselben Tagen fanden zwei Benediktionen statt: von einer hohen Loge an der Vorderseite des St. Peter herab spricht der Papst mit ausgebreiteten Armen seinen Segen über das in Masse versammelte knieende Volk und Militär: eine Ceremonie von mächtiger Wirkung. Am Donnerstag war in einem besonderen Raume Fußwaschung und Speisung von zwölf weißgekleideten Pilgern; eigenhändig setzte der Papst ihnen die Speisen vor und schenkte auch den Wein ein; die armen Pilger speisten ganz wader. Unbeschreiblich war das Gedränge der Fremden, namentlich der Engländer und Engländerinnen; ich hatte für unsere Damen zu sorgen, von denen mir abwechselnd eine am Arme hing, die Frauen Gerwinus, Schunk, Schulz, deren Männer durch die gleiche galante Pflicht von anderen Seiten in Anspruch genommen waren: das war noch das angenehmste bei der Sache.

Die Osterfeier am Sonntage wurde am Abend gekrönt durch das prachtvolle Schauspiel der bereits geschilderten Girandola, und noch glänzender war das Feuerwerk an der Engelsburg am folgenden Abend. Ich mischte mich, um es besser zu sehen, unter das Volk und saßte Posto auf dem Dache eines kleinen Hauses am Tiber, dem Castell gegenüber. Das Signal wurde durch einen ungeheuren Raketenbund gegeben, und es stand plötzlich ein großer Palast mit Seitenflügeln im Brillantfeuer da, der die moles Hadriani vorstellen sollte. Dann ertönte eine furchtbare Kanonade wie in einer Schlacht; das Haus, auf dem ich mit einer Menge Menschen stand, zitterte und bebte. Dann folgte das übrige Feuerwerk in den verschiedensten Bildern und Farben, die sich im Tiber wieder spiegeln, begleitet von unendlichem

Freudengeschrei und Jubel des Volkes; am schönsten erschienen die Feuerkaskaden, die aus den halbrunden Öffnungen des Castells wie glühende Wasserströme übereinander herunterstürzten, worauf das Ganze mit dem massenhaften Auffahren und Plätzen von Raketen abschloß, das eine Eruption des Vesubs vorstellen sollte und den Eindruck machte, als ob das Castell selbst mit in die Höhe ging.

Jeder von uns fühlte sich ermüdet und gesättigt von allen diesen Feierlichkeiten und Schauspielen der Osterwoche und drängte zum Abschiede von Rom. Ich selbst fand dort nichts mehr zu studieren, da die Vatikanische Bibliothek nur wenig zugänglich und die Klosterbibliotheken für die Fremden und Neher geschlossen waren. Die Familie Schunk verließ Rom und ist seitdem aus meinem Leben entschwunden; nur hörte ich später, daß die Tochter, damals ein fröhliches Kind von zwölf Jahren, sich mit dem ruhelosen italienischen Politiker und Publizisten Gallenga vermählt habe. Gerwinus und Viktorie reisten in aller Hast gleich am Tage nach dem Osterfeste ab; sie wollten über Siena, ich über Perugia, in Florenz gedachten wir uns wieder zu treffen.

Am Donnerstage, 4. April, fuhr ich mit einem Betturin zur Porta del Popolo hinaus. Mit mir saß im Kabriolet ein dänischer Kaufmann, das Innere des Wagens nahm eine französische Familie ein, die weil sie in der Mehrzahl war, bei Bestimmung der Stationen und Abfahrtszeiten den Ausschlag gab. So habe ich von den Landschaften und Städten, durch die wir kamen, weniger gesehen, als mir lieb war. Die Reise bis Florenz dauerte fünf ganze Tage.

Der Wasserfall bei Terni ist vom Velino gebildet, der von hohen Felsen in die Nera herabstürzt. Der Sonnenschein machte die aufsteigenden Wasserwolken silberglänzend, und reizend erschien die Umgebung des Nerathals mit grünen

Wiesen und roten Pfirsichblüten. Wir überstiegen den rauhen Gebirgspaz bei Spoleto und sahen Schnee auf den Höhen. Wundervoll ist die Lage von Perugia auf dem Bergrücken, der das Tiberthal abschneidet und einen weiten Ausblick über die mit Oliven und Wein bepflanzten Thäler und Höhen gewährt. Da wir erst am Abend ankamen, hatte ich von Glück zu sagen, daß es mir gelang, zwar nicht die berühmten Freskogemälde des Pietro Perugino im Collegio del Cambio, doch das kleine Rundbild der Madonna von Rafael im Besitz des Grafen Connestabile bei Kerzenbeleuchtung zu sehen; alles naive, zarte und liebliche, das in der Seele des jungen Künstlers lebte, ist darin niedergelegt. Ich besuchte noch am frühen Morgen die Kathedrale, dann ging es weiter mehrere Stunden am Trasimenischen See entlang, wo Hannibal die Römer besiegte. Der trübe Himmel ließ nur einzelne Sonnenblicke und hellgrüne Streifen auf den Spiegel des Sees fallen, womit die dunkelblauen Berge ringsum harmonierten, so daß das landschaftliche Bild eine ernste Stimmung hervorrief, die der historischen Erinnerung entsprach. Hat man die Grenze von Toskana überschritten, so kommt man in das fruchtbare, gut bewässerte Thal der Chiana. Ein Geist der Ordnung, des Fleißes und der Wohlhabenheit spricht den vom Kirchenstaate Herkommenden aufs angenehmste an. Von Arezzo aus war unsere letzte Tagesreise nach Florenz. Die Städtchen, die wir berührten, Montevarchi, St. Giovanni, Figline, machten den freundlichsten Eindruck; überall ist der Markt mit vielen Kaffees der Mittelpunkt, wo die Müßigen stehen, um zu plaudern und zu sehen, was vorgeht. Längs dem Arno geht die Straße aufwärts; auf der Höhe angelangt, hat man ein entzückendes Bild vor Augen: in das weite Arnothal fallen die Gebirgszüge herab, die wie Coulissen in abgestufter Färbung vom

dunkelblau bis in das ganz helle sich hintereinander schieben, bis weit entfernt der Abschluß des Ganzen sich in einer feinen Linie am Horizonte abzeichnet. Vor uns aus der Tiefe tauchte Florenz auf, zuerst die Domkuppel des Brunelleschi und der Glockenturm des Giotto, näher herankommend gewahrten wir unzählige Landhäuser auf den Hügeln, glühend im Abendrot. „Würden alle diese zerstreuten Paläste durch Eine Mauer vereinigt“, rühmt Ariost mit Übertreibung, „so wären Dir, Florenz, zwei Rom nicht zu vergleichen.“¹⁾

Ich traf wieder mit Gerwinus und Viktorie zusammen und in drei Tagen durchliefen wir die Sehenswürdigkeiten des schönen Florenz. Sie im Drange des Abschieds, ich überwältigt durch die massenhaften Eindrücke, die ich erst später in einzelnen genießen sollte. Dann nahmen wir auf lange Zeit Abschied, doch mit dem Gefühl für das ganze Leben mit einander verbunden zu bleiben.

Meine Wohnung nahm ich an der Piazza Granducale bei einem gewissen Cosatti und Frau, die mich in ihren bescheidenen Haushalt aufnahmen und bedienten. Da sah ich mir gegenüber den Palazzo vecchio der alten Republik und die Loggia dei Lanzi, früher dei Priori, eine offene Bogenhalle, worin die Statuen des Michel Angelo (David), des Giovanni de Bologna (Raub der Sabinerinnen und Hercules), des Benvenuto Cellini (Perseus) und des Donatello (Judith) standen.

Sehr angenehm war mir die Bekanntschaft, die ich sogleich mit Dr. Gage machte. Schleswig-Holsteiner von Geburt und Wesen hatte er sich seit Jahren in Italien eingelebt und zu-

¹⁾ Se dentro a un muro sotto un medesimo nome fussero raccolti i tuoi palagi sparati, non ti sarian da pareggiar due Roma.

lezt in Florenz festgesetzt. Historiker von Fach warf er sich auf das Studium der Kunstgeschichte, wobei seine Forschungen in den florentinischen Archiven ihn auf die Korrespondenz berühmter Künstler mit der Republik führten, aus der sich authentische Nachrichten sowohl über die Aufträge, die sie erhielten, und die Bedingungen, unter denen sie diese übernahmen, als auch über ihre Lebensumstände ergaben. Gage war zur Zeit damit beschäftigt, diese noch unbekannten Quellen der Künstlergeschichte herauszugeben, und schon so weit mit seinen Arbeiten gekommen, daß eben in diesem Jahre 1839 der erste Band seines *Carteggio inedito d' artisti dei secoli XIV—XVI* erscheinen konnte. Mit noch zwei folgenden Bänden kam das Werk zum Abschluß, den Gage selbst leider nicht mehr erlebte.

Wir fanden uns gut zusammen und machten gemeinschaftlich unsere Spaziergänge in den Cascinen, den schönen Parkanlagen längs dem Arno abwärts von der Stadt, nach dem großherzoglichen Garten Boboli bei Palazzo Pitti usw. Er führte mich in die Florentinische Gesellschaft ein, bei dem kenntnißreichen Verleger Vieusseux, in dessen Lesekabinet einheimische und fremde Gelehrte und Künstler einmal in der Woche zusammenkamen; ich sah dort Repetti, den Verfasser eines geographisch statistischen Werkes über Toskana,¹⁾ und den um die vorrömische Geschichte Italiens verdienten Miceli. Auch besuchte ich den berühmten Staatsmann und Geschichtsschreiber Gino Capponi und wurde durch Gage mit einer schottischen Familie Crawford bekannt gemacht, bei der ich öfter mit ihm den Abend zubrachte.

Das schöne Florenz bot mit seinen Kirchen und Palästen, Werken der Kunst und historischen Erinnerungen eine nicht zu erschöpfende Fülle von Anschauungen und Belehrungen

¹⁾ In 6 Bänden 1835—1847 erschienen.

dar. Wo wäre da mit einer Beschreibung anzufangen und aufzuhören! Es schließt wie Rom, wie Venedig, eine Welt für sich ein. Will man Florenz mit Rom vergleichen, so muß man den Maßstab der Größe bei Seite lassen. Rom vereinigt die trauernden Ruinen des Altertums mit den Bauten des Mittelalters und der Neuzeit, in Florenz scheint die Gegenwart von der Vergangenheit nicht so weit entfernt zu liegen, um den harmonischen Eindruck des ganzen Bildes in gut erhaltenen Kirchen und Palästen zu stören. An Stelle der wütenden und zerwühlenden Partekämpfe der Republik und des düsteren Drucks der späteren Mediceer war unter der milden Regierung der Großherzoge aus dem lothringischen Hause ein wohlhabendes bürgerliches Gemeinwesen und ein heiterer gesellschaftlicher Verkehr erwachsen.

Die Zeit der Kunstblüte von Florenz fällt in das 14. und 15. Jahrhundert. Giotto, Dantes Zeitgenosse, erbaute den Glockenturm neben dem Dom; ein Jahrhundert später setzte Brunelleschi die Kuppel auf den Dom. Was an diesen Bauten zuerst fremdartig auffällt, ist die äußere bunte Marmorbekleidung in weißen und schwarzen, roten, grünen und gelben Linien, wodurch die großen Wandflächen kleinlich geteilt erscheinen; die Vorderseite des Doms war noch ganz roh und fahl, erst in späteren Jahren hat sie ein kostbares Gewand in derselben bunten Färbung erhalten.

Malerei und Skulptur haben sich in Florenz nach verschiedenen Richtungen entfaltet. Auf Giotto folgte Fra Giovanni Angelico da Fiesole. Die Benennung Angelico bezeichnet den Charakter seiner himmlischen Gestalten. Ich sah seine herrlichen Fresken im Kloster San Marco, das später ein anderer Mönch Girolamo Savonarola noch berühmter gemacht hat. Aus dem 14. Jahrhundert sind die großartigen Wandgemälde in der sogenannten Kapelle der Spanier in der

Kirche S. Maria Novella, die einem Meister Andrea zugeschrieben werden. Gedanken voll hohen Sinnes sind darin ausgedrückt: Thomas von Aquino, als der größte Meister der Theologie, sitzt auf dem Throne, umgeben von den Propheten und Evangelisten nebst einer Reihe von weiblichen allegorischen Figuren, die die Wissenschaften darstellen. Auf einer anderen Wandfläche erscheinen Papst und Kaiser, zu deren Füßen die gläubige Gemeinde, berühmte Männer und Frauen, Arme und Gebrechliche. In anderen Gemälden ist der heilige Dominikus dargestellt, dessen Jünger als schwarze und weiße Hunde die Kirche gegen die Wölfe verteidigen. Und wieder in einem Bilde tritt der Heilige in ein Krankengemach ein: von wunderbarer Begeisterung ergriffen, erheben die Bettlägerigen zu ihm das Haupt und staunende Teilnahme spricht sich in den Gesichtszügen der Anwesenden aus. Finden in diesen Bildern die großen Ideen der Zeit, gleichwie in der Komödie des Dante, einen würdigen malerischen Ausdruck, so wenden sich andere Künstler mehr den äußeren Erscheinungen des Lebens zu. Benozzo Gozzoli ist uns bereits im Campo Santo von Pisa begegnet; in Florenz hat er im Palaste der Mediceer, jetzt Palazzo Ricardi, in der Hauskapelle, den Zug der heiligen drei Könige dargestellt, dem der alte Cosimo dei Medici und sein Sohn Pietro folgen.

Ich verweile nicht länger bei den Schöpfungen der florentinischen Kunst, die bis Anfang des 16. Jahrhunderts die Höhe der Vollendung erreichten. Unübertrefflich erschienen mir in Anmut, Schönheit und individuellem Ausdruck die Malereien des Sandro Botticelli, Filippino Lippi, Cosimo Rosselli, Fra Bartolomeo, Domenico Ghirlandajo, Andrea del Sarto, wie die Bildwerke des Donatello und Luca della Robbia. Den Abschluß macht Michel Angelo, der auch von der florentinischen Schule ausging, dann aber seinem eigenen
Segel, Erinnerungen.

Genius folgte. Denn nichts florentinisches ist mehr zu finden in den großen Arbeiten, die er zu Florenz vollbrachte, weder in dem kolossalen David in Marmor, der zur Zeit, da ich ihn sah, noch in der Loggia dei Lanzi stand, noch in dem Grabmonument der Mediceer in der Kapelle S. Lorenzo, womit ihn Leo X beauftragte. Dieses war für des Papstes Bruder Giuliano und seinen Neffen Lorenzo, Herzog von Urbino und Florenz, bestimmt, beide stehen oben auf der Marmorgruppe als Römer in voller kriegerischer Rüstung und sind so wenig im Bildnis unterschieden, daß man im Zweifel bleibt, welcher von ihnen Giuliano oder Lorenzo vorstellen soll. Darunter sind im Vordergrund kolossale weibliche Figuren, die auf Sarkophagen ruhend, allegorisch Tag und Nacht, Morgen und Abend bedeuten, aber nur ihre nackten Körperteile in allen Stellungen zur Schau bieten. Man mag auch hier die Großheit des Künstlers bewundern, aber weder ideale Schönheit noch charakteristischer Ausdruck ist in dem Werke zu finden. Man verzeihe mir diese Reherci.

Wie sehr auch die neuen Anschauungen der Kunst mich anzogen, beschäftigten mich doch zumeist die Studien in der Geschichte von Florenz als Hauptsache. Mit Machiavelli hatte ich schon in Rom begonnen; jetzt ging ich zurück auf die florentinischen Chroniken des 14. und 15. Jahrhunderts, aus denen er geschöpft hat. Es ist eine herrliche Folge der Geschichtschreibung, wie kaum eine andere Stadtrepublik des Mittelalters sie aufzuweisen hat; der Reiz sich in sie zu vertiefen, war um so größer, als die gegenwärtige Anschauung des Schauplatzes der Begebenheiten ihrem Verständnisse zu Hülfe kam. Angesehene Bürger und Staatsmänner waren es, die sie schrieben, in dem Drange, das Selbsterlebte auf die Nachkommen zu überliefern, ihr Urteil darüber auszusprechen und den persönlichen Anteil, den sie daran genommen, ins

Licht zu stellen. Innere Partekämpfe und den Staat erschütternde Volksaufstände schreiten fort in regelmäßigem Verlauf bis zur äußersten Demokratie, in der die Gese des Volkes für einen Moment obenauf kam, um dann nur wieder einer um so gewaltfameren Reaktion Platz zu machen. Nebenher gehen die äußeren Kriege mit den Nachbarstaaten und der Ausblick erweitert sich über Italien und die Päpste, auf die Begebenheiten in England und Frankreich, denn durch Handelsreisen und Gesandtschaften waren die Chronisten auch über diese unterrichtet. Allmählich bereitet sich die Herrschaft der Mediceer vor. Ihr Stammvater Salvestro stand an der Spitze des Staates, als 1378 die Revolution der Wollkämmer (ciompi) ausbrach, und leitete, gestützt auf die guelfischen Popolanen, unbemerkt die Fäden, die er in der Hand hielt, zu seinen Zielen.

Ich faßte den Plan zu einer Geschichte der florentinischen Staatsverfassung und begann zu diesem Zweck meine Forschungen in der Bibliothek Maglia bechiana. Durch den preussischen Geschäftsträger Graf Schaffgotich erhielt ich die großherzogliche Erlaubnis auch zur Benutzung der Staatsarchive. An einer unerwarteten Stelle, im Archivio della camera delle comunità fand ich die Statuten und Akten der parte Guelfa, die zu benutzen es noch einer besonderen Genehmigung des Finanzministers bedurfte. Die Vorsteher (capitani) dieser Partei übten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine vollkommene Gewaltherrschaft aus; durch ihre Verwarnungen (ammunizioni) schlossen sie alle des Ghibellinismus Verdächtigen von den Staatsämtern aus, und vernichteten so nicht bloß die Gegner und ihre Partei, sondern auch ihre Privatfeinde und Gläubiger. Die großen Statutensammlungen der Republik in ihren verschiedenen Redaktionen waren mir im Archivio delle riformagioni zugänglich; die letzte von 1415

ist mit dem fingierten Druckort „Friburgi apud M. Kluch 1793“ im Druck erschienen. Die ungedruckten Statuten der Zünfte wurden gleichfalls von mir eingesehen, und nicht eher verließ ich Florenz, als ich mit diesen Arbeiten zu einem vorläufigen Abschlusse gekommen war.

Es wird nicht ohne Interesse sein, wenn ich noch einiges von meinen Wahrnehmungen aus dem öffentlichen und Privatleben während eines dreimonatigen Aufenthalts in dem schönen Florenz im Frühjahr 1839 mitteile, denn viel hat sich seitdem verändert.

Die Kirchenfeste waren anziehende Schauspiele. Am 30. Mai das Fronleichnamsfest. In großer Prozession gingen unter einem grünen Baldachin der Erzbischof, der die Hostie trug und der Großherzog Leopold (II) voran; ehrwürdig erschienen die nachfolgenden Kapuziner, abgehärmte Greise, barfuß in braunem Kittel. Die ganze Woche hindurch setzten sich ähnliche Prozessionen aus den Kirchen in den verschiedenen Regionen der Stadt fort. Das Hauptfest der Florentiner aber ist das Johannisfest. Am Tage vorher, Vigilie 23. Juni, wurde ein Wagenrennen (*una corsa dei cocchi*) auf dem Platze vor St. Maria Novella gehalten. Eine große Menschenmenge saß auf Gerüsten, der Hof auf einer buntfarbig geschmückten Tribüne, alles im schönsten Putze. Vier schwerfällige Wagen in verschiedenen Farben liefen. Der blaue gewann bei der Wendung um die Meta den Vorsprung. Gabe und ich gingen hinaus in die Cascinen und sahen von dort aus am Abend den Dom und den Glockenturm, sowie den Turm des Palazzo vecchio erleuchtet. Die Menschenmenge wogte an beiden Ufern des Arno auf und ab, mit Not gewannen wir einen Platz auf Ponte San Trinità, um das Feuerwerk auf Ponte Carraja zu sehen. Nachdem dies vorüber, dauerte die Illumination in der Stadt fort, während Musikchöre an verschiedenen Orten

spielten. Es war eine warme mondhelle Nacht; das Stadt- und Landvolk, das bis nach Mitternacht umherzog, benahm sich mit vollkommenem Anstand, so daß man sich in der besten Gesellschaft glaubte. Der Johannistag selbst begann mit dem Gottesdienst im Dom, der Hof zog von S. Giovanni hinüber, das Militär war ringsum aufgestellt und begleitete die Messe mit Flintenschüssen. Am Nachmittage wurde ein großer Corso von der vornehmen Welt abgehalten; dann folgte nach römischer Weise ein Wettlauf der barberi durch alle Windungen der Straßen hindurch bis S. Croce; zum Schluß in der Arena Goldoni bei Lampenbeleuchtung eine Produktion der Kunstreiter der Gesellschaft Guerra und Feuerwerk; die Damen saßen im höchsten Staate auf den Emporen.

Am Montag, den 30. wurde im Saale des Palazzo vecchio, den Vasari ausgemalt hat, die Schöpfung von Hahn aufgeführt. Ich hatte mit meiner Hauswirthin arglos einen Platz in der Mitte des Saales eingenommen; es erregte allgemeines Aufsehen, daß ich ihn behauptete, trotzdem sich noch Damen einfanden; über die höfliche Sitte der Italiener belehrt, mußte ich weichen.

Am Abend desselben Tages gab der Großherzog seinen Florentiner Mitbürgern ein glänzendes Fest im Palast Pitti und in dem Garten Boboli zur Feier der Geburt seines zweiten Sohnes. Die Lampenbeleuchtung mit dem dunkelblauen Himmel und den Gebirgszügen im Hintergrunde gewährte ein entzückendes Bild. Zwischen Fürst und Volk bestand, wie man sah, ein vertrauliches, fast familiäres Verhältniß; wie sehr hat sich das nachher geändert!

Durch meine Hausleute wurde ich über Zustände und Bräuche des mittleren Bürgerstandes unterrichtet. Herr Cosatti war Violinspieler, machte aber kein Gewerbe daraus, denn er gefiel sich lieber im dolce far niente; die Frau Virginia,

ohne Kinder, besorgte das Hauswesen und die Bedienung auch für mich. Eines Tages war ich von ihrem Schwager, einem Advokaten (signor avobato nach florentinischer Aussprache) eingeladen; Frau Virginia kam von dem gewöhnlichen Spaziergang der guten Gesellschaft in der Hauptstraße um die Mittagsstunde in seidnen Kleide, vertauschte aber dieses mit einem häuslichen bei dem Schwager; dieser, der Herr Advokat, ging während des Essens öfter hinaus in die Küche, weil die besten Speisen von ihm selbst zubereitet wurden, denn das und noch anderes können die Männer besser als die Frauen.

In der Unterhaltung mit meinen Hausleuten hörte ich, daß die öffentlichen Abgaben unglaublich gering seien; die einzige Personalsteuer beträgt für die Handwerker nicht mehr als drei paoli — ein paolo ist weniger als eine halbe Mark unseres Geldes — und auch diese wird sehr nachsichtig, bisweilen Jahre lang nicht, eingefordert. Es herrscht völlige Gewerbefreiheit; Schweizer Kaffeewirte und deutsche Bäcker haben die italienischen zum Teil verdrängt. Streng wird es nur mit der Religion gehalten, wobei die Polizei zu Hülfe kommt. Jährlich hält der Pfarrer Hausjuchung und teilt Zettel an die Personen aus, die über 17 Jahre alt sind; diese müssen sie vorweisen, wenn sie zur Kommunion gehen, was alle Jahre wenigstens einmal zu geschehen hat; geschieht dies nicht und wird der Pfarrer darauf aufmerksam, so ermahnt er zuerst den Fehlenden, und hilft das nicht, so schreitet die Polizei ein, und bei fortgesetzter Kenitzenz kann Festungsstrafe eintreten. Dennoch wird der Geistliche wenig geachtet und selbst über den Papst hörte ich Virginia spotten, man wisse, daß er Mätressen und Kinder habe; aus der Religion überhaupt machte sie sich nicht viel: „ich sollte“, hörte ich sie sagen, „einem Pfaffen in der Beichte bekennen, was ich nicht einmal einer

vertrauten Freundin sagen würde! was!“ (confessarmi da un pretino, dirgli cose che non direi ad una confidente, ché ché ché!) Aber der Kirchenbesuch gehört zur guten Sitte, man kniet und betet andächtig zu den Heiligen!

Im großen Theater Pergola spielte zur Zeit eine französische Truppe, im Theater Goldoni wurden dessen immer frische italienische Komödien gegeben. Interessanter war mit das Volkstheater Giglio. Wie in Neapel der täppische Pulcinell, ist in Florenz der Stenterello die volkstümliche Figur, mit dem Unterschied, daß jener sich dumm und faul beweist, dieser aber viel Witz und Beweglichkeit zeigt: er versteht das Gesagte absichtlich falsch, oder nimmt es, wie Eulenspiegel, buchstäblich genau, ist gewinnjüchtig und betrügerisch, doch so, daß man es merkt, macht ungeheure Forderungen und nimmt mit wenigem vorlieb, weiß alle Rollen und Verkleidungen durchzuführen, spielt als Liebhaber den Herrn statt des Dieners und macht die größten Verstöße gegen die feinen Damen. Vortrefflich wurde so der Stenterello einem verständnisvollen Publikum vorgeführt.

Es blieb mir noch übrig, Siena zu besuchen, doch nur wenige Tage waren mir dazu vergönnt. Einst rivalisierte diese Republik mit Florenz um die Vormacht im Parteikampfe und Kriege, wie um den Ruhm in den Werken des Friedens. 1772 Im Jahre 1555 wurde die Stadt nach heldenmütiger Gegenwehr durch die Spanier erobert und Philipp VI verlieh sie dem Mediceer Herzog Cosimo. Anstatt der Wälle, mit denen dieser die spanische Zwingburg umgab, hat der volksfreundliche Großherzog Leopold II den Spaziergang der Lizza angelegt, wo ich um die 23. und 24. Stunde (nach italienischer Uhr) die schönen Sienerinnen im Corso sah.

Eigentümlich ist die Kunst, die sich noch gegenwärtig in herrlichen Werken der Architektur und Freskomalereien dar-

stellt. Der Dom ist der Maria Assunta geweiht: Himmelfahrt Maria 15. August, ist das Hauptfest des Jahres, im Wappen der Stadt aber zeigt sich eine Wölfin mit ihrer säugenden Brut, denn von Rom her leitet Siena wie Florenz seinen Ursprung. Der Dom, gegen Ende des 14. Jahrhunderts vollendet, übertrifft den von Florenz durch Einheit und Reinheit des Stiles, sowie durch seine innere Ausschmückung; berühmt sind die Freskobilder des Duccio, die das Leben Christi darstellen, die buntsfarbigen Mosaiken des Fußbodens und die prächtige Kanzel des Niccolo Pisano.

Katharina, eine fromme Bürgerstochter, wurde die besondere Heilige von Siena: gleich dem heiligen Franciscus von Assisi wurde sie der Wundenmale Christi gewürdigt, und gestorben im Jahre 1380 durch Papst Pius II, einem Piccolomini von Siena, heilig gesprochen. Ihr Haus, S. Caterina, besteht aus zwei Betsälen (Oratorien) und einer Kapelle darüber; man zeigt die dunkle Kammer, in der die Heilige lebte und betete, das eiserne Gitter, auf das sie beim Schlafen das Haupt legte, den Boden, den sie betreten hat, der durch eine Holzbedeckung gegen profane Füße geschützt ist. In dem benachbarten Kloster S. Domenico ist ihr eine prächtige Kapelle gewidmet, die ihr in Silber gesägtes Haupt als kostbarste Reliquie bewahrt und mit den anmutigsten Bildern von Sodoma ausgemalt ist. Auf der einen Hauptwand sieht man Katharina in Ohnmacht, während sie die Stigmata empfängt, auf der anderen ein Wunder, das sie verrichtete. Von demselben Meister sah ich schon in der Villa Farnesina die berühmten Freskogemälde, die die Hochzeit Alexanders des Großen mit Roxane und seine Begegnung mit der Familie des Darius darstellen.

Es thut wohl, nach vielen Heiligen- und Wundergeschichten auch einmal etwas weltliches und verständiges zu sehen.

Dazu ist der Palazzo publico, das Rathhaus der Republik, der rechte Ort. Gleichzeitig mit dem Palazzo vecchio von Florenz, Ende des 13. und im 14. Jahrhundert erbaut, steht er hinter diesem architektonisch nicht zurück. In dem Ratssaale sieht man große Ereignisse, Schlachten und Siege aus der Geschichte der Republik dargestellt, in dem Saale der Neun (dei Nove), der Regierung der Republik, Allegorien des guten und schlechten Regiments: im guten Regiment auf der Mittelwand ist der Kaiser die Hauptfigur, umgeben von den christlichen und weltlichen Tugenden; auf der Wand rechts zeigen sich die erfreulichen Folgen des guten Regiments: der friedliche Zustand der Stadt, umgeben vom blühenden Lande; Spaziergänger kommen aus der Stadt, Männer und Frauen zu Pferd und zu Fuß; im Gebüsch vergnügt sich ein Teil mit der Jagd u.s.w.

Im Palazzo publico befindet sich auch das Archiv der Republik. Ich fand da das große Privilegienbuch Kaleff (*quem Kaleffum vulgariter nominari jusserunt*). Die Einleitung besagt: Das consilium generale habe beschlossen, die novem gubernatores et defensores populi zu beauftragen, drei weise Männer zu wählen, die durch ihre Notare die Instrumente und Gerechtsame der Kommune mit Ausschreibung des veralteten und wertlosen sollen aufschreiben lassen, dieses Werk in 23 Büchern sei in der Zeit vom September 1334 bis Mai 1336 vollendet worden. Auch fand ich die ältesten Statutensammlungen aus den Jahren 1293, 1296 und 1299, die erst vor kurzem L. Zdekauer im Auftrage der Stadt unter dem Titel *Il costituito del Comune di Siena* und *il frammento del costituito Senese* 1896 und 1897 herausgegeben hat. In einer Anzeige, die ich darüber schrieb, habe ich strafrechtliche Statuten mitgeteilt, die für Sitten und Anschauungen der Zeit charakteristisch sind.¹⁾

¹⁾ Historische Zeitschrift N. F. XLIII S. 284.

Nach Florenz zurückgekehrt, nahm ich Abschied von den Bekannten und von Dr. Gaye, mit dem ich fast täglich zusammen gewesen; er bezog meine Wohnung bei Cosatti; doch schon im folgenden Jahre wurde ich von seinem Tode benachrichtigt: er starb im Mai 1840 an einer Brustkrankheit.

Ich fuhr bei sehr heißer Jahreszeit Mitte Juli zwei Nächte und einen Tag hindurch über die rauhe Höhe des Apennin bei Pietramala nach Bologna. Auf der Südseite der Stadt erheben sich angebaute niedrige Hügel, auf deren einem sich der Convento S. Michele in bosco in langer Linie erstreckt. Eigentümlich erschienen mir die Bogengänge, die sich durchweg längs den Straßen an den Häusern hinziehen und in der Sonnenhitze Schatten gewähren; ich empfand diese Wohlthat bei 30° R. Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Marktplatz, wo ein Brunnen des Neptun von Giovanni da Bologna steht. Dort befinden sich die Hauptgebäude, der Palazzo publico, und die Wohnung des Cardinal Legato, der Palast des Podestà und die alte Kirche San Petronio; nicht weit entfernt davon ist der Dom S. Piero, ein Neubau aus dem 18. Jahrh. Die zwei schief überhängenden Türme, Torre Asinelli und Torre Garisendi, sind eine auffallende Merkwürdigkeit, die schon Dante (Inferno XXXI B. 136) zu einem Gleichniß gebraucht.

Die Familie Bentivogli beherrschte im 15. Jahrh. die Stadt. Papst Julius II vertrieb sie 1506 mit weltlichen Waffen und brachte Bologna in kirchlichen Besiß; so fand ich es noch und sah die päpstlichen Schweizer unter Trommelschlag in die Kirche hineinziehen.

Von den Bentivogli wurde eine Kapelle in St. Jacopo maggiore gegründet, in der ihre Bildnisse zu sehen sind. Die Kirche S. Cecilia hat Francesco Francia, der trefflichste Meister von Bologna, mit den herrlichsten Freskomalereien

ausgeschmückt, die jetzt, da sie als Durchgang benutzt wird, zum größten Teile zerstört sind. In der Akademie der Künste sieht man die Malerschule von Bologna, die schönsten Madonnenbilder mit Heiligen von Francia und die h. Cäcilia von Rafael, die auf der Orgel spielt, mit dem Blick nach oben gerichtet.

Im Teatro di giorno war ich überrascht, einen alten Bekannten aus Nürnberg zu begegnen. Es wurde das Schauspiel Gasparo Hauser, aus dem Französischem übersezt, gegeben. Gaspar wird als Sohn einer Gräfin anerkannt; der alte Graf beharrt im Adelsdünkel, der ihn zu dem Verbrechen gegen ihn veranlaßt hat, und wird deshalb von Suarß, dem mitleidigen Wächter, dem Gerichte überantwortet. Fast komisch war der Anteil, den das Publikum an dem Vorgang nahm: mit großem Applaus wurden die Bormürfe belohnt, die Suarß dem Signor conte ins Gesicht schleuderte: *Questi sono i ricchi, che coll' oro credono di poter far tutto che vogliono*; unter Rischen und Geheul wurde der Sünder abgeführt.

Ich reiste um Mitternacht von Bologna in Gesellschaft von zwei jungen Leuten ab, einem Mailänder und einem Franzosen; der letztere, Namens A. de Serre, warb für eine von Thiers geplante propagandistische Zeitung, der Italiener schwärmte für die Einheit Italiens, die doch zur Zeit ganz unmöglich schien.

Ich hielt mich nur kurz in Modena und Reggio länger in Parma auf und bekam an einem Tage die meisten Visa auf meinem Pässe, denn jedes Ländchen hat seine eigene Dogana. In Parma wurden zuerst die beiden Hauptkirchen, die Kathedrale, eine der ältesten Kirchen aus dem 11. Jahrhundert, und St. Giovanni besucht; in beiden sind die Stuppeln von Correggio ausgemalt, mit der Himmelfahrt Mariä in der einen und Christi in der andern; die Ber-

fürzungen der nackten Weine an den schwebenden Gestalten sind wenig gefällig; dagegen läßt sich in den Tafelbildern der Gemäldefammlung das leuchtende Kolorit und das unvergleichliche Halbdunkel des hierin einzigen Künstlers bewundern. Ich hebe die Madonna della Scobella hervor. Es ist die rastende heilige Familie; Maria sitzt auf dem Boden, der blondgelockte Knabe lehnt sich an sie, indem er die eine Hand nach der andern ausstreckt, worin sie die Trinkschale hält, in die ein Engel Wasser eingießt, und mit der andern nimmt er von Joseph die Datteln, die dieser von Palmzweigen abpflückt, die ihm Engel aus den Wolken darreichen; Esel und Diener stehen im Hintergrunde. Man kann nichts reizenderes sehen, als das Gesicht der Mutter mit dem heiteren und geistvollen Blick, den sie auf das lebhafteste Kind richtet.

Auf der Bibliothek lernte ich Herrn Bessara kennen, der die Geschichte Parmas seines Vorgängers Affó bis zum J. 1400 fortsetzt; er empfing mich mit der Höflichkeit, die die italienischen Gelehrten auszeichnet. Im Archiv, in das er mich einführte, nahm ich Einsicht von den Statutensammlungen der Stadt. Die Universität befindet sich in einem großen weitläufigen Gebäude, worin auch Soldaten einquartiert sind; nur Medizin und Naturwissenschaften werden hier gelehrt, Jurisprudenz in Piacenza.

Der Dialekt ist in Parma schon ganz mailändisch und voller Gallicismen, wie noch mehr in Mantua; ich hörte sagen: pont neuf, conosce cet homme là und dergleichen.

Bei Guastalla über den Po nach Mantua, der Geburtsstadt Vergils. Vor der Piazza Virgiliana am Ufer übersieht man den Mincio und die Seen, die die Stadt umgeben und schützen. Hier herrschte das Fürstengeschlecht der Gonzaga bis Anfang des 18. Jahrhunderts. Giulio Romano, ein Schüler Rafaels, war der große Künstler, der ihre Paläste baute und mit Malereien schmückte; die Antike war sein Vorbild, aus dem

Alttertum hat er seine Stoffe geschöpft und mit neuen Erfindungen belebt. An dem Fürstenpalast (P. ducale) sah ich schönere Tapeten des Rafael als die im Vatikan, und die Wandgemälde des Giulio Romano, Scenen aus dem trojanischen Kriege; in dem Sommerpalast del Té von demselben die Geschichte der Psyche, an der die Gottheiten teilnehmen, und den großartigen Gigantenkampf in der Kuppel, die unendlich hoch aufzusteigen scheint: über den Wolken thront Jupiter, der die Riesen zerschmettert, unter ihm der versammelte Olymp, Götter und Göttinnen zittern in banger Furcht; die Giganten stürzen übereinander, ihre ungeschlachten Glieder sind mit Felsen bedeckt, oder liegen bloß. Überall zeigt der Künstler eine gewaltige Phantasie, die er meisterhaft beherrscht.

Interessant ist auch die Reihe der Familienbilder der Gonzaga; unter ihnen Markgraf Lodovico III und seine Gemahlin Barbara von Brandenburg, Tochter des Kurfürsten Friedrich II, die von ihren Kindern umgeben sind. Im Archiv fand ich die Statuten von Mantua, die mit 1291 beginnen, doch nur in Kopien vorhanden sind.

Nach fünfstündiger Fahrt erreichte ich Verona. Hier schien mir eine andere Menschenrasse zu begegnen: waren in Mantua dunkles Haar, schwarze Augen und scharf markierte Gesichtszüge, wie sie Andrea Mantegna gemalt hat, vorherrschend, so sieht man in Verona blässeren Teint und helle Augen, die Frauen mit weißem oder schwarzem Schleier über dem Kopfe nach venezianischer Art.

Verona hat sein antikes Amphitheater, über das die Zeiten der Scaliger, der Visconti, der Venezianer hingegangen sind; von seiner äußeren dreistöckigen Mauer ist wenig übrig, aber das Innere ist gut erhalten, die Reihe der steinernen Bänke ringsum und die Ausgänge durch die Treppengewölbe. Auf der Piazza de' Signori befindet sich der Palazzo del Consiglio, das alte Stadthaus, darin eine Gemäldeammlung, deren be-

deutendstes Bild von Tizian den Vorgang darstellt, wie die Abgeordneten Veronaa dem Dogen von Venedig die Schlüssel der Stadt überreichen. Das Mausoleum der Scaliger ist nahe dabei; das Grabmal des Can Grande della Scala, von dem Dante das Heil Italiens erwartete, zeigt ihn als Reiterstatue. Ich besuchte jenseits der Etich den Garten des Grafen Giusti, in dem man zwischen mehrhundertjährigen Cypressen hinaufsteigt und oben einen herrlichen Überblick von Fluß und Stadt gewinnt. Die alte Abtei St. Zeno darf ein Historiker am wenigsten ungesehen lassen, da sie so oft in den Heerzügen und Urkunden der deutschen Kaiser vorkommt; leider war das berühmte Bild von Andrea Mantegna im Chor, die Madonna mit dem Kinde in der Mitte und je drei Heilige auf beiden Flügeln, zum Teil durch ein Gerüst verdeckt, um die Kirche für die bevorstehende Feier der Wiederauffindung der Gebeine des Heiligen zu schmücken, deren Wunderkraft sich auch noch in diesen Tagen bewährte, da ein Arbeiter von der Kuppel herabstürzte und unversehrt blieb.

Ich vergesse nicht eine Tischunterhaltung, die ich mit einigen Lombarden hatte, wobei einer mit der Faust auf den Tisch schlug, indem er ausrief, 2000 von ihnen würden es mit 10000 Tedeschi (Österreichern) aufnehmen, ein Ausdruck der Volksstimmung, wie ich ihn sonst nicht vernommen hatte.

Auch Vicenza und Padua beanspruchten nur einen kurzen Aufenthalt. Vicenza am Bacchilione war durch einen Jahrmarsch auf dem Campo Marzio belebt und machte einen freundlichen und heitern Eindruck. Prächtige stilvolle Bauten des Palladio aus dem 16. Jahrhundert zieren die Stadt. Goethe giebt von ihnen in der italienischen Reise eine begeisterte Beschreibung; er bewunderte darin die freie Nachbildung der antiken Architektur. Mir gefiel besonders die Basilika, d. i. Rathhaus, deren Salone grande von zwei Reihen prachtvoller

Arkaden umgeben ist. Das Teatro Olimpico ist ein regelrechtes Modell nach der Vorschrift des Vitruv.

Padua hat ein düsteres Ansehen; gleichwie in Bologna ziehen sich offene Gänge an den Häusern längs der Straßen hin. Ich besuchte die Kirche S. Giustina, die nicht weniger als vier kleine Kuppeln zählt und sah in ihr das Martyrium der Heiligen von Paul Veronese, die wie eine vornehme Venezianerin mit farbenprächtigen Gewändern gepuzt ist. Dem Hauptheiligen der Stadt ist die Kirche S. Antonio geweiht; sie ist gleichfalls mit sechs Kuppeln bedeckt und im Innern reich mit Altären, Bildern und Grabmälern berühmter Paduaner ausgestattet. In der Nähe von S. Giustina liegt ein weiter Platz, wo die jährlichen Wettrennen abgehalten werden; er ist zum Teil von einem Kanal umgeben, zu dessen beiden Seiten die Statuen berühmter Männer und Lehrer von Padua, mit Antenor beginnend, aufgestellt sind. Die Universität in der Mitte der Stadt ist ein finsternes Gebäude mit engen Hörsälen; in den Hallen sieht man Büsten und Wappen von Studierenden und Promovierten; ein Löffelholz aus Nürnberg ist unter ihnen zu erkennen. Padua rühmt sich den größten Saal (il Salone) der Welt im Gerichtsgebäude und das glänzendste Caffee (Bedrochi) zu besitzen.

Am Sonntag, 28. Juli, fuhr ich mit der Diligence an der Brenta entlang bis Fucine; dort wo die Dogana ist, schiffte man sich auf der Lagune ein. Die fahrbare Wasserstraße ist durch große Pfähle bezeichnet; vor uns in der Entfernung lag die Wasserstadt Venedig, sie nahm sich von hier nicht so groß und bedeutend aus, wie man erwartete, weil sie von dieser Seite durch die Vorstadt M. Niccoló verdeckt war. Jetzt wurde in einen schmalen Kanal eingefahren und dann in den Canal grande, der sich, eingefasst von prächtigen Palästen im Spitzbogenstil, in Bogenlinien durch die Stadt hindurch-

windet, bis zur Piazzetta, wo zwei mächtige Granitpfeiler aus dem Orient stehen: hier hat man rechts den Dogenpalast und den Dom S. Marco, links einen Flügel des großen Gebäudes der Procurazien, dessen Hauptseite in Verbindung mit den alten Procurazien den großen Markusplatz in einem Rechteck einschließt. Auf diesem befindet sich der Glockenturm, von dessen Höhe man einen weiten Ausblick, zunächst ringsum über die Stadt, die Lagunen und die Inseln gewinnt.

Von der Piazzetta aus ruderte ich auf einer Gondel längs der Riva de' Schiavoni und am Arsenal vorüber bis zur äußersten Landspitze, die die öffentlichen Gärten einschließt; hier war ich nicht weit gegangen, als ich eine bekannte Stimme vernahm, und wer war es? ein alter Freund aus Berlin, der Dichter und Philosoph Heinrich Stieglitz, der Gatte der unglücklichen Charlotte (S. 31). Er trug einen großen schwarzen Bart, schwarzen Anzug mit goldener Kette und sah vortrefflich aus mit gebräuntem Antlitz. Wir blieben am Abend beisammen — es war der Vorabend der heiligen Martha — mieteten eine Gondel und fuhren durch den Canal grande, wo der helle Mond die alten Paläste im blassen Lichte der Vergangenheit erscheinen ließ; auch eine Menge illuminiertes Gondeln waren zur Stelle, man aß, trank und sang und freute sich des Lebens; erst gegen drei Uhr des Morgens kamen wir auf dem Canal der Giudecca zurück an die Piazzetta. Hatte die edle Charlotte durch ihren freiwilligen Tod erreicht, was sie wollte? die Rettung des Gatten aus dumpfer Verzweiflung? Ich fand ihn in der That ruhiger geworden und empfänglich für Lebensgenuß; er hatte viel gelitten und geküßt; dann auf Irrwegen sich ausgetobt und zuletzt, nach drei Jahren, sein sturmbewegtes Lebensschiff in Venedig vor Anker gelegt. Hier verkehrte er mit einheimischen Gelehrten und deutschen Reisenden als allzeit gefälliger Führer und beschäftigte sich ungeachtet

früherer Mißerfolge mit einem großen dichterischen Plane, für den sein Können nicht ausreichte, mit einem Ihrischen Epos über Venedig im Lichte der Vergangenheit. Beim Baden bemerkte ich, daß er den Dolch seiner Gattin auf der Brust trug.

Der Dom S. Marco ist in der Form des griechischen Kreuzes gebaut mit einem Vestibül davor und fünf Kuppeln darüber, das Innere ist prächtig mit farbigen und Goldmosaiken bedeckt. Venedig entlehnte anfangs die Formen seiner Architektur und Plastik aus dem Orient und schmückte sich mit Schaustücken, die seine Siege bezeugten: das Biergespann antiker Kojse über dem Portal des Domes war eine Beute von Konstantinopel. Ich sah die inneren Räume des Dogenpalastes, die Säle des Dogen, der Zehn (Dieci, d. i. Inquisition) des großen Rates u.s.w., alle sind mit Malereien geziert, die den Ruhm Venedigs verherrlichen. Die Bildnisse der Dogen laufen an den Wänden unter der Decke hin. Man sieht die Begebenheiten und Thaten, die Venedigs Größe und Stolz ausmachten und die Lebenden zur Nachahmung anspornen sollten: den Kampf der Republik im Bunde mit Papst Alexander III gegen Friedrich Barbarossa und die Demütigung des großen Kaisers zu Füßen des Papstes, die Eroberung Konstantinopels, Zara's und Moreas, die Seekriege mit Genua, die Landkriege mit den Herzogen von Mailand und Ferrara, die Ligue von Cambrai u.s.w.

Die große Bibliothek im Dogenpalast wurde nur obenhin besichtigt und einige Handschriften darin angesehen. In dem großen Staatsarchiv de' Frari führte mich Cavaliere Solari herum, eine ungeheure Masse des Stoffs ist hier in drei Stockwerken und 400 Sälen und Kammern aufgehäuft. Ich erkundigte mich nach den Relationen der Venezianischen Gesandten, die Ranke benutzt hat. Solari sagte mir, daß solche

nur von Mitte des 16. Jahrhunderts an in fortlaufender Reihe vorhanden seien, die älteren müsse man in Privatarchiven suchen. Seitdem ist die von Gino Capponi unternommene große Sammlung der *Relazioni Veneti* aus dem 16. Jahrhundert, herausgegeben von Albéri, in einer Reihe von Bänden erschienen, und noch besonders die *Relations des ambassadeurs Vénétiens sur les affaires de France au XVI siècle*, herausgegeben von Tommaseo. Venedig ist durch seine äußere Politik und Kriege groß geworden, im Innern konnte die Aristokratie despotischen Druck ausüben und trotz Verschwörungen sich behaupten, das Volk war mit Handel und Krieg beschäftigt und nahm Anteil an Reichtum und Ruhm.

In Kirchen und Palästen ist die Herrlichkeit der venezianischen Kunst ausgebreitet. Giovanni und Gentile Bellini, Tizian und seine Zeitgenossen Palma vecchio und Giorgione, dann Paul Veronese und Tintoretto haben Heiligenbilder und venezianische Schönheiten, historische Bilder und Scenen aus dem Leben in leuchtenden Farben dargestellt.

Die Grabstätte Tizians befindet sich in der Kirche *St. Maria de' Frari*, die auch einer seiner vorzüglichsten Gemälde die *Madonna des Hauses Pesaro* als Altarbild bewahrt. Sie war, als ich sie sah, nur durch einen einfachen Stein am Boden mit Namensinschrift bezeichnet. Zuvor hatte schon Canova ein figurenreiches Denkmal entworfen, doch wurde dieses erst nach seinem Tode von seinen Schülern ausgeführt und dann ihm selbst zugeeignet; es steht am Eingange der Kirche. Dem Tizian dagegen ließ in neuerer Zeit der österreichische Kaiser Ferdinand I ein anderes prachtvolles Denkmal in derselben Kirche setzen.

In meinen Wanderungen durch Venedig begriffen, wurde ich hoch erfreut durch die Ankunft meines Bruders Immanuel, der als Regierungsreferendarius in Arnberg eine Urlaubs-

reise angetreten hatte, um mit mir zusammenzutreffen. Es würde zu weit führen, wenn ich Kirchen und Paläste, die wir nun zusammenjagen, aufzählen wollte. Nur der Akademie der Künste will ich besonders gedenken, wo man die größten Meisterwerke der venezianischen Kunst beisammen findet.

Von Venedigs vormaliger Seeherrschaft gibt das Arsenal eine lebendige Anschauung. Es hat drei Miglien im Umfang und vier große Wasserhöfe mit Einrichtungen für die verschiedenen Zwecke des Schiffsbaues. Am Portal stehen vier aus Athen mitgebrachte Marmorlöwen. Der Waffensaal enthält historisch merkwürdige Rüstungen und Beutestücke, unter anderen vom Siege über die Türken bei Lepanto. Die Modellkammer bewahrt ein kleines Abbild von dem Bucentauro, den Dogen alljährlich am Himmelfahrtstage in das Meer hinausführte, um die Republik durch einen goldenen Ring mit diesem zu vermählen.

Wir brachten einen Tag auf dem Wasser zu, auf der Fahrt durch die Lagunen nach den Inseln Murano, wo die berühmte Glasindustrie ihren Sitz hat, Burano und Torcello. Auf diesen Inseln nahmen das Herzogtum Venetien und die Stadt Venedig den Anfang. Die Kirche von Torcello ist im ältesten Basilikenstil gebaut und zeigt byzantinischen Einfluß in großen Mosaikbildern; von dem Turm aus übersteht man die ganze Inselwelt und in der Ferne die Stadt und das Festland.

Keinen schöneren Stadtplatz in der Welt gibt es als den von S. Marco, wo wir an warmen Sommerabenden wie in einem großen von wundervollen Gebäuden eingefassten Saale saßen und den einschmeichelnden Melodien der italienischen Musik lauschten. Noch andere Deutsche hatten sich zu uns gesellt; ein Dekorationsmaler Thouret aus Stuttgart, ein Oekonom aus Mecklenburg Brandis. Von diesen und Stieglitz begleitet

schiffen wir uns abends bei Sturm und Regen auf schaukelndem Boote nach dem Dampfschiffe ein, um über Nacht nach Triest zu fahren. Ich nahm Abschied von Stieglitz, den ich nicht mehr wiedersehen sollte. Er reiste nach Rom, nach Istrien, Dalmatien und Montenegro und schrieb Reiseskizzen darüber, aber immer kehrte er wieder nach Venedig zurück; er verteidigte im Jahre 1849 mit den Italienern die Stadt gegen die Oesterreicher und starb dort in demselben Jahre (23. August) an der Cholera.¹⁾

Auf der Überfahrt in der Nacht hörte ich ein jämmerliches Geschrei: Passagiere auf dem Verdecke des Schiffes hatten sich den Spaß gemacht, einen neben ihnen liegenden Kapuzinermönch an den Beinen zu zwicken; ich empfand Mitleid mit dem ärmsten und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein; er erzählte, daß er aus Rom komme und in seine Heimat Kroatien zurückreise, leider unberrichteter Sache, denn er habe bei dem Papste Dispensation von dem Elibatzgelübde erlangen wollen, sei aber gar nicht vorgelassen worden und müsse sich nun in sein Schicksal ergeben.

Triest ist halb deutsch, halb italienisch, doch überwiegt das italienische Element im Volke. Der Golf mit den ihn umfassenden Gebirgen erinnert an Genua, aber es fehlt die südliche Natur. Die Handelsstadt vereinigt die Nationen des Abendlandes mit denen des Orients; besonders viel Griechen sind hier. Wir benutzten am Sonntage die Gelegenheit die verschiedenartigen Gottesdienste zu besuchen. Herr Pabusch, Redakteur bei dem österreichischen Lloyd, an den ich von Stieglitz adressiert war, sagte mir, daß das Leben am Orte höchst reiz- und interesselos sei, das kaufmännische Geschäft absorbiere alles.

¹⁾ Stieglitz, Selbstbiographie mit Anm. Herausg. von Curpe, Gotha 1865.

Den einzigen namhaften Gelehrten von Triest, der sich um die Geschichte und die Altertümer der Stadt verdient gemacht hat, den Advokaten Rosetti, suchte ich nachher in Wien auf, wo er seinen Marinecodez ausarbeitete; er zeigte mir seine Archäographie von Triest, worin eine Abhandlung über die lokalen Statuten.

Am Sonntag (11. August) nachmittags 2 Uhr fuhren wir mit dem Kurier nach Deutschland hinein; auf der Höhe des Karst, auf den man von Triest aufsteigt, nahm ich Abschied vom Meere, von Italien, vom Süden; ein unfruchtbares steiniges Land empfing mich und ein rauhes Klima; es ging in höchster Eile fort, am andern Morgen bei Sonnenaufgang waren wir in Laibach, am zweiten in Graz, am dritten in Wien; liebliche Alpenthäler und durch Treuherzigkeit ansprechende Menschen fanden wir in Steiermark und das deutsche Essen schmeckte vortrefflich.

Wir kehrten im goldenen Lamm ein, in der Leopoldstadt an der Ferdinandsbrücke, im belebtesten Teile der Stadt und gingen noch an demselben Tage auf der Bastei um die alte Stadt herum, um einen Überblick über Glacis und Vorstädte zu gewinnen; nachmittags wurde der Prater und der Augarten besucht, abends im Sperl Strauß, der seine Walzer selbst dirigierte, gehört. Am Himmelfahrtstage Mariä (15. August) hatten wir uns auf der Polizei zu legitimieren, abends sahen wir im Burgtheater die Ahnfrau von Grillparzer, ein gräßliches Stück! — das Verderben einer blühenden Familie aus alter Schuld durch unnatürliche Situationen herbeigeführt: die Übertragung der antiken Schicksalstragödie wird zur Satire. Aber trefflich waren die Schauspieler: Anschütz, Herr und Frau Rettich; sie machten das Gräßliche interessant und erträglich.

Am andern Tage besuchten wir die Gemäldegalerie im

Belvedere (jetzt im Kunstmuseum): im unteren Geschoß auf der einen Seite befanden sich die Italiener, auf der andern die Deutschen und Niederländer; die venezianische Schule ist besonders reich vertreten; wie viel schöner aber sieht man diese Sachen am Orte selbst, wo sie geschaffen sind, als in einer zusammengebrachten Sammlung! Auf der deutschen Seite ragen die Dürer hervor, ein Bild vom J. 1508, das eine Mezelei der Christen auf Befehl des Schahs von Persien darstellt, und das nicht weniger figurenreiche Bild, die Dreieinigkeits vom J. 1511: beide stehen in trefflicher Färbung und charakteristischem Ausdruck der Köpfe auf der Höhe der Vollkommenheit.

Abends saßen wir im Volksgarten. Die Gruppe im Theseustempel, wie Theseus den Centaur erschlägt, ist wohl eines der schönsten Werke Canovas: die übertriebene Bewegung ist ein Fehler des Künstlers, aber meisterhaft sind Brust und Arm, der die Keule erhebt, gearbeitet. — Dann sahen wir im Theater an der Wien: „Die verhängnißvolle Faschingsnacht“, eine Lokalposse von Nestroy. Dieser selbst, Scholz und Karl sind die Herren dieser Bühne, auf der das Wiener Leben in der Gutmütigkeit, dem harmlosen Leichtsinn und Humor des Volkes auf heitere, komische und lebenswürdige Art vorgeführt wird. Wenn ich in Neapel bemerkte, daß dort alle Spieler des Stückes Schufte sind und nur ein einziger ehrlicher Kerl, so sind hier alle gut im Grunde und nur ein einziger Schelm, der noch dazu seine Schlechtigkeit mit seiner guten Absicht entschuldigt; die eingestreuten Gesänge geben den Grundton an. Nestroy als der Holzhacker und erster Liebhaber beklagt in der Melodie eines Straußschen Walzers, wobei er die Figur des Strauß köstlich parodierte, die Falschheit der Welt, weil er glaubt, daß seine Geliebte ihn betrogen, und schließt mit dem Refrain: „und 's ist

alles nicht wahr, und ist alles nicht wahr“, was jedesmal das Signal zum allgemeinen Jubel des Publikums gab. Das Sepperl aber entfaltete die Liebenswürdigkeit der Wiener Mädchen, ihre Naivetät, Herzlichkeit und Zierlichkeit. Im Leopoldstädter Theater wurde der Lumpacivagabundus gegeben, ein Stück, das gleichfalls eine gute moralische Belehrung für das Volk bringt: man soll nicht nach einem Glücksfall des Reichthums trachten, sondern sich fleißig und redlich vom Handwerk ernähren, das ein jeder am besten versteht.

Den berühmten Schauspieler Löwe sahen wir im Burgtheater in einem anderen Stück „Weltton und Herzensgüte“, das ebenso gut im Volkstheater wäre aufgeführt worden. Das unverdorrene Landvolk, dem es an feinen Sitten fehlt, das aber um so mehr Herzensgüte besitzt, war darin in Gegensatz gestellt zu der städtischen Gesellschaft, deren moralische Verworfenheit durch ein glattes und schönes Äußere übertüncht ist. Man sieht, daß das Wiener Theater damals noch die moralische Besserung bezweckte, und nicht zur Verschlechterung der Sitten gereichte, wie das heutige französische Ehebruchsdrama.

Keine italienische Oper in Wien entzückte uns, wie einst meinen Vater im September 1824, aber die deutsche Oper war gut bestellt. In den Puritanern von Bellini brachte die Lußer als Elvire den süßen Schmelz der Melodien mit den schönsten Coloraturen zu Gehör, und sang Staudigl die Rolle des Oheims mit prächtiger Bassstimme.

Um mit unseren Kunststudien abzuschließen, sahen wir noch die Galerien Lichtenstein und Esterhazy, die beide reich waren an niederländischen Gemälden. Interessanter noch erschien die Sammlung der Handzeichnungen bei Erzherzog Karl. Von Dürer, Leonardo da Vinci und Rafael fanden

sich darin Studien nach der Natur und Entwürfe von Compositionen, und merkwürdig war es zu sehen, wie Rafael sich seine Gestalten zuerst nachgedacht hat, wie z. B. selbst Christus im Bilde der Transfiguration; darum erscheinen bei ihm die Formen so wundervoll natürlich unter den Gewändern, die sie bekleiden, hindurch.

Wir waren an Kaufmann Haym und Familie empfohlen und wurden nach dem Kurort Mödling eingeladen, wo die Frau des Hauses mit drei jugendfrischen und liebenswürdigen Töchtern verweilte. Unweit davon liegt Brühl mit einem anmutigen Parke, voll natürlicher und künstlicher Ruinen, der dem Fürsten Lichtenstein gehörte. Der Tag wurde aufs angenehmste zugebracht; die jungen Fräulein fanden uns beide sehr ernst, wiewohl wir alles aufboten, ihre Freundlichkeit zu erwidern. Es ist unglaublich, wie das Wiener Volk im Bergnügen leistungsfähig ist, es schien, als ob es nur dafür lebe. Die Walzerkönige Strauß und Lanner spielten am Abend bei feenhafter Gartenbeleuchtung ihre Tänze auf und rasend tanzten Wiener und Wienerinnen.

Am anderen Tage machten wir eine sehr lohnende Fußpartie nach dem Rahlenberg und dem Leopoldsberg. Hier auf dem letzten Ausläufer des Wiener Waldes, steht man auf der Höhe über der Donau und hat einen weiten Ausblick über den Strom und seine vielen Inseln, nach Klosterneuburg am Fuße des Berges, über die große Stadt und ihre in verschiedener Richtung sich erstreckenden Vorstädte, jenseits der Donau die Schlachtfelder von Aspern und Wagram, ringsum Höhen in der Nähe und Gebirge von Ungarn und Steiermark in der Ferne — das großartigste Panorama.

Im September 1839 war ich nach Jahresfrist wieder in Berlin mit meiner lieben Mutter vereinigt.

Ich darf nicht unterlassen zum Schluß meiner italienischen Reise der wohlwollenden Unterstützung zu gedenken, deren ich mich von seiten des preussischen Staatsministers von Altenstein zu erfreuen hatte. In einem Briefe aus Florenz vom 29. April 1839 richtete ich an ihn ein Gesuch um Gewährung einer Geldhülfe, um zum Zwecke meiner florentinischen Studien die Verlängerung meines Aufenthalts in Florenz um einige Monate möglich zu machen; ich legte darin ausführlich den Gang dieser Studien dar, die eine Verfassungsgeschichte der florentinischen Republik bezweckten, von der noch wenig bekannt sei. Hierauf erhielt ich ein Antwortschreiben vom 2. Juli 1839, das ich vollständig hierhersetze, weil es beweist, in welchem hohen Sinne Minister von Altenstein die Wissenschaft zu fördern geneigt war. Hatte er mir früher nicht ganz mit Unrecht nach Heidelberg sagen lassen, daß ich viele Zeit ohne Nutzen verlore (S. 27), so war jetzt seine Meinung von mir eine bessere. Das Schreiben lautet wie folgt:

„Aus Ew. Wohlgeboren Schreiben habe ich mit aufrichtiger Theilnahme von dem bisherigen Gange Ihrer Studien und den wesentlichen Zwecken, die von Ihnen auf Ihrer Reise verfolgt werden, nähere Kenntniß genommen und mich aus Ihren diesfälligen Mittheilungen gern überzeugt, wie gewissenhaft Sie fortfahren an Ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zu arbeiten. Um Ihnen meine Theilnahme, soweit die beschränkten und von allen Seiten in Anspruch genommenen Fonds des meiner Leitung anvertrauten Ministeriums es gestatten, noch besonders zu bethätigen und Sie in den Stand zu setzen, daß Sie behufs des von Ihnen herauszugebenden Werkes über die Verfassung der florentinischen Republik die erforderlichen Materialien sammeln und zu deren Ende Ihren Aufenthalt in Italien in etwas verlängern können, habe ich Ihnen in mög-

licher Berücksichtigung Ihres Gesuches eine außerordentliche Unterstützung von 200 Thlr. bewilligt, welche Ihnen von der Generalkasse meines Ministeriums gegen vorher einzusendende Quittung gezahlt werden wird.

Ich benutze zugleich diese Veranlassung, Sie meiner vorzüglichen Werthschätzung zu versichern.

Berlin, den 2. July 1839.

Altenstein."

Berlin. Rostock.

1839—1856.

Die Lehramtsprüfung für den Gymnasialunterricht hatte ich schon vor meiner Reise nach Italien bestanden (S. 39). Nach meiner Rückkehr im Herbst machte ich mein Probejahr am Cölnischen Gymnasium in Berlin. Bei dieser Anstalt wurde der erste Versuch gemacht, den Unterricht in den Realien und neueren Sprachen mit der Gymnasialbildung zu verbinden, ohne daß diese verkürzt werden sollte. War dies ein kaum auszuführender Plan, so konnte doch sicherlich kein besserer Mann zum Direktor gewählt werden als E. F. August; denn nach beiden Seiten hin war er trefflich befähigt; mit Vorliebe aber wandte er sich der Physik und Mathematik zu und darin hat er auch schriftstellerisch Bedeutendes geleistet. Ausgezeichnete Lehrkräfte standen ihm zur Seite: Adalbert Kuhn, der bekannte Sprachforscher, der sein Nachfolger im Direktorat wurde, Agathon Benary, klassischer Philolog, August Seebeck, Physiker, später Direktor der technischen Schule in Dresden. Ich hatte den Unterricht im Deutschen und Französischen in den oberen Klassen zu erteilen, im Deutschen und Lateinischen in den unteren. Es gelang mir durch Ernst und Konsequenz die Disziplin unter den gewöhnlichen Berliner Schülern — der spätere Demokrat Stredfuß gab seinen Freiheitsdurst im deutschen Aufsatz zu erkennen — aufrecht zu halten und im Notfall fand ich kräftige Unterstützung bei dem Direktor, der das

pädagogische Talent besaß, mit der Miene des heftigsten Zornes eine ganze Klasse durch donnernde Ansprache in Schrecken zu versetzen, während ihm selbst dies keine wirkliche Gemütsbewegung verursachte.

Ich stand in fortgesetztem Freundschaftsverkehr mit Göttho und Keller, denen sich noch der für Philosophie und Kunst jugendlich begeisterte Livländer Reinhold Schmidt aus Bernau anschloß. Auch mit Felix Papencordt, dem Westfalen, den ich schon in Rom gesehen, wurde ich näher befreundet. Er hatte sich bereits durch seine von der Pariser Akademie gekrönte Preisschrift „die Geschichte der Vandalen in Afrika (1837)“ rühmlich bekannt gemacht und gab jetzt seine Schrift „Cola di Rienzo und seine Zeit“ heraus. Durch solche Leistungen, verbunden auch mit persönlichen Vorzügen, empfahl er sich Savigny und anderen einflußreichen Gönnern. Das Glück schien ihn auf jede Weise zu begünstigen. Im Frühjahr 1841 wurde er, ein Katholik, zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Bonn ernannt. Ich begleitete ihn bei seiner Abreise von Berlin auf die Post. Wie groß war daher meine Betrübniß, als ich kurz darauf, eines Sonntags nachmittags bei A. Benary, die Nachricht von seinem plötzlichen Tode erhielt, der ihn auf der Reise bei seiner Schwester in Warburg nach kurzer Krankheit dahingerafft hatte!

Neben meinem Gymnasialunterricht im Winter 1839/40 bearbeitete ich die Philosophie der Geschichte meines Vaters in 2. Auflage und verfaßte Recensionen theils für die Berliner kritischen Jahrbücher über Gervinus' Historik und Dönniges' Geschichtsquellen Heinrichs VII., theils für die preußische Staatszeitung über Papencordts Cola di Rienzo. Dies waren meine ersten schriftstellerischen Versuche.

Auch meine näheren Beziehungen zu Dönniges stammen aus dieser Zeit. Er hatte das Glück gehabt, die Kanzlei

Heinrichs VII in Turin zu entdecken, die er als Acta Henrici VII herausgab, und habilitierte sich als Privatdozent in Berlin. Thatkräftig und unternehmend, burschikos in Manieren und rüstig bei der Arbeit fehlte es ihm nicht an Erfolg auch in seinen Vorlesungen über Staatsrecht und Rechtsgeschichte, so daß er schon 1841 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Ich war bei seiner Verheiratung mit Fr. Wolf, Tochter eines Kaufmanns in der Spandauer Straße, und Pate bei der Taufe seines ersten Kindes, der nachmals viel genannten schönen und abenteuerlichen Helene.

Nach abgelegtem Probejahr am Gymnasium wurde ich bei diesem als Hilfslehrer angestellt. Sah ich darin mit Befriedigung, daß man mit mir zufrieden gewesen, so freute mich nachher nicht weniger der Erfolg, daß einer meiner Schüler bei seinem Abgang vom Gymnasium dankbar bezeugte, von meinem Unterricht im Deutschen Freude und Förderung gewonnen zu haben. Und dieser war kein geringerer als der nachmals berühmte Physiker Wiedemann, Professor in Leipzig, der sich mir, als er auf Besuch bei seinem Sohne, meinem Kollegen Gilhard Wiedemann in Erlangen war, als meinen ältesten Schüler vorstellte. Leider hatte ich seinen Tod (24. März 1899 im 73. Lebensjahre) zu beklagen.

Bevor ich weitergehe, schalte ich ein öffentliches Ereignis ein, das ich miterlebte.

Am 7. Juni 1840 schloß Friedrich Wilhelm III, der Vater des Vaterlandes, wie man ihn nannte, die Augen. In der letzten Zeit seiner Regierung herrschte die größte politische Stille. Nachdem er das Verlangen nach Einberufung von Reichsständen schroff zurückgewiesen und das Verfassungswort durch das Gesetz über die Einrichtung von Provinzialständen vom J. 1823 für vollendet erklärt hatte, erwartete man von ihm keinen Fortschritt in der preussischen Verfassungsjache

mehr. Auf seinen genialen Nachfolger Friedrich Wilhelm IV waren alle Hoffnungen gesetzt und aufs höchste gespannt wurden sie durch seine glänzenden viel verheißenden Reden, die er zuerst in Königsberg bei der Huldigung der Stände von Ost- und Westpreußen, dann in Berlin hielt, wo er die Huldigung der Stände von den anderen Provinzen des preussischen Staates empfing. Ich war Augenzeuge bei dem letzteren Schauspiel. Von dem Dache des Museums aus überfah ich den Lustgarten bis zum Schlosse. Vor diesem war eine hohe Tribüne mit breitem Treppenaufgang errichtet; unten auf dem Platze bis zu den Linden hin drängte sich Kopf an Kopf eine unabsehbare Menschenmenge. Vor der Tribüne befanden sich die Abgeordneten der Stände, die durch Zuruf dem Könige die Treue gelobten. Er stand frei und allein auf der Höhe der Tribüne und hielt eine lange Rede, deren Worte zwar aus weiter Ferne nicht bis zu mir herüberklangen, doch sah ich die lebhaftesten Gebärden, mit denen er ihnen Nachdruck verlieh.

Die Gymnastikallaufbahn konnte mich auf die Länge nicht befriedigen. Mit freudiger Zustimmung meiner Mutter gab ich im Frühjahr meine Lehrerstelle am Cölnischen Gymnasium auf, und schon im April erhielt ich, ohne mein Zuthun, Anfrage und Berufung als außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Rostock. Mein Freund Beseler, zur Zeit Professor in der Juristenfakultät dieser Universität, hatte dazu bei dem Vizekanzler von Both die Anregung gegeben, da es die Absicht war, das Interesse für Geschichte unter den Studierenden zu wecken, was dem Vertreter des Faches, Professor Türk, nicht gelungen war.

Bevor ich im Herbst nach Rostock ging, hatte ich im Sommer noch Zeit, mich auf die zu haltenden Vorlesungen, zunächst über deutsche Geschichte, vorzubereiten. Aus der Schule

von Schloffer und Servinus hervorgegangen, hatte ich Ranke bisher nicht gehört; ich begann daher mit vielem Interesse seine Vorlesung über das Mittelalter zu besuchen, wurde aber schon nach wenigen Wochen durch ein hartnäckiges Wechselfieber unterbrochen, das ich erst durch einen ländlichen Aufenthalt in Pankow bei Berlin unter der Pflege meiner Mutter überwand.

In diese Zeit fällt die Berufung Schellings nach Berlin. Um meines Vaters vermeintlich gottloser Philosophie die Spitze zu bieten, hatte Friedrich Wilhelm IV den Gedanken, den er schon seit lang als Kronprinz betrieben, Schelling zu gewinnen, wieder aufgenommen und dessen Berufung aus München unter den glänzendsten Bedingungen vollzogen. Es war ein mit Spannung erwartetes Ereignis, als im November 1841 der Entdecker der Offenbarungsphilosophie unter dem größten Zulauf seine Antrittsvorlesung hielt und darin die neue Philosophie seiner Schöpfung gleich wie ein Heros der Wissenschaft verkündigte. Weniger Ruhmredigkeit wäre besser gewesen, um den Abstand zwischen ihr und dem späteren Mißerfolg weniger groß erscheinen zu lassen!

Im Oktober d. J. ging ich meiner neuen Bestimmung entgegen. Es machte auf mich einen unheimlichen Eindruck, als ich nach 24stündiger Reise durch das fremde mecklenburgische Land über Neustrelitz und Neubrandenburg, abends in Rostock ankam. Doch der freundschaftliche Empfang Beselers sowie der entgegenkommende der Kollegen, bei denen er mich einführte, hob mich bald über alle Bangigkeit hinweg. Die Zahl der Professoren war gering wie die der Studierenden. Unter den ersteren gab es einen älteren Bestand: ich nenne von den Theologen Wiggers (Kirchen- und Dogmengeschichte), Bauermeister (Neutestamentliche Exegese), von den Juristen Kämmerer (römisches Recht), Gründler (Civilprozeß), Raspe

(Kriminalrecht), von den Medizinern Josephi (Frauenklinik), Spitta (Pathologie und Therapie), Stempel (Chirurgie), von den Philosophen F. B. Friscke (klassische Philologie), v. Blücher (Chemie), Röper (Botanik), Karsten (Physik), Türk (Geschichte), Wilbrandt (Philosophie). Unlängst berufen waren Krabbe (Dogmatik), Stannius (Physiologie), Weseler (Deutsches Privatrecht). Um dem Bedürfnis der Universität zu genügen, mußten einzelne Professoren mehrere Fächer zugleich übernehmen: so Röper Botanik und Zoologie, Karsten Physik und Mathematik, Mineralogie und Astronomie, Wilbrandt (Vater des Dichters Adolf Wilbrandt) Philosophie, Ästhetik und Litteraturgeschichte.

Es studierten nur Mecklenburger auf der einheimischen Universität und ihre Zahl war weniger als hundert. Zu meiner ersten Vorlesung über deutsche Geschichte meldete sich nur ein einziger Zuhörer; um doch zu lesen, hielt ich ein Publikum über die deutsche Kaiserzeit im Mittelalter, das Beifall fand.

Seit 7. März 1841 regierte in Mecklenburg-Schwerin Großherzog Friedrich Franz II im jugendlichen Alter von 18 Jahren. Er war im Blochmannschen Institut zu Dresden erzogen und hatte an der Universität Bonn studiert, wo er Löbell und A. W. Schlegel hörte.¹⁾ Daher stammte das lebhafteste Interesse, daß er an seiner Landesuniversität nahm. Als er zum erstenmal nach Rostock kam, galt sein Besuch sowohl der Stadt wie der Universität: er ließ sich die Professoren vorstellen, erkundigte sich nach den Verhältnissen der Universität und ließ sich unbefangen und liebenswürdig belehren. Ihm hatte man es zu verdanken, daß für die Auffrischung und Förderung der Universität unter der Leitung des Vizekanzlers von Both aufs beste gesorgt wurde. Zumal die

¹⁾ v. Girschfeld, Friedrich Franz II S. 170.

Juristenfakultät erfuhr eine teilweise Erneuerung durch Heranziehung jüngerer Kräfte. Sie verlor zwar schon nach einem halben Jahre meinen Freund Bessler, der nach Greifswald abging, dagegen kamen 1842 zwei Romanisten Rierulff und A. Wunderlich — mit letzterem, meinem alten Freunde, mich wieder zusammen zu finden, gereichte mir zur großen Freude — und ersetzt wurde Bessler durch den Germanisten Thöl. Auch die theologische Fakultät fand sich verstärkt durch Chr. Hofmann, einen Dozenten von außerordentlicher Begabung und eigentümlicher Richtung, der schon nach zwei Jahren wieder nach Erlangen zurückkehrte (1845), wo er eine große Wirksamkeit entfaltet hat. Neben ihm trat Franz Delitzsch für Exegese des Alten und Neuen Testaments ein, gleichfalls ein vortrefflicher Lehrer. Doch der häufigste Wechsel traf die Juristen, zuerst durch den Abgang von Rierulff zum Oberappellationsgericht in Moskau (er wurde später Präsident des Oberappellationsgerichts in Lübeck), dann durch die Berufung Wunderlichs nach Halle. An Rierulffs Stelle begann Thiering seine Laufbahn 1846 als einer der namhaftesten deutschen Rechtslehrer und Wunderlich wurde durch den feinsinnigen Leist ersetzt, später Professor in Jena. So weit bis 1848. Diese neuberufenen und einige von den älteren Professoren, namentlich Stannius, Röper, Karsten und Wilbrandt, sowie die Oberappellationsräte Adermann, ein Anhänger der Hegel'schen Philosophie, und Trottsche bildeten den Kreis meiner Röstoder Freunde, zu denen ich in ein nahezu brüderliches Verhältnis trat.

In meinen Vorlesungen trug ich Abschnitte der neueren und neuesten Geschichte, sowie englische und mecklenburgische Geschichte vor und las in einem Publikum über die Staatslehren von Machiavelli, Montesquieu und Rousseau. Auch las ich einmal über Nationalökonomie und Finanzwissen-

schaft, Fächer, in die ich mich selbst erst einarbeiten mußte, um einem dringenden Bedürfnisse der Universität entgegenzukommen.

Meine italienischen Studien verwendete ich zu schriftstellerischer Arbeit. Ich schrieb 1842 ein Antrittsprogramm mit dem Titel: „Dante über Staat und Kirche“, worin die Stellung des Dichters zu den politischen Parteien in Florenz, zu Kaisertum und Papsttum aus seiner Lebensgeschichte, seinen Dichtungen und Briefen geschildert ist. In den Kreisen der Danteverehrer wurde diese Abhandlung gut aufgenommen, doch fand sie nur wenig Verständnis in Moskau: dem alten Theologen Wiggers sagte man nach, daß er Dante mit dem Berliner Eisensteher Nante verwechselt habe.

Den früher gehegten Plan, eine florentinische Verfassungsgeschichte zu schreiben, erweiterte ich zu höherem Ziele. Es ging daraus die Geschichte der italienischen Städteverfassung hervor, die 1847 in zwei Bänden erschienen ist. Über Inhalt und Ergebnis des Werkes schrieb ich an meinen Bruder:

„Meine Geschichte umfaßt einen Zeitraum von zwölf Jahrhunderten; sie beginnt mit dem Ende der römischen Republik und hört auf mit der Zeit des Friedrich Barbarossa, in der die italienischen Städte sich ihre Freiheit erkämpften. Ich glaube darin nicht nur für die Entwicklung des italienischen Städtewesens, woraus der moderne Staat hervorgegangen ist, sondern auch für die Verknüpfung des Romanismus und des Germanismus, der alten und der neuen Welt eine neue Ansicht festgestellt zu haben. Das Resultat, daß das italienische Wesen in den städtischen Republiken auf rein germanischen Grundlagen mit schwacher Färbung römischer Traditionen beruhe, habe ich nicht gesucht, aber gefunden, und, wie ich hoffe, zur entschiedenen Überzeugung gebracht. Wäre ich der Sache nicht in allen einzelnen Momenten der

Entwicklung völlig gewiß geworden, so könnte mich bedenklich machen, daß dadurch Savignys berühmtes Werk, Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter, dessen Autorität man seit lange auf Glauben angenommen hat, zum großen Teil umgestoßen wird."

Sehr erfreulich war für mich der allgemeine Beifall, mit dem mein Erstlingswerk aufgenommen wurde, besonders die Zustimmung von H. Leo und v. Bethmann-Hollweg, die beide bereits vor mir die Savigny'sche Hypothese in Bezug auf die lombardischen Städte bestritten hatten. Ich empfand eine lebhaftere Genugthuung darüber, daß man mich nicht bloß als den Sohn meines Vaters wolle gelten lassen.

Ich lehre zu meinem Leben in Rostock zurück.

Waren mir die vielen Abendgesellschaften bei aller Gemüthlichkeit doch durch langes Sitzen beim Kartenspiel und an opulenter Tafel bis spät in die Nacht oft recht beschwerlich, so gestatteten dagegen die Sommerferien die angenehmste Abwechslung und Erholung im nahen Seebade von Warnemünde. Hier mieteten sich die Familien in den Fischerhäuschen am Strande der Warnow ein und genossen die Seeluft unter angebauten Zelten. Wenig reizend zwar war die flache Umgebung mit ihren sandigen Dünen, aber der weit in das Meer hinausgebauete Steindamm bis zum Signal, dem „Spüll“, am Ende gewährte oft den erhebenden Anblick des Sonnenunterganges in den beleuchteten dunklen Fluten sowie das spannende Schauspiel der ein- und auslaufenden Schiffe, die bisweilen, durch Sturmwind zur Seite getrieben, die Einfahrt verfehlten und im Sande des Ufers strandeten.

Die Osterferien brachte ich gewöhnlich bei meiner Mutter in Berlin zu und mit lebhaftem Anteil besuchte ich die Sitzungen der philosophischen Gesellschaft, in der die verschiedenen Richtungen der Hegel'schen Schule, vertreten durch Böschel,

Batte, Michelet, sich auseinandersetzen. Im Sommer 1843 wurde in Rostock ein großes und sehr gelungenes Musikfest veranstaltet, bei welchem zahlreiche auswärtige Gesangskräfte mitwirkten, und Otto Jahn mein Gast war. Im Herbst desselben Jahres kam Wichern, der Schöpfer des Rauhen Hauses in Hamburg, nach Rostock und hielt zündende Vorträge über die innere Mission, wodurch der Anlaß zur Gründung eines mecklenburgischen Vereins unter Hofmanns und Krabbes Leitung gegeben wurde. Dazwischen, im August, machte ich einen Ausflug nach Kopenhagen.

Reise nach Kopenhagen.

1843.¹⁾

Am Freitag, 3. August morgens 6½ Uhr, bestieg ich in Warnemünde das Dampfschiff Harlequin, dessen Ankunft sich wegen Nebels verspätet hatte. Ich fand eine sehr gemischte Gesellschaft: Kapitän und Mannschaft Schotten, der Wirt ein Mulatte, der Aufwärter ein Däne, die wenigen Mitreisenden Mecklenburger. Der schlechte Ruf des Schiffes wurde mir bald bestätigt: Speisen und Getränke des Mulatten waren wirklich abscheulich und konnten einen allein seekrank machen. Die See war ruhig und ein sanfter Südwind günstig. Nicht lange hatten wir das Land aus dem Gesicht verloren, als schon wieder eine Küste im Osten sichtbar wurde: es war das mecklenburgische Fischland, das sich weit in die See heraus erstreckt; einzelne Baumgruppen, eine Kirche schienen wie auf dem Wasser zu schweben. Im Laufe des Vormittags verteilte sich der Nebel, so daß die blaue Klarheit des Himmels sich schön auf der See wiederpiegelte. Wir wurden die Küste von Falster in der Ferne gewahr, näher rückte gegen Mittag die Insel Møen mit ihren Kreidefelsen, die wir bald umschifften. Nach kurzer Zeit erblickten wir die Küste von Seeland und zugleich wurde die schwedische Landzunge, auf der Falsterbo liegt, sichtbar. Endlich tauchten die Türme von Kopenhagen aus dem Wasser.

¹⁾ Ich gebe im Folgenden zumeist Auszüge aus meinen Briefen.

empor, dazwischen einzelne Baumgruppen der Insel Amager, die die Stadt verdeckt. Zwischen den Inseln Amager und Saltholm schiffen wir bei frischem Ostwind mit aufgespannten Segeln hindurch, als die jenseits Kopenhagen untergehende Sonne die Küsten mit schönem Abendrote beleuchtete. Es war ein prächtiger Anblick, der sich uns darbot: die Schiffe vor dem Hafen und in diesem die großen Kriegsschiffe, mächtige Seegebäude, mit Ketten angeschlossen. Um 9 Uhr abends kam ich im Gasthof an; noch bei Mondbeleuchtung sah ich das ungeheuerere Königsschloß Christiansborg, das seitdem (1884) abgebrannt ist.

Die Stadt Kopenhagen, obwohl alte Handelsstadt und Königsstadt Dänemarks, hat doch nichts Altertümliches an sich. Das moderne absolute Königtum hat sich in ihr und der Umgebung in einer Reihe von Königsschlössern ausgeprägt; die verstorbenen Könige ruhen in Roeskilde. Ein Königtum der Kunst hat der große Bildhauer Thorwaldsen aufgerichtet. Doch haben seine Schöpfungen nichts Dänisches an sich; ihre Gegenstände sind zumeist dem griechischen Altertum entlehnt, ihre Formen den klassischen Meisterwerken nachgebildet. Zeitlos und charakterlos entzünden sie durch ideale Schönheit und poetische Erfindung. In Rom hat der große Künstler sie geschaffen. Das Thorwaldsen-Museum, dessen Räume allein für seine Werke bestimmt sind, war zur Zeit noch im Bau begriffen; ich sah die Statuen, Basreliefs, Porträtbüsten in unendlicher Fülle, teils in Marmor, teils in Gypsabgüssen in der Sammlung auf Christiansborg. Das bedeutendste christliche Werk des Künstlers sind die Marmorbilder von Christus und den zwölf Aposteln in der Frauenkirche, die nur für sie da zu sein scheint. Christus im Hintergrund des Chors breitet in vorgebeugter Haltung die Arme segnend aus, ihm zur Seite stehen Paulus und Petrus;

Johannes hat den Blick in die Höhe gerichtet, um das göttliche Wort, in dessen Aufzeichnung er begriffen ist, zu empfangen, Jakobus, eine jugendliche Gestalt, erscheint vorschreitend mit dem Stabe in der Hand und dem Hut auf dem Rücken; diese beiden heben sich vor den anderen durch lebendige Auffassung hervor. Eine herrliche Komposition zeigt auch das Giebelfeld über dem Haupteingang der Kirche: in der Mitte Johannes der Täufer in der Wüste predigend und ihm zu Seiten in symmetrischer Anordnung die von seinen Worten ergriffenen Zuhörer.

Ich suchte Professor Martensen auf, den ich von Heidelberg her kannte, als er mit seinem Freunde, dem Juristen Bornemann, eine Studienreise durch Deutschland machte. Er hatte sich seitdem durch Einführung der Hegel'schen Philosophie in die Theologie und seine Wirksamkeit als Lehrer an der Universität einen bedeutenden Namen gemacht. Sehr erfreut mich wieder zu sehen, erbot er sich, mich in der Stadt herumzuführen, und machte mich mit seiner Familie bekannt. Beim Mittagessen fand ich eine kleine nette Frau, die mich sehr an Frau Tholuf erinnerte, mit zwei hübschen Kindern, und einige seiner Freunde, eifrige Verehrer der Hegel'schen Philosophie: Professor Nielsen, Licentiat Bornemann, Stilling. Nach Tische gingen wir auf den Wällen der Citadelle und der „langen Linie“ spazieren, wo man die schönste Aussicht auf den Hafen und das offene Meer hat, dessen Begrenzung durch die schwedische Küste man nur mit Anstrengung wahrnimmt. Indessen bedrängten mich die philosophischen Freunde dermaßen mit ihren Spekulationen, daß ich nur flüchtige Blicke dorthin wenden durfte. Mit Martensen erfreute ich mich bester Übereinstimmung in gemeinsamer Denkweise. Auch er will in der Philosophie aus dem Allgemeinen zum Individuellen und Persönlichen gelangen und hebt in dieser Absicht besonders

den ethischen Gesichtspunkt hervor, nach welchem der Mensch die Totalität des Sittlichen in sich hineinzubilden bestrebt sein soll. Am Abend fand ich bei ihm den häuslichen Kreis noch durch einige Verwandte der Familie vermehrt; sein Schwiegervater, ein wackerer Schiffskapitän, gefiel mir in seiner Art besonders. Die Dänen überhaupt schienen mir ein solides, ernsthaftes und dabei gutmütiges und gefälliges Volk zu sein.

Am andern Tag fuhr Martensen nachmittags mit mir nach Frederiksberg hinaus, wo ein königliches Schloß auf der Anhöhe liegt, von der man eine herrliche Aussicht über die Stadt und die Meeresbucht zwischen dieser und der Insel Amager gewinnt. Daß viele Grün der Buchen, die ganz See-land bedecken, verleiht der Landschaft einen eigentümlichen Reiz. Von da brachte mich der Freund zu Heiberg, der in der Nähe auf dem Lande wohnte. Er hat die Hegel'sche Philosophie zuerst in Dänemark eingeführt, nachdem er meinen Vater selbst in Berlin gehört und auch unser Haus besucht hatte: er gilt für den besten lebenden dramatischen Dichter in Dänemark, und seine Gattin ist eine Schauspieler, die nach dem Urtheil nicht bloß der Landsleute sich mit der Mars in Paris vergleichen läßt. Ich wurde mit großer Zuvoorkommenheit aufgenommen und hatte die interessanteste Unterhaltung in einer ausgewählten Gesellschaft, zu der unter andern auch der Hofprediger Paulli mit Frau gehörte. Denn hier zu Lande scheuen sich auch die Theologen vor einer Schauspielerin nicht. Was war das aber auch für ein liebreizendes Wesen! So einfach und natürlich, geistvoll und bezaubernd in Blick, Miene, Stimme, und dabei anspruchslos, häuslich und ganz weiblich. Von der Gefälligkeit der Dänen will ich hier einen Zug erzählen. Bei Heibergs traf ich einen Konferenzrat Kollin, den Martensen mir als einen bedeutenden und im Staate viel geltenden Mann bezeichnete, der im Finanzkollegium sei und

dem Range nach ungefähr unserem wirklichen Geheimerrat gleichkomme. Ich richtete einige Fragen über die Produktion des Landes an ihn und hatte sonst wenig Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Am andern Tage kommt Martensen zu mir mit einem Billet von dem Konferenzrat, worin er schreibt, da ich mich für die Statistik von Dänemark zu interessieren scheine, wolle er mir sein für das Ministerium gearbeitetes Tabellenwerk schenken. Ich ging mit Martensen zu ihm und bekam einen kleinen Schreck, als er mir sechs Foliobände vorlegte. Was soll ich mit dem Wust machen? dachte ich, besann mich aber und erklärte, daß ich das Werk mit Dank für die Kustoder Universitätsbibliothek annehme; er versprach es zu schicken.

In der Gesellschaft sprachen alle mir zu Gefallen deutsch, daß sie völlig beherrschten. Von einer Spannung mit Deutschland war damals, 1843, noch nicht das geringste zu bemerken. Die deutsche Wissenschaft und Litteratur war tief eingedrungen; die Dänen wünschten und verlangten nichts weiter, als daß man auch sie gelten lasse.

In der großen königlichen Bibliothek, die besonders reich an nordischen Handschriften ist, führte mich Justizrat Moldenhauer herum. Sein Titel entspricht nicht dem Amte als Bibliothekar, er bedeutet nur den Rang, so wie es in Dänemark Ärzte giebt, die Kriegsräte heißen. Ich sah das älteste isländische Gesetzbuch, das Graugans heißt, und viele interessante Porträts aus der dänischen Geschichte. In die Münzsammlung in der Rosenburg, einem Schlosse Christians IV, brachte mich der Orientalist Professor Olshausen aus Kiel: die kleinen Silbermünzen gehen bis auf Anut den Großen zurück.

Es giebt zwei Gemäldegalerien, die königliche und die gräflich Moltkesche. Die erstere befindet sich in dem Christiansborger Schlosse — Christian VIII residierte zur Zeit nicht dort, sondern im Schlosse Amalienborg — sie ist reich an

prächtigen niederländischen Bildern; ich erwähne ein paar Rubens: das eine stellt die Tochter des Herodes dar in dem Moment, wie sie beim Gastmahl dem Vater den Kopf des Johannes vorzeigt; der König sieht starr vor Entsetzen, die Mutter sticht mit der Nadel in die Zunge, während die Gäste neugierig zuschauen. Das andere ist das Urteil Salomonis: der Knecht holt mit dem Beil aus, um das Kind, das er in der Luft am Beine hält, zu spalten, die rechte Mutter eilt mit Entsetzen hinzu, die falsche hält die Schürze bereit, um ihr Teil zu empfangen, Salomo gebietet dem Knecht einzuhalten. Es sind Bilder voller Leben und trefflicher Charakteristik. In der Moltkeschen Galerie befinden sich vier Landschaften von Ruysdael von großer Schönheit und ausgezeichnete Genrebilder von Hobbema und Teniers.

Einige schöne Stunden bereiteten mir die Freunde Martensen und Heiberg mit ihren Frauen auf einer Fahrt in den Tiergarten. Dies ist ein wundervoller Buchenwald, der sich einige Meilen längs der Meeresküste dem schwedischen Ufer gegenüber hinzieht und zahlreiches Wild beherbergt, das dort eine Prachtwohnung hat, wie die Reichen Kopenhagens in ihren Landhäusern an der Fahrstraße. Es war ein herrlicher Tag und eine helle Mondnacht, deren Zauber die angeregte Stimmung der Gesellschaft erhöhte. Der Mond spiegelte sich auf der See und blickte durch die dicht belaubten Bäume mit magisch grünem Licht, als wir längs dem Meeresufer in die Stadt zurückfuhren, und ich sah oft nach einem Stern am Himmel, den mir die liebenswürdige Frau Heiberg zum Andenken geschenkt hatte.

Zwei Tage brachte ich auf einer Umfahrt durch Seeland zu. In Roskilde besuchte ich die alte Domkirche, einen Backsteinbau, den Suen Estridson im 11. Jahrhundert errichtet hat: sie schließt die Königsgräber des Mittelalters und der

Neuzeit ein; unter den meist geschmacklosen Denkmälern zeichnet sich das der Unionsstifterin Margarethe in liegender Figur durch Einfachheit aus. Von deutschen Meistern angefertigt sind die geschnitzten Chorstühle mit bildlichen Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament: sie verstanden es mit wenig Mitteln den naiven Sinn auszudrücken, so z. B. das Wunder, wie Moses durch seinen Stab eine Quelle aus dem Felsen entspringen läßt. Da sieht man neben dem großköpfigen Wundermann, der es verrichtet, einen ganz kleinen Israeliten, der sich mit solcher Inbrunst an den starren Felsen anklammert, daß man begreift, was für einen Durst er haben mußte. Von da führte der Weg längs der sich weit in das Land hinein windenden Bucht Ifsefjord durch ein hügeliges wohlbestelltes Land, aus dem häufige Hüengräber hervorragen, nach Frederiksborg, dem königlichen Schloß, bei dem das Städtchen Hilleröd gar freundlich liegt. Auffallend erschien mir auf diesem Wege der elende Zustand der Bauern, deren miserable Hütten Schweineställen glichen. Wenn man weiß, welche treffliche Verordnungen seit länger als fünfzig Jahren zur Hebung und Befreiung des Bauernstandes erlassen sind, muß man sich wundern, wie weit die Wirklichkeit hinter ihnen zurückgeblieben ist, oder wie schwer es ist, einen bestehenden Zustand durch Gesetze umzuwandeln. Das Schloß Frederiksborg, die Sommerresidenz Christians IV, liegt überaus schön inmitten eines grünen Sees, umgeben von waldigen Höhen mit einem Buchenwald, der seines gleichen auf der Erde sucht. Ich war an den Bildhauer Zahn, Bruder von Otto Zahn adressiert, der mit der Restauration der verwitterten Schloßfiguren beschäftigt war. Dieser Mensch lebte dort in einem Naturzustande, der mir vielen Spaß machte, in dem ich aber nicht länger als gerade die halbe Stunde, die ich bei ihm zubrachte, hätte ausdauern mögen; er hatte diese Lebensweise nach Art

der deutschen Künstler in Rom angenommen und setzte sie am unrechten Orte fort. Ich traf bei ihm mit dem Ehepaar Olshausen aus Kiel zusammen: in seinem Atelier, einer großen Scheune, bewirtete er uns mit Schinken, den er von der Decke herabließ, und Eiern, die er auf dem Herd zubereitete. Nachdem ich die teure Tage zum Eintritt in das Schloß bezahlt hatte, führte er mich dort herum. Rittersaal und Kirche sind überaus prächtig mit Schnitzwerk, Vergoldung und Malerei geschmückt und werden von den Liebhabern dieses Kunstgeschmacks höchlich bewundert. Auch sind die Räume des Schlosses mit historischen Porträts angefüllt, von denen mich die des Bürgermeisters Nansen, des Bischofs Svane, des königlichen Schreibers Gabel, die die Werkzeuge der monarchischen Revolution Friedrichs III im Jahre 1660 waren, besonders interessierten. Das Bild Struensees war dagegen in einem Kämmerchen versteckt, um ihn nicht unter ehrlichen Leuten sehen zu lassen.

Am andern Morgen fuhr ich weiter nach Fredensborg, einem weniger ansehnlichen königlichen Schloß, zu dem ein schöner Park gehört, von da nach Helsingör. Auf dem Wege eröffnete sich ein herrlicher Blick auf den Sund; die schwedische Küste liegt ganz nahe vor Augen, dort das Städtchen Helsingborg gegenüber Helsingör und zwischen beiden die Festung Kronborg, mit Helsingör durch eine Landenge verbunden, wo alle Schiffe ihren Tribut an Dänemark, den Sundzoll, entrichten; unzählig viele Segel von großen und kleinen Schiffen bedeckten wie Schwäne die blaue See. Oberhalb Helsingör befindet sich ein öffentlicher Park Marienlyst mit der Hamletterrasse, von der aus man die Stadt und Kronborg, den Sund und die schwedische Küste übersieht, eine Pracht und ein Leben, bei dem meine Erinnerungen an Italiens Naturschönheiten wieder auftauchten. Noch einen höheren Punkt, wo der Blick

noch weiter hinausschweifen kann, erreichte ich in Odinsbø, vier kleine Stunden weit von Helsingør nach dem Kattegat zu. Ein großes Panorama lag vor mir ausgebreitet. Die untergehende Sonne ergoß ihre Strahlen über das offene Meer des Kattegats, während von der schwedischen Küste herüber die Fenster der Ortschaften glitzerten; vor mir sah ich die zackigen Formen des Skullengebirges, das sich schroff in das Meer absenkt und die schwedische Küste begrenzt.

Die Rückfahrt nach Kopenhagen auf dem Dampfschiffe in 3½ Stunden war von herrlichem Wetter begünstigt; noch einmal zogen die Buchenwälder, Ortschaften und Landhäuser des Tiergartens an mir vorüber. Dann nahm ich Abschied von den liebgewonnenen Freunden: ich sollte sie nicht wiedersehen. Martensen machte sich durch seine Dogmatik und Ethik auch in Deutschland einen hochgeschätzten Namen; er wurde Hofprediger und Beichtvater der königlichen Familie und Bischof von Seeland. Vor seinem Ende (4. Februar 1884) gab er noch die Schrift: „Aus meinem Leben“ heraus, die tiefen Ernst, Herzenswärme und humane Bildung erkennen läßt. Heiberg war 1849—56 Theaterdirektor und starb 1860; seine gesammelten Schriften wurden nach seinem Tode herausgegeben.

In Kiel, das ich auf dem prächtigen Dampfschiffe Christian VIII in 17 Stunden erreichte, wurde ich schon am Bord des Schiffes von Professor Michaelis, D. Zahns Schwager, empfangen und in sein gastliches Haus gebracht. Ich blieb zwei und einen halben Tag, wurde auf Wasserfahrten und Spaziergängen in der schönen Umgebung von Wald und Meeresbucht umhergeführt und verkehrte mit Waitz und Drohsen, die ich schon von Berlin her kannte, sowie mit den Professoren Dorner, Christiansen, Behn und andern. Das Kieler Universitätsleben schien mir weniger gemütlich und bequem als das Rostocker, aber mehr geistig angeregt und frischer.

Hamburg fand ich nach dem großen Brande des Jahres vorher fast wieder aufgebaut: schon standen die neuen Straßen mit vier- und fünfstöckigen Häusern unter Dach. Die Kaufleute lebten wie Fürsten in der Fülle ihres Reichthums, dem auch der Brand nichts anhaben konnte. Ich fuhr mit dem Dampfschiff längs dem Elbufer bei schimmernden Landhäusern vorüber nach Blankenese, wo Herr Bauer einen Park besitzt, der mit den schönsten der Könige wetzeln kann. Und was für ein Leben und bewegtes Treiben, Handeln und Genießen in dieser Stadt! Am Sonntag besonders drängt alles zu Fuß und zu Wagen auf Omnibussen und Dampfschiffen ins Freie hinaus, um sich nach den Geschäftstagen der Woche zu erholen. In Rainvilles Garten traf ich Musik und eine gedrängte Menschenmasse, bei herrlicher Aussicht über den breiten Strom, der mit vielen ausgebreiteten Armen grüne Ufer umschlingt.

Ich hatte Empfehlungen, mehr als ich brauchen konnte. Man verliert die Zeit mit Besuchen und Einladungen und versäumt bei Diners die schönsten Abende. Ich besuchte den mir bekannten Publicisten Professor Wurm, der am Gymnasium angestellt war, den Handelsherrn Weber, an den mich Hofmann adressiert hatte, und Hofmanns Schwiegereltern Lameier; in der Oper Robert der Teufel hörte ich den berühmten Tenor Tichatschke aus Dresden. Am Morgen vor meiner Abreise fuhr ich eine Stunde weit nach Horn hinaus, wo Kandidat Wichern das „Rauhe Haus,“ eine Besserungsanstalt verwahrloster Kinder, eingerichtet hatte. Wichern ist mit ebenso großem Eifer für seinen christlichen Beruf erfüllt wie mit praktischem Sinn begabt. Die Kinder wohnen familienweise zu zwölf in je einem Hause unter der Aufsicht eines Gehülfsen, arbeiten aber in gemeinsamen Werkstätten und haben gemeinschaftliche Unterrichtsstunden. Die Gehülfsen werden von Wichern selbst

und einem Oberhelfer unterrichtet und für die innere Mission als Krankenpfleger, Gefängniswärter, Kolonistenprediger ausgebildet. Bekanntlich hat sich Wichern besonders um das Gefängniswesen in Preußen verdient gemacht, wozin er von Friedrich Wilhelm IV in den Oberkirchenrat berufen wurde.¹⁾ Über Lübeck, das ich mit seinen Thoren, Thürmen, Wällen, Straßen, Marktplatz und Kirchen mit meiner Geburtsstadt Nürnberg verglich, kehrte ich nach Warnemünde zurück.

¹⁾ Vgl. Allg. Deutsche Biographie Bd. 43, S. 775 ff.

Kostock. Germanistenversammlungen.

1843—1848.

In Warnemünde fand meine liebe Mutter Erholung von den Anstrengungen des selbst erwählten Berufes in dem von Gogner gestifteten Elisabethkrankenhaus. Sie hatte sich ganz diesem teuren Gottesmanne, wie sie ihn nannte, ergeben und ertrug dessen strenge Anforderungen und Härten des Charakters mit himmlischer Geduld. Religiöse Empfindungen wurden, wie von ihr, auch von anderen Seiten in mir angeregt. Frau von Senft-Bilsack verweilte einige Zeit in Kostock, wo ihre beiden Töchter und ein Fräulein von Buttamer sich unter meines Freundes Röper Obhut befanden, um lutherisch durch den Prediger Karsten eingesegnet zu werden. Sie hielt sich in Pommern zu den separierten Lutheranern und durch sie wurde mir dieses extreme Luthertum nahe gelegt, das jedoch viel weniger Eindruck auf mich machte, als die jugendliche Anmut ihrer Töchter. Auch ihren Gemahl lernte ich vorübergehend kennen, den Freund König Friedrich Wilhelms IV. und späteren Oberpräsidenten von Pommern, der mich mit schroffem Adelsstolz zurückwies. Er mußte es erleben, daß sein Sohn Arnold in eine bürgerliche Stellung bei der Berliner Lebens-

versicherungsanstalt eintrat und sich als Konzertsänger einen Namen machte.¹⁾

Es wurde meiner Mutter als ein Werk christlicher Barmherzigkeit auferlegt, eine russische Fürstin Gallizin, geborene Sumoroff, die wegen ihres Übertritts zur anglikanischen Kirche aus Rußland entflohen war, zu sich ins Haus zu nehmen. Sie bekam schwer darunter zu leiden; denn die wiewohl fromme, doch nicht weniger hochmütige Fürstin lehrte sich an keine häusliche Ordnung und machte maßlose Ansprüche; ungeachtet sie sich in beständiger Geldverlegenheit befand, weil sie die monatliche Rente, auf die sie wegen ihrer Verschwendung von der Familie angewiesen war, gewöhnlich schon in der ersten Woche ausgab. Ich lernte sie bei meiner Mutter in Berlin kennen, widersprach ihr und ließ mir nichts von ihr gefallen. Dies schien sie gereizt zu haben, wovon die Folge war, daß sie mich nachher in Rostock aufsuchte, in der Absicht, mich zu bekehren. Ich geriet in eine üble Lage, denn mit Freundschaften, die Aufsehen erregten, wurde ich von ihr überhäuft. Mit ausgebreiteten Armen ging sie mir auf dem öffentlichen Spaziergang entgegen; zu Wagen fuhren wir durch die Stadt und Umgebung. Sie lud mich zu einem splendiden Mittagessen in den Gasthof ein, wobei sie in lebhafter französischer Unterhaltung mir von den Spionen, die sie verfolgten, und den Liebeswerbungen, die sie tapfer abgewehrt hatte, erzählte. Gottlob nahm dieses Drangsal bald mit ihrem Gelde ein Ende. Ich begleitete sie zu dem bescheidenen Postwagen, in dem sie mit anderen Passagieren nach Stettin abfuhr.

Der Kreis meiner Verwandtschaft erweiterte sich durch die Vermählung meines Bruders. Als Regierungsassessor in

¹⁾ Vgl. Allg. Deutsche Biographie Bd. 34, S. 23f. Der Vater ist
keines Artikels gewürdigt.

Magdeburg kam er in das Haus des Oberpräsidenten Flottwell. Geschätzt wegen seiner Tüchtigkeit und gerne gesehen in der Familie, verliebte er sich in eine reizende Tochter des Hauses, Friederike, und verlobte sich mit ihr mit freudiger Zustimmung der Eltern. Flottwell wurde bald darauf (Mai 1844) als Finanzminister nach Berlin versetzt und mein Bruder folgte ihm dahin als Assessor bei dem neu errichteten Handelsamt unter Könnes Leitung. Am 3. Juli 1845 fand die Hochzeit im Finanzministerium statt, wozu auch unser Onkel Sigmund von Tucher mit Frau Marie aus Nürnberg kamen, deren hoffnungsvoller Sohn Georg in Berlin studierte. Das junge Paar trat die Hochzeitsreise nach Nürnberg an, wo die heitere, frische und gemüthvolle Friederike die Tucher'schen Verwandten entzückte. Mir wurde sie eine liebe Schwester. Der talentvolle und lebensfrohe Georg von Tucher wurde leider im Sommer des folgenden Jahres den Seinen durch den Tod am Typhus in München entrissen. Ein schöner Jüngling von idealem Streben hatte er alle Herzen für sich gewonnen; lange hat sich sein Andenken in Erlangen bei der Bubenreuther Burschenschaft, zu der er sich hielt und für die er schwärmte, erhalten.

Ende September des Jahres 1846 fand die erste Germanistenversammlung in Frankfurt a/M. statt. In Folge öffentlichen Aufrufs fanden sich namhafte deutsche Historiker, Sprachgelehrte und Juristen ein. Auf dem Wege dorthin traf ich mit Gaupp aus Breslau und Präsident Bessel aus Saarbrück zusammen. Die alten Freunde Gervinus, Beseler, Dahlmann, die Gebrüder Grimm waren schon angekommen. Am 24. September wurde im Römersaale im Angesicht der Kaiserbilder die erste Sitzung eröffnet und Jakob Grimm unter allgemeinem Beifall zum Vorsitzenden gewählt. In seiner Eröffnungsrede betonte und ermahnte er, daß man sich aus-

schließlich an den wissenschaftlichen Standpunkt halten solle, ohne Abschweifung in die Politik, über die wir hier nicht zu entscheiden hätten. Allein die Gemüter waren in hohem Grade erregt durch die schleswig-holsteinische Sache. Vor kurzem erst hatte Christian VIII von Dänemark in einem „offenen Briefe“ (8. Juli) erklärt, daß die dänische weibliche Thronfolge auch für Schleswig und Teile von Holstein gelten solle; und eben in diesen Tagen zu Frankfurt faßte der deutsche Bundestag den Mut, seine Kompetenz in dieser Streitfrage auszusprechen. Es war dies wohl die erste Freude, die die Bundesversammlung seit ihrem Bestehen dem deutschen Volke bereitete, woran sich größere Hoffnungen auf eine deutsche That knüpften. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß auch in den Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt diese nationale Sache zur Sprache gebracht wurde, so daß sie eine stark politische Färbung annahm. Beseler und Dahlmann, Welcker, Reyscher und Michelsen ließen sich darüber nach verschiedenen Seiten vernehmen und einen wahren Sturm der Begeisterung erregte es, als in der dritten und letzten Sitzung Staatsrat Gaupp aus Darmstadt die Forderung eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches aufstellte. Nur wenig wurde dagegen auf die Vertreter der reinen historischen Wissenschaft, Petz und Ranke, gehört, von denen jener in der historischen Sektion die Herausgabe der Reichstagsakten beantragte und Ranke bei dem solennen Mittagessen, das uns die Stadt Frankfurt gab, einen Toast auf sie ausbrachte, worin er sich über die Geschichte ihres Ursprungs verbreitete. Ohne an dem Feste Moritz von Bethmann's teil zu nehmen, verließen Gervinus, Beseler und ich Frankfurt und begaben uns nach Heidelberg; leider mußte Frau Viktorie das Bett hüten, während sie das Haus voller Gäste hatte. Ich sah Heidelberg nach zehn Jahren verändert wieder

und schrieb hierüber an Mutter und Bruder: „Bei Nägele's wurde ich mit herzlichster Freude aufgenommen, mit vielen Erkundigungen nach Euch bestürmt und mit Grüßen beim Abschied beladen. Bei ihnen war noch das Gustele, das gute (die unverheiratete Tochter), und der jüngere Sohn Max, der als Dozent der römischen Jurisprudenz sich zu habilitieren gedenkt, während der ältere Sohn, außerordentlicher Professor in demselben Fache seines Vaters, verheiratet und abgetrennt in dem unteren Stock des Hauses wohnt. Im Hause des (verstorbenen) ehrwürdigen Daub traf ich seinen Schwiegersohn Professor und Pfarrer Dittenberger (später Oberhofprediger in Weimar) nicht an und nur bei der Abreise konnte ich ihn einen Augenblick begrüßen. Seine Frau und ihre unvermählte Schwester Emilie sah ich bei der Weinlese bei Weber's. Meine Freundin Ida Becher ist die Frau des Dr. Weber und Mutter von fünf Kindern. Ihr Mann, der sie hoch verehrt und glücklich macht, ist ein geschätzter Lehrer an der Realschule. Er hat sich ein stattliches Haus jenseits des Medars unweit von der Brücke erbaut, zu dem ein Weinberg gehört, der sich bis zum Philosophenweg erstreckt. Dort war ich zur Weinlese mit einer großen Gesellschaft geladen. Hübsche frische Mädchen standen zwischen den Weinstöcken, schnitten und genossen die prachtvollen Trauben; die jungen Männer schossen Feuerwaffen ab, während wir andern alten Leute dem bunten Treiben mit Vergnügen zuschauten und mit bedächtiger Unterhaltung uns die Zeit verkürzten. Eine andere Weinlese machte ich bei Welcker mit in der schönen Besitzung, die er Gervinus abgekauft hatte. Der heftige Redner und nationale Demagog zeigte sich in seinem Hause ganz lebenswürdig; seine anmutige erwachsene Tochter gehörte zu denjenigen Mädchen, die mir Frau Gervinus zu besonderer Aufmerksamkeit empfahl. Den alten Schlosser habe ich noch in frischer Kraft und anregender Lebendigkeit gefunden“.

Auf dem Rückwege besuchte ich die Familie Flottwell in Münster. Der Vater Flottwell hatte das Finanzministerium aufgegeben und mit der Oberpräsidentschaft von Westfalen vertauscht; er wohnte in dem prächtigen vormaligen bischöflichen Schlosse. Als Protestant war er in Westfalen nicht gern gesehen.

Die deutsche Nation wurde 1847 durch das Patent Friedrich Wilhelms IV vom 3. Februar, in dem er die gesamten Stände der acht Provinzen von Preußen zu einem vereinigten Landtage berief, freudig erregt. Es war als ob mit einem Male ein neuer Tag über Preußen und Deutschland aufginge, als ob endlich die lang gehegten Wünsche nach einem konstitutionellen Staatsleben in Erfüllung gehen sollten. Als aber bei Eröffnung des Landtages am 11. April die abweisenden Erklärungen des Königs solcher Erwartung nicht entsprachen, hörten wir mit Bewunderung und Stolz die glänzenden Reden auf seiten der Opposition, der Rheinländer Beckerath und Hansemann, des Westfalen von Vincke, des Ostpreußen von Auerzwald, in denen man parlamentarische Größen gleich denen von Frankreich und England zu erkennen meinte.

Der Wellenschlag der politischen Bewegung erstreckte sich über ganz Deutschland. Selbst in Mecklenburg wagte sich auf dem Landtage von 1847 ein bürgerlicher Gutsbesitzer mit einem schüchternen Antrag auf Reform der Landesverfassung hervor, der aber von der Mehrheit des Adels geringschätzig zurückgewiesen wurde.

Ich war in der ersten Hälfte des Jahres noch mit der Vollendung des zweiten Bandes meiner Geschichte der italienischen Städteverfassung beschäftigt und hatte bis zum Herbst mit den Korrekturen des Druckes zu thun. Beim Beginn der Ferien fühlte ich das dringende Bedürfnis, mich durch völliges Ausruhen von geistiger Arbeit zu erholen. Mehr als das

Schlaraffenleben in Warnemünde sagte mir die Stille des heiligen Dammes von Doberan zu. Ich entnehme einem meiner Briefe die folgende Beschreibung:

„In Warnemünde wohnt man in kleinen Zimmern und engen Kammern und sitzt nahe aufeinander; auch leidet man unter der Hitze, denn es fehlt an schattigen Spaziergängen. Am heiligen Damm ist alles weit und geräumig; man kann sich ebenso leicht vermeiden als finden. Der prächtige Buchenwald in unmittelbarer Nähe gewährt in jedem Augenblick Schutz vor der Sonne wie vor dem Winde. Freilich fehlt hier das Leben der Schifffahrt und nur in der Ferne sieht man bisweilen ein Segel oder einen rauchenden Schornstein vorüberziehen, doch wird man nicht müde das Spiel der Wellen und der Farben zu betrachten. Gestern hatten wir einen Sturm bei Nordwind. Die See zeigte sich dunkelgrün, die Wellen jagten sich in langen schäumenden Reihen nach dem Strande zu, wo sie sich in wilder Verwirrung übereinander stürzten; so weit das Auge reichte bis zum äußersten Horizonte sah man noch die aufspritzenden weißen Kämme. Und nicht weniger schön ist es, wenn die Wogen bei hellem Himmel blau gefärbt langsamer heransluten, wenn sie sich in der Nähe des Ufers aufbäumend mit weißen Köpfen übersteigen, oder wenn der ruhige Meeresspiegel silbern erglänzt und wie ein durchsichtiger Krystall den Grund herauf scheinen läßt.“

Am 27. bis 30. September fand die zweite Germanistenversammlung in Lübeck statt, an der ich gleichfalls teilnahm. Ich fand gastliche Aufnahme bei Generalkonsul Blatzmann in seinem prächtigen Hause, zusammen mit Dr. Beckh, Gutsbesitzer von Rathsbarg bei Erlangen, mit dem ich später befreundet wurde. Es waren wiederum die bedeutendsten Vertreter der Wissenschaft in Lübeck beisammen; unter ihnen meine Freunde

Dahlmann und die beiden Grimms, Servinus, Beseler, Thöl und D. Sahn. Inmitten solcher anerkannter Größen hat jeder Nachstrebende Gelegenheit den Barometerstand seiner eigenen Leistungen abzumessen, und wenn es ein niederdrückendes und demütigendes Gefühl ist, ihn so tief zu finden, daß man eben nur geduldet scheint, so ist es dagegen ein erhebendes, wenn man erfährt, daß man auch etwas gilt und bedeutet. Es gereichte mir daher zu meiner großen Genugthuung, für den vor kurzem erschienenen ersten Band meiner italienischen Städteverfassung vieles Lob von Rechtshistorikern und selbst Philologen zu empfangen. Die Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen boten bei weitem nicht das Interesse wie die in Frankfurt dar. Über Art und Bedeutung der Geschwornengerichte sprachen sich die namhaftesten Juristen aus; über die Erhaltung der deutschen Nationalität in außerdeutschen Ländern las Lappenberg einen langen Aufsatz des Deutsch-Amerikaners Lieber vor; über die Kolonisation in den slavischen Ländern sprach Stenzel, über das nationale Element in der deutschen Hanse Wurm.

Auffallend schien mir, wie wenig doch diesmal das durch die Zeitereignisse aufgeregte Nationalgefühl zum Ausdruck gebracht wurde. Ein nationales Unternehmen freilich regte in der historischen Sektion Freiherr von Aufseß aus Nürnberg an, ein germanisches Nationalmuseum zu gründen, allein die phantastischen Ideen, die er damit verband und die barocke Art wie er sie vortrug, hatten zur Folge, daß man ihn fast wie einen Narren ansah. Doch unerschütterlich in der Begeisterung für seinen Gedanken und unaufhörlich werbend für seinen Zweck gelangte er endlich wirklich zum Ziele, so daß er der Schöpfer der nationalen Anstalt in Nürnberg wurde, die jetzt in voller Blüte steht und bei allgemeiner Anerkennung ihrer Bedeutung in erfreulichem Wachstum begriffen ist.

Auf dem Rückwege über Hamburg sah ich in Schwerin zum erstenmal die bescheidene großherzogliche Residenzstadt und das eben im Bau begriffene prächtige Schloß am Schweriner See; besuchte das Staatsarchiv, dem Tisch vorstand, und machte dem human gestimmten Minister von Siskow meine Aufwartung. Für mein dem Großherzog zugesandtes Werk erhielt ich, ungesucht, eine Remuneration von zweihundert Thalern; wohlfeile Ordensauszeichnungen gab es damals in Mecklenburg noch nicht.

Die Revolution von 1848 und ihre Folgen in Mecklenburg. Schwerin 1848/49. Erfurt 1850.

Die Februarrevolution und die Errichtung der Republik in Frankreich war ein welterschütterndes Ereignis. Ich will hier nur die Wirkung erzählen, die es in Mecklenburg zur Folge hatte, und welchen Anteil ich selbst daran nahm.

Der Zündstoff lag, wie in Deutschland überall, nicht am wenigsten in Mecklenburg bereit. Zwar der langjährige und mit zunehmender Erbitterung geführte Streit zwischen den adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern, oder genauer zwischen denen vom eingeborenem und recipierten Adel einerseits und den anderen sowohl adeligen wie bürgerlichen Eingeseßenen über den Anteil an dem Engeren Ausschuss der Stände und an den vier Landesklöstern — beides behaupteten die ersteren als ihr ausschließliches Recht — ging doch zunächst nur eben diese streitende Parteien an. Allein die schroffe Haltung, die der Adel überhaupt gegenüber den Bürgerlichen bei allen gesellschaftlichen Berührungen bewies, erzeugte einen wahren Haß gegen jenen. Ich führe ein Beispiel des adeligen Benehmens an. In der Doberaner Badeliste wurde selbst die Tochter des Vizepräsidenten des Oberappellationsgerichts Fromm nicht als Fräulein wie die adeligen Damen, sondern als bürgerliche mit dem Titel „Mamsell“ aufgeführt. Das Verlangen nach Reform der Landesverfassung,

die allein die Ritter- und Landschaft, das heißt die Rittergutsbesitzer und die Bürgermeister einer kleinen Zahl berechtigter Städte, zum Landtage der Stände zuließ, wurde immer dringender, besonders nach den Vorgängen von 1847 in Preußen. Die gedrückte Lage des Bauernstandes und der Gutshörigen auf dem Lande war ein besonderer Mißstand in Mecklenburg. Als daher die Nachrichten von den Ereignissen in Paris im Februar 1848 sich mit Sturmeschelle in Deutschland verbreitete und gleichzeitig an vielen Orten die Revolution ausbrach, wurde auch Mecklenburg davon ergriffen. Die Parole wurde in Volksversammlungen von den Führern der Bewegung ausgegeben. Rostock ging voran: Advokaten und Professoren, meine Kollegen Türk und Wilbrandt, stellten sich an die Spitze. Am 9. März beantragte Moriz Wiggers eine Petition in sechs Punkten: Einberufung der Stände zum Zweck der Reform der Landesverfassung, deutsches Parlament, Pressefreiheit, Vereinsrecht, Schwurgerichte, Volksbewaffnung. Mit stürmischem Beifall wurde sie angenommen. Moriz Wiggers, der erst vor kurzem sein Advokatenexamen gemacht hatte, that sich vor andern durch stürmischen Redefluß hervor. Originell war die Art, wie er die Petition in den einzelnen Punkten der Menge verständlich zu machen suchte. Schwurgerichte z. B. hörte ich ihn sagen, sind „Gerichte, wo die Verbrecher von ihres gleichen gerichtet werden.“ Ähnliche Forderungen wurden in anderen Städten auf gleiche Weise aufgestellt. Auch die Universität richtete eine Adresse an die Landesregierung, worin sie Pressefreiheit und Reform der Verfassung verlangte. Die großherzogliche Regierung versuchte in ihrer Antwort zu beschwichtigen, verwahrte sich gegen die Zumutung, sich von den Zeitereignissen leiten zu lassen, gab jedoch im einzelnen gute Versicherungen, man solle abwarten.

Als aber keine Beruhigung eintrat, Adressen und Depu-

tationen sich häuften, erklärte der Großherzog, keine Deputation mehr annehmen zu wollen.¹⁾ Damit war jedoch nichts geholfen und die Märzrevolution in Berlin entschied.

Auf die erschreckende Nachricht von dieser eilte ich meiner Mutter zu Hülfe. Bei meiner Ankunft in Berlin am 20. fand ich eine wunderbare schwüle Stille nach dem Sturm des 18. März über die Stadt ausgebreitet. Auf den Straßen sah ich offene Beden aufgestellt, um Beiträge für die Hinterbliebenen der gefallenen „Märtyrer der Freiheit“ aufzunehmen. Und am andern Tage war ich Zeuge des entsetzlichen Leichenbegängnisses, das unter Anführung der Behörden der Stadt und Professoren der Universität von den Linden her über die Schloßbrücke und am Schlosse vorübergeführt wurde. Es war eine lange Reihe von Särgen, häufig unterbrochen durch Musikchöre und Prozessionen der Gewerke und Innungen mit ihren Emblemen. Ergreifender aber noch war der Anblick, der sich mir auf der Schloßfreiheit darbot. Hoch oben auf dem Balkone stand der König entblößten Hauptes wie ein reuiger Büsser; bisweilen entfernte er sich um auszuruhen, dann erschien er wieder, so oft andere Särge herankamen; zwei volle Stunden dauerte dieses Trauerspiel. Es war wie ein anderes Canossa des Königtums, aber nicht vor einem großen Papste, sondern vor einem verblendeten Volkshaufen sehr gemischter Art. Es mußte ein anderer König kommen, um solche Schmach aus den Blättern der preußischen Geschichte auszulöschen.

Der Großherzog von Mecklenburg blieb von einer ähn-

¹⁾ Vgl. die Schrift von Julius Wiggers: „Die mecklenburgische constituierende Versammlung und die vorausgegangene Reformbewegung“. 1850, S. 7. Obwohl der Verfasser mit seinem Bruder Moritz zusammenging, empfiehlt sich seine Schrift doch durch ruhige und im ganzen unparteiische Darstellung.

lichen Demütigung verschont, ein Widerstand gegen die Forderungen der Zeit, nachdem sie in Preußen durchgedrungen, war jetzt nicht mehr möglich. In einer Ansprache an seine Mecklenburger vom 23. März erkannte der Großherzog die Notwendigkeit an, daß Mecklenburg in die Reihe der konstitutionellen Staaten eintrete, und berief im Einverständnis mit dem Großherzoge von Strelitz einen außerordentlichen Landtag behufs „Einführung einer Landesrepräsentation auf liberaler Grundlage.“ Denn kraft der Union, die die Stände beider Großherzogtümer verband, sollte auch die neue Landesrepräsentation eine gemeinsame sein. Der außerordentliche Landtag hatte allein die Aufgabe, ein Wahlgesetz mit der Regierung zu vereinbaren; er wurde zum 26. April nach Schwerin berufen, bis dahin und während der Dauer des Landtags hatten die Führer der Bewegung Zeit in Volksversammlungen und in der Presse in ihrem Sinne zu wirken. Ihre Tendenz ging vom Anfang an auf eine Volksvertretung nach der Kopfszahl und Volkswahlen ohne Censur. Hier nun trat ich entschlossen auf den Kampfplatz ein. Ich hielt es für meine politische und sittliche Pflicht, einer sinnlosen Demokratie, die die bestehende geschichtlich gewordene Landesverfassung für nichts achtete und über den Haufen werfen wollte, entgegenzutreten: anknüpfen, meinte ich, solle man an die gegebenen Verhältnisse und dem Zeitbedürfnisse gemäß sie umgestalten. Es war, wie mich dünkte, der Gegensatz von Revolution und Reform, und er wurde sogleich ein persönlicher.

Meine Kollegen und Freunde Türk und Wilbrandt hatten sich auf die Seite der Demokratie geworfen, der erstere mit blindem Enthusiasmus. Er gab Mecklenburgische Blätter heraus, in denen er auch mich zum Worte kommen ließ. Ich übte Kritik an den zum Teil unvernünftigen oder unverständenen Volkspetitionen; es sei besser nur Pressefreiheit und Verfassungsreform zu verlangen, das weitere werde sich finden.

Anderer Kollegen und Freunde, die trefflichen Juristen Thöl, Thering, Leist, der Privatdozent Buchta hüllten sich in vornehmes oder vorsichtiges Schweigen; so zog ich die ganze demokratische Gegnerschaft allein auf mich.

Um das mit dem außerordentlichen Landtage zu vereinbarende Wahlgesetz drehte sich der Streit in der Presse. Die Proposition der beiden Regierungen wurde erwartet. In einer Reihe von „Betrachtungen über die Mecklenburgische Verfassungsreform“ entwickelte ich in der Rostocker Zeitung meine Ansichten. Ich ließ die Wahlen ohne Censur nur für die Hälfte der zu Wählenden zu und empfahl für die andere Hälfte eine Vertretung der vornehmsten Interessen, nämlich des Handels und der Gewerbe in den Städten, des großen und kleinen Grundbesizes auf dem Lande. Hierin stand ich nicht allein; andere Stimmen erklärten sich in ähnlicher Weise. Die Regierung schenkte mir großes Vertrauen und setzte sich durch Regierungsrat Prosch mit mir in Verbindung. Kurz vor Eröffnung des Landtags legte sie einen Entwurf vor, worin sie Wahlen von Abgeordneten der Städte, der großen Grundbesitzer und ländlicher Distrikte vorschlug. Der Unterschied am Stand und Land war darin festgehalten; über die Anzahl der Abgeordneten aus den verschiedenen Klassen konnte man sich verständigen.

Unterdessen war die Revolution in Deutschland unaufhaltsam fortgeschritten, die Nationalversammlung auf den 18. Mai nach Frankfurt a. M. einberufen. Auf Mecklenburg kamen nach der Zahl der Einwohner sieben Abgeordnete, unter diesen wurde Ober-Appellationsrat Kierulff, der als Schleswig-Holsteiner populär geworden, und Advokat Drechsler, der sich als einer der Führer der demokratischen Partei hervorgethan — er brachte es nachmals bis zum Vizepräsidenten des Reichsgerichts — gewählt.

In der Pfingstwoche besuchte ich wieder die Weinigen in Berlin und war Zeuge des Zeughaussturmes am 14. Juni. Am Thore gegenüber der Neuen Wache stand ein Haufen Volks, der es mit einem Balken berannte und zu sprengen versuchte. Die Bürgerwehr unter Major Rümpler stand in der Nähe auf dem Opernhausplatz, ohne sich zu rühren. So drang der Pöbel in das Zeughaus ein und bemächtigte sich der Waffen. An vielen Orten waren an den Straßenecken Plakate angeschlagen; Volksklubs wurden in geschlossenen Räumen abgehalten; ich besuchte einen in der Leipziger Straße und hörte die gewohnten Phrasen; als ich einen neben mir Sitzenden fragte, was er hier wolle, erhielt ich den Bescheid, er bringe hier nur die Zeit zu, weil er ohne Arbeit sei. Die Signatur des Ministeriums Camphausen war vollkommene Schwäche. Keine ermutigenden Eindrücke brachte ich von Berlin zurück.

Auf dem außerordentlichen Landtage in Schwerin konnten Ritter- und Landschaft sich über das von der Regierung vorgeschlagene Wahlgesetz nicht einigen, so daß nach langen Verhandlungen zuletzt nichts übrig blieb als Wahlen nach der Kopfzahl ohne Census, wie es die Reformvereine und Volksversammlungen verlangten. Die alten Stände schienen jetzt ohne Sang und Klang zu Grabe getragen. Auch die Regierung sah es so an, daß Ritter- und Landschaft, sowie die Seestädte Rostock und Wismar, auf ihre landständischen Rechte verzichtet hätten.

In Rostock und nach dessen Vorgang in den meisten Städten hatten sich Reformvereine gebildet, in denen vorerst alle Freunde der Reform ohne Unterschied des Bekenntnisses zusammentraten. Auch ich beteiligte mich von Anfang an bei dem Rostocker Vereine.

Die Reformvereine traten mit einander in solidarische Verbindung, deren Leitung die Centralcommitee (so ist der med-

lenburgische Ausdruck) übernahm; ich wurde in diese gewählt. Von der Gesamtheit der Reformvereine in den Hauptversammlungen zu Güstrow wurden die Forderungen des mecklenburgischen Volkes an die beiden Landesregierungen gebracht. Beide Großherzoge wurden durch Massendeputationen bestürmt. Der alte Strelitzer zeigte haltlose Schwäche; der junge Schweriner, der sich allgemeiner Achtung und Popularität erfreute, verwies auf den kommenden Landtag. Daß nun dieser aber kein vereinbarenden, sondern ein konstituierender, ohne Initiative und Mitwirkung der Regierung, sein solle, war die Konsequenz des Prinzips der Volkssouveränität, das die demokratische Partei als ihr Banner erhob. Hierüber führte ich den Kampf mit Moritz Wiggers in einer Reihe von Artikeln in der Rostocker Zeitung, bis ich schließlich die Spaltung der Reformvereine, Losagung der Konstitutionellen von den Demokraten ankündigte. „Wenn,“ schrieb ich, „unverkennbar die radikale Ansicht sich immer ausschließlicher unser bemächtigt, so liegt darin eine starke Aufforderung an alle diejenigen, welche an der gesetzlichen Reform und der konstitutionellen Monarchie festzuhalten entschlossen sind, sich gleichfalls zusammenzuthun, um jenem Andrang einen starken Damm entgegenzusetzen, damit wir nicht eines Tages, sei es von der Revolution oder von der Reaktion, überrascht und verschlungen werden.“

Die in Güstrow versammelten Vertreter der Reformvereine dagegen erklärten sich für einen verfassungsgebenden Landtag und verlangten die Entlassung der Minister. Die Schweriner Regierung fand sich so gut wie verlassen, sie bedurfte einer Unterstützung durch die Presse. Zu diesem Zwecke berief sie mich nach Schwerin, um eine neue Zeitung zu gründen. Ich übernahm diese schwierige Aufgabe nur unter der Bedingung völliger Unabhängigkeit meiner politischen

Haltung. Indem sie mir diese zusagte, verhiess sie mir zugleich zu meiner persönlichen Sicherstellung eine ordentliche Professur in Rostock, nachdem ich bis dahin das geschichtliche Fach als außerordentlicher Professor thatsächlich allein vertreten hatte.

Das Bedürfnis einer Gegenwirkung gegen den überhandnehmenden Strom der Demokratie wurde von vielen bisher politisch unbetheiligt gebliebenen gefühlt. Anfang September brachte ich in Rostock mit meinen Freunden Karsten, Thöl, Adermann und andern einen konstitutionellen Verein zu Rostock zustande, gleich darauf bildeten sich gleichartige Vereine in Schwerin und andern Orten, denen auch manche Gutbesitzer beitraten. Doch es fehlte uns der Einfluß auf die Volksmassen. Die Tagelöhner auf dem Lande und die Arbeiter in den Städten standen unter dem Banne der Verheißungen der Demokraten. Dies zeigte sich bei den Wahlen zur Abgeordnetenversammlung im Oktober.

Ich richtete mein Zeitungsbureau in Schwerin, in der Bärensprung'schen Hofbuchdruckerei auf dem Stephansberge ein und nahm meine Wohnung neben an bei dem Advokaten Schweden, in dessen gemüthliches Familienleben ich gern aufgenommen wurde. Am 1. Oktober erschien die neugegründete „Mecklenburgische Zeitung“. Nach dem Programm, das ich vorausschickte, sollte sie die doppelte Bestimmung haben, einerseits Organ der Regierung für ihre amtlichen Bekanntmachungen und offiziellen Mittheilungen zu sein, andernteils die freie und vollständige Gestaltung unserer öffentlichen Verhältnisse auf der Grundlage der Vereinbarung der Volksvertretung mit dem Landesherrn zu unterstützen. Der Schluß lautete: „An die aufrichtigen Freunde der freien constitutionellen Monarchie ergeht der Ruf, sich um das Banner der Mecklenburgischen Zeitung zu schaaren, deren Losungswort heißt: Freiheit und Recht!“

Die adeligen Räte in den Ministerien zu Schwerin und Strelitz waren dem Volkswillen durch freiwilligen Austritt gewichen. Nur von seinem Lehrer und Freunde, dem Minister von Lüchow, wollte sich Friedrich Franz nicht trennen. Die Vertretung beider Regierungen in der Verfassungssache, der Kammer gegenüber, wurde einer Kommission von bürgerlichen Vertrauensmännern übertragen, in Schwerin dem Gutbesitzer Stever-Wustrow, dem Landshyndikus Groth und dem Advokaten Rippe, in Strelitz dem vom Hofe begünstigten Justizrat Buchta, der vor kurzem noch Privatdozent in Rostock gewesen.

Die Wahlen zur Kammer wurden mit aller Anstrengung von den Parteien betrieben. Auf seiten der Konstitutionellen standen die gebildeten Klassen. Die Demokraten verfügten über die Massen: den unzüftigen Handwerkern in den Städten stellten sie das Bürgerrecht, den Tagelöhnern auf dem Lande Landeigentum in Aussicht. Wie zu erwarten, hatte die demokratische Partei das Übergewicht, ungefähr zwei Drittel der Abgeordneten wurden durch sie gewählt¹⁾. Man konnte auf diese Majorität, so wie sie beschaffen war, mit Recht den paradoxen Ausspruch Goethes anwenden: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen tüchtigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“

Die Regierung von dem Standpunkte der Vereinbarung ausgehend, legte den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes vor. Er war in den liberalsten Grundsätzen nach dem Muster der

¹⁾ Es waren 103 Abgeordnete im ganzen: 85 aus Schwerin, 15 aus Strelitz, 3 aus Rastenburg; unter ihnen 18 Gutbesitzer (10 adellige) und Pächter.

Frankfurter Reichsverfassung abgefaßt. Die Grundrechte der Mecklenburger vorangestellt, war dem Großherzoge nur ein suspensives Veto zugestanden. Daß die Union von Ritter- und Landschaft in der konstitutionellen Verfassung nicht fortbestehen könne, war als selbstverständlich in den Motiven anerkannt.

Die Eröffnung des Landtages erfolgte am 31. Oktober durch den Großherzog von Schwerin im Dom: „Ich stehe da“, sagte er, „bereit mit Ihnen eine volkstümliche Verfassung zu vereinbaren, die Mecklenburg in die Reihe der konstitutionellen Staaten führt. — — Um zu einem solchen Bau zu gelangen, habe ich im Einverständnis mit dem Großherzoge von Strelitz den Entwurf einer Verfassung ausarbeiten lassen.“ Der Vertreter der Strelitzer Regierung bestätigte dies mit den Worten: „An die Stelle des patriarchalisch patrimonialen Feudalstaats ist ein konstitutioneller Staat mit volkstümlicher Verfassung auf der Grundlage der staatlich bürgerlichen Freiheit und Gleichheit zu errichten.“ Es war hiernach zu erwarten, daß die zu vereinbarende Verfassung gleichmäßig in beiden Großherzogtümern eingeführt werden solle.

Der Großherzog von Schwerin bewies seine volksfreundliche Gesinnung auch dadurch, daß er dem Festessen am Abend persönlich beiwohnte. Dafür bekam er von dem Schweriner Abgeordneten Dr. Wenzlaff in dem Toast, den dieser ihm ausbrachte, die geschmacklose Äußerung zu hören, die Fürsten unserer Zeit müßten, gleichwie die antiken Götter, in natürlicher Nacktheit, ohne die Gewandung der Camarilla erscheinen!

Die Kammer, die in einem für sie eingerichteten Saale der Societät zu Schwerin zusammentrat, war allein sich selbst überlassen. Die Kräfte der Parteien konnten sich bei der Wahl ihres Bureauvorstandes messen. Ausschließlich aus den Radikalen wurde dieser gewählt: Moritz Wiggers als

Präsident, Professor Wilbrandt und Dr. Benzlaff (Schullehrer in Schwerin) als Vizepräsidenten. Der von der Regierung vorgelegte Entwurf einer Geschäftsordnung wurde kurzweg beseitigt und ebenso nachher der Entwurf der Verfassung selbst. Die Kammer allein wollte sich die Geschäftsordnung, dem Lande die Verfassung geben. Beide waren durch Ausschüsse auszuarbeiten; vier Monate brachte der Verfassungsausschuß damit zu. Unterdessen hatte die Kammer Zeit, nach allen Seiten der Verwaltung überzugreifen, Petitionen und Beschwerden anzunehmen, Interpellationen und unmögliche Anträge zur Verbesserung der Lage der ländlichen Tagelöhner zu stellen.

Meine Zeitung hatte die Aufgabe, tägliche Berichte über die Kammerverhandlungen zu erstatten, sowie Nachrichten aus Mecklenburg und dem Auslande zu bringen. Es gelang mir auch einige auswärtige Korrespondenten zu gewinnen: Regidi und Elsner in Berlin, Esmarch in Frankfurt. Meine Hauptstütze aber fand ich in dem vortrefflichen Frits Eggers aus Rostock, der sich nicht nach eigenem Wunsch, sondern mehr mir zu Gefallen dazu herbeiließ, den ermüdenden Kammeritzungen und kleinlichen Verhandlungen beizuwohnen und die Kammerberichte mit vielem Geschick abzufassen, während ich in Leitartikeln meine Kritik dazu gab. Durch diese wurde ich bald der Majorität der Kammer so unbequem, daß sie bei der Regierung darauf bestand, die Verbindung mit meiner Zeitung ganz zu lösen. Das hinderte jedoch nicht, daß der Großherzog mich öfter vertraulich zu sich kommen ließ, um irrige Gerüchte und besonders falsche Klagen gegen das Militär berichtigen abzubauen, und daß sowohl er wie die Großherzogin Mutter Alexandrine mich bisweilen zur Tafel zogen, um mir ihren Beifall zu erkennen zu geben. Um so mehr war ich den Anfeindungen der Demokraten ausgesetzt. Eines Tages erschien

auf meinem Bureau der Müller Lehmann, Abgeordneter aus Strelitz, um mich als Beauftragter von Moriz Wiggers zum Zweikampf herauszufordern; als Grund gab er an, ich hätte die Demokratie beleidigt. Ich erwiderte, Herr Moriz Wiggers sei nicht die Demokratie, und es wäre mir zu viel, wenn ich mich mit allen Demokraten herumschlagen sollte. Folgenden Tages machte ich den Vorfall in meiner Zeitung bekannt und hatte die Lacher auf meiner Seite. Eines Abends war ich bei Kirchenrat Kliefoth; wir hörten ein Getrappel von Leuten auf der Straße, ohne viel darauf zu achten. Als ich nach Hause kam, erfuhr ich, daß ein Haufen Volkes da gewesen sei und einige in das Haus eingedrungen seien, die nach mir gefragt hätten. Nachdem ich mich zu Bette gelegt, wurden meine Fensterläden mit Steinen beworfen und hörte ich Tumult und Raufenmusik. An Schutz durch die Polizei war nicht zu denken; der Bürgermeister Pohle, ein heftiger Demokrat, wird sich gefreut haben!

Zum Trost gereichte mir der häufige Verkehr mit einigen lebenswürdigen Familien, des Advokaten Schweden, bei dem ich wohnte, des Regierungsrates Prosch und seines Bruders, des Kabinettsrats Prosch, des Irrenarztes Flemming auf dem Sachsenberge. Ich gedachte schon meines Freundes Frits Eggers; er sah blaß und kränklich aus. In der Absicht ihn bei Flemmings einzuführen, ging ich mit ihm nach dem Sachsenberge. Hier begegnete uns ein lächerliches Mißverständnis: da man Eggers für einen Kranken hielt, wurden wir in ein isoliertes Zimmer der Anstalt geführt, wo Medizinalrat Flemming die angemeldeten Kranken zu empfangen pflegte; wie war er überrascht, als er mich und meinen Freund dort fand! Mit seiner und den anderen Familien wurden Ausflüge in der reizenden Umgebung von See und Wald unternommen.

Die Kammerverhandlungen zogen sich immer mehr in die

Länge. Über den Entwurf des Verfassungsausschusses wurde den ganzen Winter hindurch und im Frühjahr 1849 bis Ende Mai beraten. Unterdeß war die kostbarste Zeit verloren, die Lage der Dinge in Deutschland völlig verändert. Die Reichsverfassung der Nationalversammlung war gescheitert, die Aufstände in Sachsen und Baden niedergeschlagen, die radikalen Parteien gelähmt. Auch in der mecklenburgischen Kammer fand eine Verschiebung zu Gunsten der Konstitutionellen statt. Bei der Erneuerung des Kammerbureaus verlor Moritz Wiggers, das Haupt der Demokraten, die Präsidentschaft, die der Oberappellationsrat Trosche erhielt, das Zentrum gewann das Übergewicht, auf der Rechten saßen die wenigen Adeligen und mit ihnen der Bürgermeister Meyer-Malchow, eine eigentümliche Erscheinung, ein rechter Enaktssohn von Gestalt und Körperkraft, der jederzeit zum persönlichen Kampfe bereit schien. Als in seiner Stadt Malchow Unruhen ausbrachen, ging er auf den Marktplatz mit einem Knüttel in der Hand, niemand wagte sich an ihn heran; wenn er in die Kammer ging, trug er einen Revolver in der Tasche. Bald kündigte sich im Lande die Reaktion an. Unter dem unverfänglichen Namen „Allgemeiner politischer Verein für Mecklenburg“ traten in Rostock adelige und bürgerliche Gutsbesitzer zusammen, um ihre Interessen zu wahren. Als endlich die Kammer mit ihrer ersten Beratung des Staatsgrundgesetzes fertig war, dessen erster Satz: „Das Volk ist die Quelle aller politischen Gewalt,“ auf den Geist des Ganzen schließen ließ, verwarfen die Kommissäre der beiden Regierungen das verfehlte Machwerk und die Kammer fand sich genötigt, nach langem Umwege auf den ersten kommissarischen Entwurf zurückzukommen, den sie im wesentlichen annahm. Die Kammer erwies sich so als keine konstituierende, wie die Demokraten gewollt, sondern als vereinbarende; doch nur mit der Schweriner Regierung kam die

Vereinbarung zu stande, Strelitz versagte seine Zustimmung und bestand auf Aufrechthaltung der Union. Die Meinung der Kommission ging dahin, für beide Großherzogtümer besondere Staatsgrundgesetze zu vereinbaren und dann erst über die Union zu beraten; die Kammer dagegen ließ diese gänzlich fallen und Strelitz brach die Verhandlung mit ihr ab. Bei dieser Lage der Dinge unterzeichnete der Großherzog von Schwerin allein das vereinbarte Staatsgrundgesetz nebst Wahlgesetz und gelobte es zu halten (22. August). Doch ließ dessen öffentliche Verkündigung mit Gesetzeskraft aus unbekanntem Gründen bis zum 10. Oktober auf sich warten. Wir werden weiter sehen, weshalb.

Für mich war jetzt der Zeitpunkt gekommen, mein Verhältnis zur Mecklenburgischen Zeitung zu lösen, denn meine Aufgabe war erfüllt. Mein treuer Gehilfe Dr. Eggers hatte mich schon im Juni verlassen; er ging nach Berlin, redigierte dort ein Kunstblatt und war zuletzt Referent im Kultusministerium über Kunstangelegenheiten, als der er früh starb (1872). Paul Heyse, Fontane und andere, die im Rugler'schen Kreise mit ihm verkehrten, haben seiner in Liebe gedacht, wie ich es jetzt hier auch thue.

Ich hatte nicht bloß den Kampf mit der bodenlosen Demokratie durchgeführt, auch den mit der bodenfesten Aristokratie aufgenommen. Jener schon erwähnte harmlose „politische Verein für Mecklenburg“ entpuppte sich als ein mächtiges Werkzeug der Reaktion. Er brachte ein Kapital zusammen für Gründung einer neuen Zeitung: des „Norddeutschen Korrespondenten“, der seit Mitte Juli in Rostock erschien. Für die Redaktion nahm die Partei zwei literarische Klopffechter in Sold: v. Florencourt aus Raumburg und Fr. Maassen aus Wismar. Der erstere wurde mir nicht näher bekannt, wohl aber Maassen. Er begann damals seine politische Zitzack-

Laufbahn, die ihn immer von einem Extrem zum andern hinüberspringen ließ. Im Frühjahr 1848 zog er als freiwilliger Soldat in den Krieg gegen die Dänen für Schleswig-Holstein, jetzt war er der Schildknappe der Ritter- und Landschaft, indem er zum Widerstand gegen die vereinbarte Verfassung aufforderte, weil sie auf einem Rechtsbruch der Schweriner Regierung beruhe. Dies veranlaßte mich zu einer Folge von Artikeln in der M. Z., worin ich die Rechtsbeständigkeit des Staatsgrundgesetzes zu beweisen suchte. Von der plumpen Art, mit der Maassen die Polemik gegen mich führte, ist mir eine Probe in Erinnerung geblieben: „Hat der Professor Hegel noch ein Ehrgefühl im Leibe, außer wenn er ein Loch in seinem Frack sieht?“ Er konvertierte mit Florencourt zum Katholicismus, wurde ein namhafter Kanonist und Professor in Wien, war eine Zeit lang Altkatholik und wurde wieder orthodoxer Katholik. Er begegnete mir zuerst wieder bei dem Münchener Universitätsjubiläum 1872, wo er mich bei der Festtafel im Rathause begrüßte. Später fanden wir uns bei der Centraldirektion der Monumenta Germaniae historica in Berlin zusammen; er war ein gemüthlicher Mecklenburger geblieben. Obwohl ihm die Sehkraft versagte, gab er doch noch den ersten Band der merovingischen Concilien heraus (1893). Als Rektor der Universität Wien verlor er es mit den deutschen Studenten, weil er für die Tschechen Partei nahm; er zog sich nach Innsbruck zurück, wo er im vergangenen Jahre (1899) gestorben ist.

Großherzog Friedrich Franz hatte sich als konstitutioneller Fürst den alten Adel von Mecklenburg entfremdet und fühlte sich vereinsamt an seinem Hofe. In dieser Lage folgte er um so lieber einer vorlängst in Dresden gefaßten Herzensneigung, als er sich Anfang November 1849 mit der bescheidenen Prinzessin Auguste von Reuß-Schleiz-Köstritz vermählte. Bei

dem Einzuge des großherzoglichen Paares in Schwerin sah man ein großes über die Straße aufgespanntes Gemälde, das das Schloß von Röstriß darstellen sollte. Die Schweriner Damen hatten sich das Vorbild aus dem Album des Großherzogs verschafft und danach einen prächtigen Teppich gestickt. Allein wie schrecklich war die Enttäuschung, als die junge Großherzogin bei dem Anblick des Bildes ausrief: „Ach, da ist ja unsere Brauerei in Röstriß!“ Der mecklenburgische Adel war von der Hochzeitsfeier fern geblieben.

Nachdem ich mich Anfang September von der Redaktion der Mecklenburgischen Zeitung losgemacht und von meinen Schweriner Freunden verabschiedet hatte, suchte ich Erholung auf einer Reise zu meinen Verwandten in Nürnberg. Der ihnen befreundete Kaufmann Wiß brachte mich in seinem Wagen nach Simmelsdorf, dem Gute der Tucher'schen Gesamtfamilie, das mein Onkel Sigmund als Senior verwaltete. Als wir vor dem Schlosse anfuhrten, kam uns zuerst ein artiges Fräulein entgegen, dem mich Herr Wiß als seinen Vetter aus Amerika vorstellte. Es war meine Cousine Eufette, die mich seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen hatte. Wir lernten uns kennen auf Familienspaziergängen in der mir wohlbekannten schönen Umgebung von Simmelsdorf. Mehrere Thäler treffen dort zusammen. Die katholische Kirche auf dem Bühl liegt nahe auf der Höhe; gegen Schnaittach zu steigt der Rothenberg mit den verfallenen Mauern eines altenitterschlosses, nachher Zuchthauses, auf; mit Wald bewachsene Höhen schließen ringsum die Wiesenthäler ein. Nach mehrwöchigem Verweilen in Simmelsdorf reiste ich weiter nach München. In dem konstitutionellen Klub, den ich dort besuchte, fand ich die Stimmung gegen Preußen sehr feindlich; Bayern hatte sich schon von der norddeutschen Union losgesagt: ich komme später darauf zurück. In Nürnberg, wohin ich zurückkam, entschied sich meine

Neigung für Susette. Doch erst nach meiner Abreise verlobte ich mich brieflich mit ihr; am 20 Oktober. Schon vor mehreren Jahren hatte die Fürstin Gallizin¹⁾ auf einem Besuch in Nürnberg sie für mich erwählt. Sie schrieb (20. Oktober 1845) an mich nach Rostock: Je Vous assure, qu' il a y là pour Vous une gentille petite fiancée (si faire se peut), c'est Mlle Susette de Tucher, Votre cousine germaine. C' est une bonne nature, simple, franche, droite, candide, plutôt bien que mal à l'extérieur et pleine d' esprit et d' animation. Meiner Mutter war durch diese Verlobung ein liebster Herzenswunsch erfüllt; sie sah in Susette das weibliche Ebenbild ihres geliebten verstorbenen Neffen Georg.²⁾

Ich hatte Eile nach Hause zu kommen, um nach einjähriger Abwesenheit wieder in mein Lehramt an der Universität einzutreten. Doch wurde ich immer noch bei dem Verfassungskampf in Mecklenburg festgehalten. Es standen gleichzeitig die Wahlen zum neuen Landtage in Schwerin und zum Erfurter Reichstage bevor.

Bekanntlich schlug Friedrich Wilhelm IV, nachdem er sich geweigert, die deutsche Kaiserkrone aus der Hand der Frankfurter Nationalversammlung anzunehmen, den andern Weg ein, die Reichsverfassung und Reichseinheit durch Vereinbarung mit den deutschen Fürsten herzustellen. Er konnte dabei auf das Bedürfnis der Mittel- und Kleinstaaten, sich an den Großstaat Preußen anzuschließen, rechnen, da doch eine Einigung Deutschlands im Bunde mit Oesterreich nicht möglich erschien. Die Lage in Deutschland war überaus günstig für Preußen. Oesterreich unterlag im Kampfe mit den Ungarn und rief in höchster Not russische Hülfe an. Süddeutschland und Sachsen wurden im Mai von der Revolution überschwemmt, ein preu-

¹⁾ Bgl. S. 129.

²⁾ Bgl. S. 130.

bisches Heer unter dem Prinzen Wilhelm rückte in Rheinpfalz und Baden ein, in Dresden kamen preußische Garden zu Hülfe. Der Aufruhr wurde hier und dort in blutigem Kampfe überwältigt. Das starke Preußen erwies sich als Retter in der Not für die hilflosen mittelstaatlichen Regierungen. Unter diesen Umständen unterhandelte Friedrich Wilhelm IV mit den Königreichen Bayern und Württemberg, Sachsen und Hannover über ein Bündnis zum Zweck der Errichtung des deutschen Bundesstaates ohne Oesterreich. Am 26. Mai wurde es in Berlin geschlossen, aber nur von Preußen, Sachsen und Hannover, denn Bayern hatte sich im letzten Moment zurückgezogen und Württemberg ihm angeschlossen, weil sie keinen Bund mit Preußen ohne Oesterreich eingehen wollten. Auch Sachsen und Hannover verstanden sich zum Bündnis nur auf ein Jahr, indem sie sich den Rücktritt vorbehielten. ¹⁾

Der von v. Radowitz entworfene Plan des deutschen Bundesstaates vom 28. Mai beruhte in den Grundzügen auf der Frankfurter Reichsverfassung. Die wichtigsten Änderungen betrafen erstens den Wegfall des Kaisertums, an dessen Stelle Preußen die Vorstandschaft und die Exekutive erhalten, die Gesetzgebung aber mit dem Fürstenkollegium teilen sollte, und zweitens das Wahlgesetz für das Volkshaus mit allgemeinem Stimmrecht zwar, doch in dreifach abgestuften Steuerklassen. Die meisten Kleinstaaten, unter ihnen Mecklenburg, traten dem Dreikönigsbündnisse bei. Auch die Kaiserpartei von Frankfurt erklärte auf einer Zusammenkunft in Gotha ihre Zustimmung. Wenn jetzt Friedrich Wilhelm IV mit Entschlossenheit zur Ausführung schritt, war immer noch zu hoffen, daß ein Kern des Bundesstaates zu stande kam, der verheißungs-

¹⁾ v. Sybel, Begründung des D. Reiches durch Wilhelm I, Bd I, S. 33f.

voll für die Zukunft sein werde. Allein er scheute den Bruch mit Oesterreich und den süddeutschen Staaten, die auf dem deutschen Bunde beharrten, und noch war dieser durch den Reichsverweiser Erzherzog Johann in Frankfurt vertreten. Der österreichische Minister Fürst Schwarzenberg legte Protest gegen den Bundesstaat ein, erklärte dessen Beschlüsse zum voraus für null und nichtig und verlangte die Einigung nicht bloß der deutschen Staaten, auch des gesamten Oesterreichs mit seinen Unterländern im deutschen Bunde. Hierdurch aufgestachelt, entschloß sich Friedrich Wilhelm IV, nachdem er so lange gezögert, den engeren Bundesstaat ins Leben zu führen, um dadurch eine starke Position gegen Oesterreich und Bayern zu gewinnen. Doch nun entschlüpfen ihm auch Sachsen und Hannover, beide protestierten gegen die Anberaumung der Wahlen zum Reichstage, bevor nicht alle deutschen Staaten zugestimmt und Oesterreich seine Genehmigung erteilt hätte. So war die schwierige Lage, als der Reichstag auf den 20. März 1850 nach Erfurt einberufen wurde.

Anfangs Februar fanden die Wahlen in Mecklenburg statt und zwar nach dem Wahlgesetz des Dreikönigsbündnisses, das die Demokraten verwarfen, weshalb sie sich der Wahlen enthielten, so daß kein Demokrat in den Reichstag kam. Ich empfand es mit Genugthuung als eine Anerkennung meiner politischen Wirksamkeit, daß ich zu gleicher Zeit in Schwerin und Wismar als Kandidat zur Abgeordnetenwahl aufgestellt wurde. Ich lehnte in Wismar ab und wurde in Schwerin einstimmig von sämtlichen 125 Wahlmännern gewählt, während in Wismar die Wahl auf Beseler, in Rostock auf Kierulff fiel. Es war zu hoffen, daß der Reichstag nur von kurzer Dauer sein werde.

Am 18. April fuhr ich von Berlin in einem langen Wagenzuge mit zahlreichen Abgeordneten nach Erfurt; ich saß in

einem Wagenabteil mit Beseler und Drohsen zusammen. Die Eröffnung des Parlamentes fand am 20. April statt. Am Morgen wurde Gottesdienst gehalten, für die Katholischen in der Augustiner-, für die Evangelischen in der Barfüßerkirche. Man fand sich zusammen in einem großen Saale des Regierungsgebäudes. Feierlichen Schrittes traten herein die Mitglieder des Verwaltungsrates, voran v. Radowiß. Er verlas die Botschaft. Man eilte zu den Sitzungslokalen. Sie waren in der Augustinerkirche, einem schönen gothijchen Bau, hergerichtet. Der hohe Chor, mit prächtigen Glasmalereien verziert, bildete das Staatenhaus, ein Teil des Schiffes das Volkshaus. Beide Häuser, geschmackvoll dekoriert, waren durch eine Mauerwand vollständig von einander getrennt. Ich nahm meinen Platz mit Freunden und Parteigenossen (Gothaern) auf der Linken. Kierulff saß mir zur Seite, in der Nähe v. Binde, Beseler, Hartort, Bederath, Mewissen, Hergenbahn. Am mittleren Tische befanden sich die Kommissarien des Verwaltungsrates. v. Radowiß legte die Geschäftsordnung vor, es wurden das Bureau und die Abteilungen gebildet. Am Abend fanden sich etwa zweihundert Abgeordnete beider Häuser von der Linken im Eisenbahnhofe zusammen, um sich über die nächsten Aufgaben zu verständigen. Man war allgemein einverstanden rasch zum Ende zu kommen durch Annahme des Verfassungsentwurfs im Bloß. Allein eine Revision war notwendig, sowohl wegen der Verkleinerung des Bundesstaates durch Abfall eines Teiles der Bundesgenossen, als auch in Rücksicht auf die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850, mit der die Übereinstimmung, namentlich in den Grundrechten, herzustellen war. Es handelte sich aber um die Frage, ob die Revision der Annahme im Bloß vorhergehen solle, wie der Verwaltungsrat wollte, oder ob sie gleichzeitig mit ihr oder nachher stattfinden solle.

Letzteres war die Meinung der Eisenbahnfraktion, um sich vor allem der Verfassung des Bundesstaates zu versichern. Die bedeutendsten Redner ließen sich von dieser Seite im Volkshause vernehmen, Camphausen als Berichterstatter des Verfassungsausschusses, v. Vinde, Beckerath, Gagern, Beseler und andere, keiner aber mit größerem Beifall als Häusser aus Heidelberg, dessen glänzende Rhetorik die Versammlung fortriß. Nachdem er das Großdeutschtum Oesterreichs, das „Staatsmonstrum von 70 Million“ abgethan und den Beruf des engeren Bundesstaats dargelegt hatte, schloß er mit dem wirkungsvollen Effect: „Wie an der Wiege der antiken Heroen die Schlangen sich regten, so wollen wir dem Beispiele des jungen Herkules folgen, der die Schlangen an der Wiege zerdrückt hat.“ Den Standpunkt der Großdeutschen dagegen vertrat nicht weniger beredt der Führer der preussischen Rechten, Staatsrechtslehrer Stahl von Berlin: „Die Einigkeit Preußens mit Oesterreich“, sagte er, „ist Deutschlands Macht und Einheit; sie ist der große Wall gegen die Revolution, den uns Gott gegeben und den wir nicht leichtsinnig aufgeben mögen. Die beiden Abler müssen ihre schirmenden Fittige über Deutschland ausbreiten wie die beiden Cherubime über der Bundeslade.“ Das von Stahl gebrauchte Bild war orientalisch, wie das von Häusser klassisch, es fehlte noch ein drittes, germanisches, das von einer bisher nur wenig beachteten Seite herkam. Der preussische Junker v. Bismarck-Schönhausen hielt eine kurze Rede in der entscheidenden Sitzung am 15. April. Er betonte zuerst, wie lächerlich es sei, von einem Deutschen Reich und Reichstage hier zu reden, wenn doch der Verband der Staaten noch nicht die Hälfte von Deutschland umfasse, und fügte mit beißendem Spott hinzu: wenn ein vorhergehender Redner eines früheren Reichstags zu Erfurt vor 1000 Jahren gedacht habe, so sei dieser Reichstag, nach der Spannenberger

Chronik, von König Ludwig abgehalten worden, um der Schinderei der Fürsprecher und Jungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich gewesen, ein Ende zu machen.¹⁾ „Sollte die Versammlung dieses Jahres hier ein ähnliches Resultat haben, dann werde ich glauben, daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben und daß der Tag der deutschen Einheit nahe herbeigekommen ist.“ Kein treffenderes Wort ist in Erfurt 1850 gesprochen worden. Der künftige Gründer der deutschen Einheit wollte damit sagen: Mit allem Euren schönen Geschwätz ist nichts gethan; bevor es nicht aufhört, werden wir nicht zur Einigung Deutschlands durch die That gelangen. Freilich wurde dies dem preußischen Junker damals sehr übel genommen und als bloße „Redeübung“ von Beseler, der nach ihm sprach, bezeichnet. Und noch eines anderen Wortes will ich gedenken, das der großdeutsche Stahl in Erfurt mit Nachdruck aussprach: „diese drei Momente zu vereinigen, einheitliche Volksvertretung, Vielheit der Fürsten, ein monarchisches Zentrum, das scheint mir ein Problem, ähnlich wie die Quadratur des Kreises.“ Und doch ist gerade dies das Problem, das Bismarck selbst hat in der Reichsverfassung, die wir ihm verdanken!

Am 15. April fand die Inbloadnahme der Verfassung im Volkshause statt; in den folgenden Tagen waren Staaten- und Volkshaus mit der Revision beschäftigt. Am 30. wurde das Parlament nach sechs Wochen geschlossen. Ein Abschiedsessen, zu dem Häusser ein Fäßchen Pfälzer hatte kommen lassen, vereinigte nochmals die Fraktion des Eisenbahnhofs, ich saß zwischen Riesser aus Hamburg, dem Vizepräsidenten

¹⁾ Geschichtlich ist, daß Ludwig der Deutsche 852 einen Reichstag zu Erfurt abhielt, auf dem er ein Gesetz gab, das sich auf das Rechtsprechen der Grafen und ihrer Unterbeamten bezog. Vgl. Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reichs II, S. 366.

der Nationalversammlung von Frankfurt, und Senator Dudwiz aus Bremen, dem gewesenen Reichshandelsminister. Manches schönes Wort, das die Zuhörer begeisterte, wurde über Deutschland gesprochen, und ergreifend war die Rede von Gagern, worin er die Huldigungen des Grafen Dyrn in einer Weise ablehnte, die sowohl seine Bescheidenheit wie den Adel seiner Seele und die Tiefe seines Gemüthes erkennen ließ.

Die Reichsverfassung, die in Erfurt zu Stand kam, war ein totgebornes Kind. Es gab kein Reich mehr, nur eine Union von einer Anzahl Fürsten unter dem Schutze Preußens und auch diese in der Auflösung begriffen. Als Friedrich Wilhelm IV seine Verbündeten nach Berlin berief, um die revidierte Unionsverfassung anzunehmen, sagte sich noch Kurhessen los und andere wurden unsicher. Gleichzeitig unternahm Fürst Schwarzenberg, den totgesagten deutschen Bund wieder zum Leben zu erwecken. Auf seine Einladung kamen mit den Bevollmächtigten Oesterreichs die der Mittelstaaten in Frankfurt zusammen und errichteten vorerst eine neue Bundescentralgewalt. Noch galt es Preußen zu bezwingen; wie dies geschah, gehört nicht hierher zu erzählen.¹⁾ Keine größere Demütigung hat Preußen je erfahren, als da es auf den Dresdner Konferenzen sich den Forderungen Oesterreichs und Rußlands unterwarf und seine Unionsgenossen sich mit ihm als Glieder des deutschen Bundes in Frankfurt einstellten. Oesterreich allein führte wie vorher das Präsidium des Bundestages.

Mit diesem trostlosen Ausgange, der alle Anstrengungen der lezt vergangenen Jahre, Deutschlands Einheit und Volksfreiheit aufzurichten, zu nichte machte, läßt sich das viel weniger bedeutende Schicksal, das Mecklenburg traf, doch vergleichen, denn ähnliche Bestrebungen und Gegenwirkungen kamen auch hier zum Austrag.

¹⁾ S. hierüber Engel Bd. I am Ende und Bd. II am Anfang.

Die Katastrophe des Verfassungsbruchs in Mecklenburg kündigte sich durch die Entlassung des Ministeriums v. Lützow und die Vertagung des erst vor kurzem zusammengetretenen Landtags an. Auf's tiefste empörte mich die Nachricht davon, die ich im Anfang April in Erfurt erhielt. Wie war es nur möglich, daß der treugesinnte Großherzog Friedrich Franz von Schwerin sich zu diesem Schritt entschließen konnte? Man kann es erklären, nicht rechtfertigen. Nur mit schwerem Herzen und innerem Widerstreben hatte er sich zur Annahme des vereinbarten demokratischen Staatsgrundgesetzes entschlossen. Die Verzögerung von dessen Publikation war durch vergebliche Verhandlungen mit Strelitz über die Auflösung der mecklenburgischen Union veranlaßt. Zu dem konstitutionellen System und den Männern, die es vertraten, konnte Friedrich Franz kein Vertrauen fassen. Dazu kamen Proteste von allen Seiten, von einem Konvent der adeligen Ritterschaft, von den Agnaten, Bruder und Oheim des Großherzogs, von Strelitz und dem Könige von Preußen, der das Recht seiner Einmischung von der brandenburgischen Eventualsuccession herleitete; selbst an den Kaiser von Oesterreich wandten sich die renitenten Ritter. Strelitz brachte seine Klage an das Erfurter Schiedsgericht der Union, und der Großherzog von Schwerin erklärte sich bereit, bei diesem zu Recht zu stehen. Allein das Erfurter Schiedsgericht stand und fiel mit der preussischen Union. Hierauf wandte sich Strelitz an die von Oesterreich und Preußen errichtete provisorische Bundeskommission in Frankfurt. Diese forderte die streitenden Parteien auf, ein Schiedsgericht zu bestellen. Unterdessen hatte Friedrich Franz ein neues Ministerium ernannt, das aus dem preussischen Grafen v. Bülow als Vorsitzendem, und den Staatsräten v. Brock und v. Schröter bestand. Die demokratische Kammer wurde abermals vertagt und dann auf Nimmerwiedersehen aufgelöst. So kam

man zum Ziele. Schiedsrichter im Verfassungsstreite waren die Könige von Preußen und Hannover und diese ernannten zuverlässige Juristen von der reaktionären Partei. Der Schiedsspruch erfolgte zu Freienwalde am 11. September 1851. Darin war das vereinbarte Staatsgrundgesetz vom 10. Oktober 1849 für null und nichtig erklärt und beiden Großherzogen aufgetragen, einen Landtag der alten Stände zu berufen.¹⁾ Sicherlich hat sich Friedrich Franz nicht leichten Herzens über sein feierlich gegebenes Versprechen, die vereinbarte Verfassung zu halten, hinweggesetzt. Er täuschte sich über sich selbst, wenn er erklärte, auf dem durch die Proclamation vom 23. März 1848 betretenen Wege verbleiben zu wollen, und dazu aufs neue das Vertrauen seines Volkes verlangte. Er gedachte eine Reform der alten Verfassung durch Wahlen der ständischen Korporationen herbeizuführen und unterhandelte hierüber wiederholt sowohl mit der Regierung von Strelitz wie mit der Mitterschaft.²⁾ Natürlich scheiterten sie jedesmal an dem Widerstand der verschiedenen Interessen und so blieb alles beim alten. Drei Jahre politischer Arbeit in und nach der Revolution von 1848 waren für Mecklenburg ebenso wie für Deutschland aus den Blättern der Geschichte gestrichen. Man stand im Jahre 1851 wieder beim Anfang, in Deutschland beim Bundestag, in Mecklenburg bei Ritter- und Landschaft.

Auch ich konnte nur mit schmerzlichem Bedauern auf meine verlorene Zeit und Arbeit zurückblicken, wiewohl ich dabei reiche Erfahrungen eingesammelt hatte, die mich belehrten, wie es in der politischen Welt zuzugehen pflegt. Belehrt wurde ich aber auch, was Mecklenburg betrifft, daß fest eingewurzelte Zustände und darauf beruhende Rechte und Mächte

¹⁾ Die erkennlichen Entscheidungsgründe findet man im Auszuge bei v. Strödel, Friedrich Franz II, Bd. I S. 370f.

²⁾ S. die Verhandlungen bei v. Strödel I, S. 378—388.

sich nicht kurzweg zurückdrängen lassen. Es war hier nicht der geeignete Boden gegeben für konstitutionelle Einrichtungen, die einen selbständigen und kräftigen Bürgerstand voraussetzen. Da es an einem solchen fehlte und die Demokratie der Massen ihn nicht ersetzen konnte, gelangte die Reaktion, der allgemeinen Zeitströmung folgend, zum Siege. Daß es aber dabei nach dem Rechte zugegangen wäre, möchte ich keineswegs behaupten; ich habe es lebhaft bestritten. Aufgefordert von der Berliner konstitutionellen Zeitung schrieb ich in dieser einige Artikel, in denen ich das nichtswürdige Verfahren der beteiligten Regierungen und Juristen scharf beleuchtete.¹⁾

¹⁾ Konstitutionelle Zeitung vom 28. September 1850.

**Vermählung in Nürnberg.
Rektorat an der Universität. Berufung
nach Erlangen.**

1850—1856.

Mitten in diesen Wirren war es mir beschieden, mein häusliches Glück zu begründen. Von dem Reichstage in Erfurt zurückgekehrt, feierte ich bald darauf meine Vermählung mit Susanna von Tucher, meiner Base, in Nürnberg am 28. Mai 1850. Die Trauung fand in der Spitalkirche durch Pfarrer Vorbrugg, den Beichtvater der Familie, statt. Von einem zahlreichen Verwandtenkreis fanden wir uns umgeben; leider fehlte meine Mutter, durch ein Fußleiden verhindert. Freude und Leid trafen noch auf andere schmerzlichere Weise zusammen. Der Bruder meiner Verlobten, Gottlieb von Tucher, war an einem Brustleiden schwer erkrankt; sein Ende wurde erwartet; um dem zuvorzukommen, wurde die Hochzeit beschleunigt. Acht Tage nachher trat das traurige Ereignis ein. Der Verstorbene war ein braver guter Mensch und ein glücklicher Bubenreuther Student in Erlangen gewesen, seine Kameraden begleiteten ihn zum Grabe.

Auf der Hochzeitsreise verweilten wir einige Tage in dem schönen Dresden, wo wir die Gemäldegalerie fleißig besuchten

dann bei meiner Mutter in Berlin, wo wir unseren Hausrat größtenteils einkauften. Endlich führte ich meine junge Frau in Schwerin und Rostock bei den Freunden ein, die ihr ein herzliches Willkommen entgegenbrachten. Ich hatte eine bescheidene Wohnung in der Schmickmannstraße, einer der zum Strande führenden Straßen, gemietet. Mein Schwiegervater mit einer jüngeren Tochter Marie besuchten uns in Warnemünde. Es war etwas außerordentliches, daß Nürnberger nach Norddeutschland bis an den Strand der Ostsee kamen. Meinen Schwiegervater zogen besonders Schiffahrt und Seeverkehr im Warnemünder Hafen an und nicht genug konnte er sich verwundern über die Sicherheit und Wohlhabenheit der Zustände, sowie über die allgemeine Ehrlichkeit, die ihm hier und in Rostock begegneten. Die günstigen Eindrücke, die er von alledem sowie von unserem häuslichen Glück in die Heimat zurückbrachte, hatten zur Folge, daß in den nächsten Jahren ein großer Teil der Nürnberger Verwandtschaft und Bekanntschaft sich nach und nach bei uns einfand. Eine besonders erfreuliche Veranlassung zu längeren Besuchen meiner Schwiegermutter und hülfreichen Schwägerinnen aber gaben die wiederkehrenden Ereignisse, in denen uns bis 1856 drei Töchter und ein Sohn geschenkt wurden. In einem gemieteten Hause nebst Garten außerhalb der Stadt in der Friedrich Franz-Straße gewannen wir Raum für die erweiterte Familie und auch für Gäste. Meine Mutter und mein Bruder mit seiner Frau Friederike aus Berlin fanden sich mit den Nürnbergern bei uns zusammen. Mein Bruder war seit 1848 vortragender Rat bei dem preussischen Ministerpräsidenten und blieb in dieser Stellung unter Bismarck bis Anfang 1865, als er das Amt des Konsistorialpräsidenten der Provinz Brandenburg übernahm.

Nach der politischen Episode von 1848 bis 1850 be-

schäftigten mich hauptsächlich meine Vorlesungen an der Universität, deren Umfang sich mehr und mehr erweiterte.¹⁾ Daneben verfaßte ich einige kritische Abhandlungen für die Kieler Monatschrift für Wissenschaft und Litteratur: eine „Zur Geschichte und Beurteilung des deutschen Bauernkrieges“ mit Bezug auf Jörgs Buch: „Deutschland in der Revolutionsperiode“ 1852 und eine andere 1854: „Kritische Beiträge zur Geschichte der deutschen Städteverfassung“ mit Bezug auf Arnolds Buch, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte.²⁾ In manchen Punkten abweichend von Arnold, handelte ich von der Entwicklung des deutschen Städtewesens, von dem Anfang des Rats und der Einführung des Konsultitels. Nachdem ich meine italienischen Studien abgeschlossen, fand ich mein spezielles Arbeitsfeld in der Geschichte der deutschen Stadtverfassung, auf dem ich mich seitdem fortdauernd litterarisch bethätigt habe.

Ein häufiger Wechsel der Lehrkräfte fand an der Universität statt. Die Beteiligung an den demokratischen Ausschreitungen der vergangenen Jahre war verhängnisvoll für meine Kollegen Wilbrandt und Türk. Beide wurden in eine mehrjährige Kriminaluntersuchung verwickelt wegen Hochverrats, begangen durch Verschwörung zum Umsturz der Regierungen und Aufrichtung der Volksherrschaft. Man war einer zwischen Kopenhagen, Berlin und London eingeleiteten Verbindung von Revolutionären auf die Spur gekommen, die in unglaublicher Verblendung eine Revolutionsanleihe aufgebracht, Waffen und Munition angeschafft hatten. Man entdeckte vergrabene Zerstörungswerkzeuge im Garten des harmlosen alten Konsistorialrates Wiggers, des Vaters des gewesenen Kammerpräsidenten Moritz Wiggers. Die Folge war, daß dieser mit Zuchthaus, andere Beteiligte mit Festungsstrafen,

¹⁾ Vgl. S. 113.

²⁾ Kieler Monatschrift, Jg. 1852 und 1854.

die Professoren Türk und Wilbrandt mit Dienstentlassung bestraft wurden. Das Zuchthaus aber verschaffte dem Moritz Wiggers die Glorie eines Märtyrers der Freiheit und ihm und seinem Bruder, dem Theologen Julius, die Wahl zu Reichstagsabgeordneten.

Am meisten wechselten die jüngeren Juristen. Thering verließ unsere Universität 1849, ging nach Kiel, von dort nach Gießen, Wien, Göttingen; ihm folgte der nicht weniger namhafte Romanist Bruns, der später lange Zeit auf dem Lehrstuhl zu Berlin war. Leist ging 1852 nach Jena. An ihre Stelle kamen Wehel, der frühere Gehülfe Hassenpflugs auf dem Erfurter Reichstag, und Schwanert. Der Germanist Thöl, mein spezieller Freund, wurde 1849 nach Göttingen zurückberufen. Budde, des Historikers Heinrich Leo Schwieger Sohn, folgte auf ihn, wurde aber bald in das Oberappellationsgericht versetzt. Paul Roth aus München trat an seine Stelle; sein gemüthvolles süddeutsches Wesen war auch unter einer rauhen Außenseite nicht zu verkennen, er kehrte bald wieder nach München zurück und war Jahre hindurch Mitarbeiter an dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch in Berlin. O. Mejer vertrat seit 1851 das Fach des Kirchenrechts und wurde Präsident des Konsistoriums zu Hannover. Die medizinische Fakultät erhielt 1854 einen Zuwachs durch die Berufung des Gynäkologen Weit, der nachmals in Bonn wirkte. Meine Freunde, die Theologen Hofmann und Delitzsch waren nach Erlangen abgegangen, wo ich sie als Kollegen wiedertraf. Michael Baumgarten und Philippi wurden 1850 berufen, jener für das Fach der neutestamentlichen, dieser für das der alttestamentlichen Theologie. Baumgarten war vorher Prediger in Schleswig, wo er die Geistlichkeit des Landes gegen die dänische Herrschaft anführte. Ein glaubensstarker Theolog zog er in Rostock die studierende Jugend durch religiöse Be-

geisterung an. Er predigte gastweise von der Kanzel mit zündender Wirkung. Man hatte derartiges in Rostock noch nicht gehört. Die herkömmliche orthodoxe Predigt war geistlos und leblos, die Kirchen standen leer. Ein lebendiges Glaubensleben wurde von Baumgarten angeregt. Er forderte Lehrfreiheit auf Grund des Wortes Gottes, geschrieben von den heiligen Propheten und Aposteln, und verwarf den Symbolzwang sowie den Begriff des christlichen Staates, der Staat und Kirche vermenge. Hierdurch geriet er in unversöhnlichen Konflikt mit dem starren Kirchenregiment unter Kliefoths Leitung. Die Katastrophe seiner Abjektung erfolgte erst 1858 nach meinem Abgang von Rostock. Baumgarten setzte den Widerstand fort bis aufs äußerste, erneuerte in Streitschriften seine Proteste; disziplinäre Strafen, selbst Gefängnishaft vermochten nicht ihn zu beugen, er hielt es für seinen ihm von Gott auferlegten Beruf, die mecklenburgische Kirche innerlich zu reformieren. Die angesehensten lutherischen Theologen, Hofmann, Luthard und andere erklärten das Verfahren gegen ihn für eine Verletzung der protestantischen Lehrfreiheit. Doch das Kirchenregiment blieb unerschütterlich. In der populären Meinung erschien er als religiöser Märtyrer; er wurde in den Reichstag gewählt und war dessen mehrjähriges Mitglied; anderen Erfolg hatte er jedoch nicht. Zu derselben Zeit fand der Katholizismus in Mecklenburg zuerst Aufnahme, denn die katholische Kirche bot den heilsbedürftigen Frommen doch mehr als die starre lutherische Orthodoxie. Als ich nach langen Jahren meinen alten Freund bei Gelegenheit der Zusammenkunft des Hanseatischen Geschichtsvereins in Rostock 1885 wieder sah, fand ich ihn völlig vereinsamt; er wollte aus Mecklenburg nicht weichen; im Juli 1889 ist er gestorben.

Am 1. Juli 1854 trat ich das Rektorat bei der Universität an und hatte sogleich Gelegenheit, mich in dieser Würde bei

dem großherzoglichen Paare einzuführen, als dieses seinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt. Nachdem Koftod seit 1848 lange Zeit um seine Vorrechte mit der Landesregierung gestritten hatte und der Mittelpunkt der demokratischen Bewegung gewesen war, wurde jetzt ein Versöhnungsfest begangen, denn nun stand alles wieder auf dem alten Fuße wie vor 1848 und die überschwengliche Loyalität, die sich von seiten der städtischen Behörden und der Bevölkerung in drei Festtagen kundgab, ließ das Vergangene völlig vergessen. Die großherzogliche Guld erstreckte sich über die Stadt und die Universität. Das Festessen des Rates im Rathause wurde durch ein anderes im großherzoglichen Palais erwiedert; die Universität empfing den hohen Besuch; ich mußte der Frau Großherzogin eine lateinische Motivtafel deutsch übersetzen. Eine Illumination der Stadt, Fackelzüge der Bürger und Studenten, ein festlicher Aufzug der Gewerke, bei dem sechs Schuster zu Pferde in Harnischen nach altem Herkommen erschienen, wechselten ab. Eine Fahrt zu Schiff nach Warnemünde machte den Abschluß: feenhaft nahm sich bei der Rückkehr am Abend unter Kanonendonner die farbige Beleuchtung der Schiffe und Böte, der Villen und Häuser am Strande des Hafens aus.

Im folgenden Jahre 1855, 6. Juli, hatte ich den großen Schmerz, meine teure Mutter in Berlin zu verlieren. Sie verschied im 65. Lebensjahre, nachdem sie ihren Gemahl fast 24 Jahre überlebt hatte. Oft leidend und mehrere Male von schwerer Krankheit wieder aufgestanden, lebte sie nur in Werken der Liebe sowohl für die Ihrigen wie für die Hilfsbedürftigen, Armen und Kranken. Pastor Anak von der böhmischen Gemeinde, der zuletzt ihr Beichtvater war, hielt die Grabrede auf dem Kirchhofe vor dem Dranienburger Thore, wo sie zu den Füßen ihres Gatten ruht.

Zum zweiten Male wurde ich für das Jahr 1. Juli 1855 bis 1856 zum Rektor der Universität gewählt. In dieser Eigenschaft zu einer Tauffeierlichkeit in der großherzoglichen Familie nach Ludwigslust deputiert, empfand ich es unangenehm, daß meine amtliche Stellung in der Rangordnung an der Tafel nicht gehörig gewürdigt wurde. Die Hofleute und das Militär auch niederer Grade galten mehr als das Haupt der Universität und der Staatsrat, v. Schröter gab mir zu verstehen, daß unsere Deputationen an den Hof zu oft kämen.

In Folge einer Aufforderung des Geheimerrats Wiese, Referenten im preußischen Unterrichtsministerium, hielt ich am 7. Januar 1856 einen Vortrag im Evangelischen Verein zu Berlin. Ich wählte das Thema „Die Einführung des Christentums bei den Germanen.“ Am folgenden Tage ließ mich der Staatsminister von Raumer zu sich kommen und bot mir eine Professur in Greifswald an, wobei er einen starken Ausdruck der Geringschätzung über den noch aktiven, keineswegs unverdienten Historiker Barthold gebrauchte. Ich erbat mir Bedenkzeit und der Ruf ließ auf sich warten. Unterdessen kam eines Tages der Kurator unserer Universität, Vizefanzler von Both zu mir, um mir mit vergnügtem Gesichte mitzuteilen, daß mir von dem Großherzoge zu meinem Gehalt (1000 Thaler) eine Zulage von 150 Thalern bewilligt worden sei. An einem anderen Abend kam ich spät nach Hause von einem Landratsdiner, einem Monstrum in seiner Art, das zu leisten einem neu erwählten Landrat oblag. Erst am folgenden Morgen übergab mir meine Frau ein offizielles Schreiben aus Erlangen, das sie, zärtlich besorgt um meinen Schlaf, zurückbehalten hatte. Es enthielt einen definitiven Ruf nach Erlangen durch den derzeitigen Prorektor der Universität, Professor Dittrich, im Auftrage des bairischen

Staatsministeriums. Wenige Tage darauf erfolgte der erwartete Ruf nach Greifswald; Minister v. Kaumer bot mir in einem ehrenvollen Schreiben ein Gehalt von 1200 Thalern an. So ergoß sich gleichzeitig eine Fülle des Segens über mein Haupt und ich hatte nach drei Seiten zu wählen. Die Wahl wurde mir nicht schwer. Es war für mich die rechte Zeit von Rostock fortzugehen. Daß frühere gute Eindrücke an der Universität war durch die politischen und kirchlichen Parteizwürfnisse infolge der verfehlten Verfassungsreform und der Baumgarten'schen Angelegenheit gestört. Ich konnte mich mit Kollegen, die für den Zaren Nikolaus als den Vorkämpfer der Monarchie und des Christentums schwärmten, nicht verstehen. Mit Freude nahm ich den Ruf nach Erlangen an, miewohl mit geringerem Gehalt (1800 Gulden), als ich in Rostock hatte und mir in Greifswald geboten war. Bestimmend war für mich nicht bloß die Nähe meiner Nürnberger Verwandtschaft und der Familie meiner Frau, sondern noch mehr mein eigener sympathischer Zug nach Süddeutschland und das Verlangen unter neuen Verhältnissen, einen weiteren Wirkungskreis zu gewinnen.¹⁾ Vor meinem Abgang von Rostock hinterließ ich als Rektoratsprogramm eine Schrift „Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum Jahre 1855 mit einem Urkundenanhang“, worin ich von der deutschen Kolonisation im slawischen Lande, von den Rechten der verschiedenen Stände, der geistlichen Stiftungen und Vassallen, der Städte, Bürger und Bauern, sodann von der Entstehung der landschaftlichen Verbände, und der Ausbildung der landständischen Verfassung bis zur Errichtung der Union von 1523 und deren Folgen handelte. Ich glaubte damals dem liebgewonnenen Mecklenburg, in dem ich fünfzehn glückliche Jahre verlebt hatte, eine Dankeschuld erstattet und einen wissen-

¹⁾ Rostock zählte im Sommer 1856 95 Studierende, Erlangen 549.

schaftlichen Dienst geleistet zu haben, fand aber vorläufig nur geringe Anerkennung im Lande. Der Vizekanzler meinte, das Programm sei zu umfanglich und koste der Universitätskasse zu viel, wogegen mir von auswärts vieles Lob gesendet wurde.

Nach einem kurzen Ausfluge nach Rügen und Greifswald, wo ich meinen Freund Beseler wieder sah — Gerwinus und Frau hatten uns zu unserer großen Freude kurz vorher besucht — nahm ich Abschied von meinen Freunden in Rostock und Schwerin und siedelte im September 1856 mit Frau und vier Kindern — das jüngste, bis dahin der einzige Sohn, war erst zwei Monate alt — nach Erlangen über, wo uns die gastliche Aufnahme bei meinen Schwiegereltern im Tucher'schen Hause und Garten zu Nürnberg den Umzug in jeder Weise erleichterte.

Universität Erlangen.
Die historische Kommission in München. Reise
durch Schwaben und Schweiz.

1856—1859.

Die Stadt Erlangen macht von außen einen ärmlichen Eindruck. Man fährt auf der Eisenbahn an einer alten Stadtmauer vorüber und sieht dahinter nur unansehnliche Häuser und einige Kirchtürme. Freundlich dagegen ist die Umgebung. Nach Westen hin breiten sich Wiesen am Kanal und an der Regnitz aus, Ortschaften zeigen sich in der Nähe und Ferne. Nördlich erheben sich bewaldete Höhen — ein Gebirg würde man sie in Norddeutschland nennen, — Rathsbürg, Apfelsberg, Marloffstein gewähren einen weiten Ausblick bis nach Nürnberg und Bamberg. Im Osten ziehen sich in weiterer Ferne die Ausläufer der fränkischen Schweiz mit dem langen Rücken des Heflas und dem Rothenberg hin. Das ebene Land im Süden ist durch den Nürnberger Wald begrenzt. Die Stadt ist von geraden nach den vier Himmelsgegenden gerichteten Straßen durchschnitten. Es unterscheiden sich Alt- und Neustadt, letztere von Markgraf Christian Ernst 1686 für die französischen Flüchtlinge erbaut. Das Schloß und andere markgräfliche Gebäude waren für die Zwecke der Universität ein-

gerichtet. Im Schloßgebäude befanden sich die Aula, die Bibliothek und naturwissenschaftliche Sammlungen. Die ehemalige Konfordinenkirche war für Hörsäle umgebaut. Auch der Schloßgarten mit seinen prächtigen Baumalleen ist dem genannten Markgrafen zu verdanken. Auf dem Marktplatz sieht man das Standbild des Markgrafen Friedrich, des Stifters der Universität. Es wurde im Jahre 1843 durch König Ludwig I bei Gelegenheit des hundertjährigen Stiftungsfestes der Universität errichtet. So stellten sich uns Stadt und Universität dar, als wir dort im Herbst 1856 unsere neue Heimat fanden. Wir mieteten uns in einem Eckhause der Friedrichstraße ein, das der berühmte Philosoph Schelling, als er 1820 bis 1827 in Erlangen verweilte, bewohnt hatte, worin wir blieben, bis wir 1861 ein neues, selbst gebautes Haus bei dem botanischen Garten bezogen.

Aufs herzlichste wurden wir von unseren alten Freunden von Kofstok her, Hofmann und Delitzsch, empfangen und in den Kreis der Kollegen eingeführt. Die Universität stand in voller Blüte, sie zählte Sterne erster Größe zu ihren Lehrern. Das Übergewicht war bei den Theologen. Außer Hofmann und Delitzsch übten Thomasius für Dogmatik, Harnack für praktische Theologie die größte Anziehungskraft aus; H. Schmid vertrat das Fach der Kirchengeschichte. In der juristischen Fakultät lehrten v. Scheurl und Brinz das römische, Gengler das deutsche Recht, Schelling, ein Sohn des Philosophen, Civilprozeß, Schmidlein, das Kriminalrecht. Im folgenden Jahr 1857 kamen Stinzing an Brinz' Stelle, der nach Prag abging, und Hegidi hinzu. Dittrich, ein berühmter Kliniker aus der Schule von Prag, war die Bierde der medizinischen Fakultät; Gerlach vertrat das Fach der Anatomie, Thiersch, ein Sohn des Philologen, das der Chirurgie. Der philosophischen Fakultät gehörten die ausgezeichneten klassischen Philologen Döder-

lein, zugleich Rektor des Gymnasiums, und Nägelsbach an. Karl von Raumer, Professor der Naturgeschichte und der Mineralogie vertrat zugleich das Fach der Pädagogik, über die er ein vorzügliches Werk geschrieben hat; sein Sohn Rudolf war rühmlich anerkannt als Professor der Deutschen Philologie. Spiegel galt als einer der ersten unter den Orientalisten. Matowiczka, aus Böhmen, früheres Mitglied der deutschen Nationalversammlung im linken Zentrum, war ein trefflicher Lehrer der Nationalökonomie. Der Mathematiker von Staudt und der Chemiker von Goruz-Besanez standen in großem Ansehen als Förderer ihrer Wissenschaften. Seyder und Fischer lehrten Philosophie, Böttiger Geschichte; ihn, der alt und abgängig war, zu ersetzen, war ich berufen. Es erfüllte mich mit Stolz, in den Kreis so hervorragender Männer aufgenommen zu sein, und ich fühlte mich angespornt, mich solcher Ehre würdig zu beweisen.

Ohne weiteres, da ich als gewesenes Mitglied eines anderen Universitäts-Senates keine Antrittsrede zu halten nötig hatte, wurde ich durch Hofmann, der im Herbst an Dittrichs Stelle das Prorektorat übernommen hatte, in den Erlanger Senat eingeführt und als einem gewesenen Rektor traute man mir so viel Geschäftskennntnis zu, daß ich schon im folgenden Jahre in den Verwaltungsausschuß gewählt wurde.

Ich las in meinem ersten Wintersemester Geschichte des Mittelalters, wobei ich mich einer zahlreichen Zuhörerschaft erfreute, die beständig blieb, bis schon vor Weihnachten die Zeit der Studentenkommerse und Fuchsenbrennen herankam. Da erschreckte mich das plötzliche Ausbleiben eines großen Teiles meiner Zuhörer, so daß ich an meinem Lehrerfolge fast verzweifelte. Doch tröstete mich die Versicherung meiner Kollegen, daß es so die Studentensitte sei und es nicht anders sein würde, auch wenn ich mit Engelszungen redete. Ich lernte

das Studentenwesen in Corps und Burschenschaften nach seinen Vorzügen und Schattenseiten kennen. Die Ordnung und Regel einer studentischen Verbindung gewöhnt ihre Genossen, die von der unfreiwilligen Zucht der Schule herkommen, an die freie, doch straffe Unterordnung der Einzelnen unter die Gemeinschaft und erzieht ihren sittlichen Charakter, indem sie die zur Eitelkeit und Selbstüberhebung geneigten auf das Ebenmaß der Gleichheit herunterdrückt und die schwachen und abhängigen Geister stärkt und heraushebt. Das fröhliche Zusammenleben der Verbindung im täglichen Verkehr, sowie bei Kommersien und Festen, öffentlichen Aufzügen und Ausflügen bewahrt vor engherziger und trüber Vereinsamung, der nicht selten die sogenannten Obskuranten verfallen sind, und begründet dauernde Freundschaften für das Leben, denen die Universitätsjahre als die schönsten in der Erinnerung bleiben. Doch wie viel kostbare Zeit wird bei Bier und Gesang vergeudet und dem ernstesten Studium abgebrochen, der Vorbereitung für den künftigen Beruf, worauf es doch vor allem ankommt, unwiederbringlich entzogen! Die sittliche Pflicht der Arbeit wird eine Zeitlang mehr oder weniger hintangesezt und selbst die der Wahrheit wird, wenn das Interesse der Verbindung, wie besonders bei Duellen, beteiligt ist, nicht selten verlegt. Glücklich, wer ohne Schaden an Leib und Seele sich hindurchschlägt und nur den Gewinn davonträgt!

Unschätzbar war für meine Frau und mich der freundschaftliche Verkehr mit trefflichen Kollegen und liebenswürdigen Frauen. Ein engerer Kreis von diesen, Hofmann, Thomasius, Harnack, Schmid, Döderlein, Nägelsbach, Matowiczka mit ihren Frauen, dazu der Fabrikbesitzer von Löwenich und Frau aus Bremen und Gymnasialprofessor Schäfer, ein Junggeselle, fanden sich allwöchentlich beim Kaffee im Prater, im Sommer

auf dem Rathsberge zusammen. Auch Leseabende wurden der Reihe nach umgehend gehalten. Die Bewirtung war nach Übereinkommen sehr einfach; die Wohnungen und häuslichen Einrichtungen erschienen uns, die wir von Norddeutschland herkamen, sehr bescheiden. Später hat sich der Unterschied völlig ausgeglichen.

Ein ehrenvolles Vertrauen bewies mir das Unterrichtsministerium, vermutlich weil ich früher ein preußischer Schulmann gewesen, indem es mich schon im zweiten Jahre meiner Anstellung in Bayern zum Prüfungskommissär bei den Gymnasien Erlangen, Schweinfurt und Hof ernannte, zu denen im folgenden Jahre noch Augsburg hinzukam. Und noch eine Mehrzahl von anderen Studienanstalten lernte ich in gleicher Eigenschaft späterhin kennen. Es war das und ist zumteil noch eine eigentümlich bayerische Einrichtung, wonach anstatt ständiger Schulräte, Universitätsprofessoren zu den Absolutarialprüfungen bei den Gymnasien abgeordnet werden, die dann zugleich über den Stand dieser Anstalten an die Kreisregierungen zu berichten haben. Es hat das seine Vorteile, aber noch mehr Schattenseiten. Ein Universitätsprofessor kann vielleicht besser über die Reife der zur Universität abgehenden Schüler urteilen, als ein ständiger Regierungskommissär, der der Universität fern steht, allein da sein Geschäft nur ein vorübergehendes ist und auch ein häufiger Wechsel unter den Prüfungskommissären stattfindet, fehlt ihm die zur Beurteilung einer Studienanstalt in Haupt und Gliedern nötige fortlaufende Einsicht. Dazu kommt die leicht begreifliche Eifersucht der Rektoren und Lehrer gegen das Eindringen eines Fremden in ihr Gebiet, sowie das Mißtrauen gegen dessen geheime Berichte. Meine Stellung fand ich als völliger Neuling besonders schwierig gegenüber hoch angesehenen und erfahrenen Schulmännern und Rektoren, wie Mezger in Augsburg, Heer-

wagen in Nürnberg und meinem Kollegen Döberlein, dessen vortreffliche Unterrichtsmethode und seltenes pädagogisches Talent ich nur zu bewundern hatte. Indessen erfreute ich mich fortdauernd des Vertrauens der Staatsregierung, das sie mir auch dadurch bekundete, daß sie mich oft zu den Prüfungen der Schulamtskandidaten im Fach der Geschichte nach München berief.

Eine neue wissenschaftliche Aufgabe wurde mir schon 1858 gestellt. Im Herbst dieses Jahres konstituierte sich auf Ranke's und Eybels Veranlassung unter dem Patronat des hochgesinnten Königs Max II von Bayern die historische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften in München.¹⁾ Dies geschah in einer Konferenz von eingeladenen Historikern, zu denen, außer den beiden genannten, Herz in Berlin, Stälin in Stuttgart, Häusser in Heidelberg, Drohsen in Sena, Wegele in Würzburg und ich in Erlangen gehörten. Hier wurde bereits eine Reihe der großen Unternehmungen beschlossen, die seitdem die historische Kommission beschäftigt haben: die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten, der deutschen Städtechroniken, der historischen Volkslieder, der Jahrbücher des deutschen Reiches, der allgemeinen deutschen Biographie, der Geschichte der Wissenschaft in Deutschland. Auf Antrag der Konferenz wurden sodann noch Cornelius, Löher und Föringer in München, Jakob Grimm in Berlin, Lappenberg in Hamburg, Weiß in Göttingen, Giesebrecht in Königsberg, Chmel in Wien vom Könige zu ordentlichen Mitgliedern der Kommission ernannt und diese mit reichlichen Mitteln dotiert.

Ich übernahm die Herausgabe der deutschen Städtechroniken

¹⁾ Vergleiche v. Eybels Denkschrift: Die historische Kommission 1858—1883.

aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und dem Anfang der Neuzeit, die als Supplement zu den von Herz geleiteten Monumenta Germaniae historica dienen sollten. Zu diesem Zweck bedurfte ich einer längeren Vorbereitung, um zuerst das handschriftliche und gedruckte Material in Bibliotheken und Archiven aufzusuchen. Natürlich konnte dies nicht auf einmal geschehen, sondern nur für die zunächst in Angriff zu nehmenden Chroniken. Über Folge und Methode der Bearbeitung verfaßte ich einen Plan, den ich in der Sitzung des folgenden Jahres der Kommission zur Kenntnis und Genehmigung vorlegte. Hiernach sollten die deutsch geschriebenen Chroniken, nur ausnahmsweise auch lateinische, nach landschaftlichen Gruppen, Franken, Schwaben u. s. w. zusammengefaßt und nicht bloß die Texte allein, wie dies gewöhnlich geschieht, abgedruckt werden, sondern auch in Einleitungen, Kommentaren und Beilagen alles das hinzugethan werden, was zum Verständnis, zur Erläuterung, Bestätigung oder Berichtigung dient, wozu eine umfängliche Forschung hauptsächlich in den städtischen Archiven erforderlich war. Nur durch eine Vereinigung von Kräften konnte dieser Plan ins Werk gesetzt werden. Es gelang mir gleich anfangs trefflich geschulte Mitarbeiter zu gewinnen, Dr. v. Kern (später Professor in Freiburg i. B.) für die historische und Dr. Leger (später Professor in Würzburg und München) für die sprachliche Bearbeitung. Der erste Band, der 1862 erschien, Chroniken der frankischen Städte Nürnberg Bd. 1, konnte als Muster für die folgenden gelten.

Unserem Gönner, König Max, war ich bereits bei seiner Anwesenheit in Nürnberg vorgestellt worden. Er bezeugte mir sein Wohlwollen und sprach von seinem Interesse für die Historie, seinem Willen, die freie Wissenschaft zu fördern, wobei er den Gegensatz zu den Ultramontanen stark betonte;

ich konnte nur mit wenigen Dankesworten erwidern. In München erfuhr die historische Kommission bei ihrem Zusammentritt, wie auch später, vielfache Beweise seiner Huld. Wir wurden zu ihm auf das Schloß in seine Wohnzimmer eingeladen, wo wir mit Gelehrten und Schöngelirtern aus München zusammentrafen und in ungezwungener Unterhaltung über Gegenstände der Wissenschaft und Kunst, an der auch der König mit vielseitigem Interesse teilnahm, bei Bier und Zigarren ein paar Stunden zubrachten, worauf wir mit einem Abendessen bewirtet wurden.¹⁾ Auch war uns das königliche Theater für eine Woche freigegeben.

In der ersten Hälfte des Jahres 1859 herrschte in Süddeutschland die größte politische Aufregung. Es war der Krieg Napoleons III. gegen Osterreich in Italien, der sie hervorrief. Man erwartete gleich anfangs von Preußen eine entschiedene Haltung zu Gunsten Osterreichs, man verstand nicht die dunklen Wege seiner neutralen Politik. Es sei, meinte man, der große Moment gekommen, daß mit Osterreich ganz Deutschland sich vereinige, um Napoleons Übermacht niederzumerfen. Schon wurde uns in Erlangen der Krieg gleichsam leibhaftig vor Augen gerückt. Osterreichische Truppen aus Böhmen kamen zwei Wochen hindurch täglich in acht Zügen auf der Eisenbahn vorüber, von dem Volk mit Jubel empfangen und mit Schwarzem und Bier erquidt. Es war das ganze Clam Gallas'sche Armeecorps, angeblich 40000 Mann, ein Gemisch von Nationen, Deutsche, Böhmen, Ungarn, prächtige Leute; sogar ein Bataillon Italiener wurde gegen ihre Landsleute zur Schlachtbank geführt. Eine wahre Kriegswut flammte bei uns auf, eine Flut Schmäihungen wurde auf

¹⁾ Vgl. die angehende Schilderung dieser Symposien von Paul Hense in der deutschen Rundschau 1899 Dez.

das säumige Preußen aufgehäuft; es schien, als ob Bayern allein loszuschlagen wollte. Dieser sinnlosen Begeisterung entsprach dann der ebenso thörichte Kleinmut, der die Gemüter nach den Niederlagen der Österreicher bei Magenta und Solferino ergriff. Nur der Haß gegen Preußen blieb sich gleich, wiewohl der Regent von Preußen sämtliche Armeecorps gegen den Rhein hin mobil gemacht hatte.

Die Friedenspräliminarien zu Villafranca hatten am 11. Juli dem Kriege ein Ende gemacht, mein Kommissorium bei den Gymnasien in Erlangen und Augsburg war abgethan, als ich in Begleitung meiner Frau die Reise nach Schwaben zur Auffuchung der handschriftlichen Chroniken antrat. Schon die angenehme Begleitung brachte es mit sich, daß ich mich nicht bloß auf die nüchternen Chroniken beschränkte; darum darf ich wohl auch noch von anderem berichten. In der Bundesfestung Ulm sahen wir die österreichischen, bayerischen und württembergischen Offiziere der Garnison in brüderlicher Eintracht im Gasthose und auf den Straßen herumschlendernd — es war Sonntag — beisammen. Im herrlichen Dom hörten wir eine halbe Predigt und den Kirchengesang mit Begleitung einer der mächtigsten Orgeln. Das Innere des Domes ist restauriert, ein prächtiges harmonisches Ganzes, an den äußeren Strebepfeilern wurde gearbeitet und war noch viel zu thun. Mit den Chroniken wurde ich in wenigen Stunden fertig, Professor Haßler legte sie mir in der Bibliothek vor. Wir fuhren weiter nach Göppingen; das herzogliche Schloß ist aus den Trümmern der nahe gelegenen staufischen Kaiserburg erbaut. Zum Hohenstaufen brachte uns ein Einspanner am frühen Morgen durch den frisch dufenden Wald hinauf, durch eine weite Aussicht wurden wir oben belohnt. In Eßlingen, wo wir mittags ankamen, sahen wir den zierlich durchbrochenen gothischen

Turm der Liebfrauenkirche mitten zwischen grünen Rebhügeln am Neckar. In einer halben Stunde erfuhr ich über die Chroniken der Stadt durch Conrector Pfaff das nötige.

In Canustatt empfing uns abends das mit Gaslicht prächtig erleuchtete Hotel Hermann, das wie ein Feenpalast am Eingang des Parks erschien. Am andern Morgen waren wir in zehn Minuten in Stuttgart, wo uns Stälin, der hochverdiente Geschichtschreiber Württembergs und mein Kollege von der historischen Kommission, mit Frau und Tochter freundschaftlich empfing und in den folgenden Tagen in der schönen Umgebung der schwäbischen Hauptstadt herumsführte. Auf der seiner Verwaltung unterstellten königlichen Bibliothek hatte er alles, was an Chroniken vorhanden, für mich zurecht gelegt. Die Vormittage brachte ich dort zu. Ich erkundigte mich nach meiner väterlichen Verwandtschaft und fand eine alte Frau Postkassier Görig mit ihrem Sohn, die meine unglückliche Tante Christiane gekannt hatte. Auch besuchte ich meine Cousine, früher Mariette Wiß, jetzt Frau Majorin Sid, die mir vor zwanzig Jahren gefährlich war,¹⁾ und fand sie noch hübsch, lebhaft und fürchterlich schwäbisch sprechend; über ihren Empfang wurde meine Frau beinahe eifersüchtig. Über Heilbronn, wo ich nichts zu suchen hatte, wir aber die Herberge des Götz von Berlichingen sahen, und Bruchsal gelangten wir nach dem Orte meiner schönsten Jugenderinnerungen, nach Heidelberg, das ich meiner Susanne zum erstenmal zeigen konnte. Es war ein zauberischer Abend bei vollem Mondenschein, als wir über die Neckarbrücke gingen und drüben am reizenden Wohnort meine lieben Freunde aus alter Zeit aufsuchten, Gerwinus und Viktorie und Webers. Drei Tage blieben wir in Heidelberg, ohne durch Chroniken gestört zu sein. In Gesellschaft von Wilhelm Beseler, dem früheren Statthalter

¹⁾ Vgl. S. 40.

von Schleswig-Holstein, der seit einem Jahre mit seiner Familie in großer Einschränkung in Heidelberg lebte, und Fußmaul, dem damals nach Erlangen berufenen Kliniker, bestiegen wir den Kaiserstuhl und hatten mit den Freunden ein letztes Zusammensein auf dem Speirer Hof, von wo wir zur Nachtzeit bei Regen über den Niesenstein nach der Stadt zurückkehrten.

Im stillen Karlsruhe, mit seinen langweiligen geraden Straßen brachte ich nur zwei Stunden in Bibliothek und Archiv zu. Wir fuhren weiter nach dem im modernsten Luxus strahlenden Baden; mit wahren Grauen wurde meine Susanne, das Nürnberger Kind, erfaßt bei dem Anblick der Eleganz und Üppigkeit der Pariser Halbwelt. Wir erfrischten uns in der folgenden Frühe durch einen entzückenden Spaziergang im Walde nach der Ruine des alten markgräflichen Schlosses, wo wir das weit ausgedehnte Rheinthal überschauten. Wenige Stunden darauf bewunderten wir das herrliche Münster von Freiburg und bestiegen den Schloßberg. Ich sah zum erstenmal die ehrwürdige und schön gelegene Stadt Basel und lernte dort die klassischen Philologen Gerlach und W. Vischer und den Chemiker Schönbein, den Erfinder der Schießbaumwolle, kennen. Die Chronikhandschriften, die ich nur flüchtig einsah, sind nachmals von den Baslern W. Vischer, Bernoulli u. a. in fünf Bänden herausgegeben worden. Die erst vor kurzem eröffnete Bahn zwischen Waldshut und Brugg führte uns nach Zürich, wo ich meinen Schulkameraden, den Historiker Adolf Schmidt besuchte. Von der diplomatischen Konferenz, die den Züricher Frieden beschloß, sahen wir nichts als einen österreichischen Tafelauffatz, der an uns vorübergetragen wurde. Von da nach Romanshorn und über den Bodensee nach Rorschach, wo wir uns ausruhten und noch eine müßige Zeit mit Spaziergängen, Baden im See, Fahrten

auf Dampfschiff und Eisenbahn ausfüllen. Rorschach ist dazu der günstigst gelegene Platz.

Ich breche hier die Erzählung meiner Lebensgeschichte ab, deren Fortsetzung allzuviel des Persönlichen, was bloß mich und meine Familie angeht, zu berichten hätte und bei verschiedenartigen Berührungen mit noch Lebenden bis in die Gegenwart hineinreichen würde, indem ich mich darauf beschränke, nur noch einige weitere Erinnerungen aus der Folgezeit hinzuzufügen.

Erinnerungen aus späterer Zeit.

Universitätsfeiern 1859/60.

Im Jahre 1859 wurde am 10. November der hundertjährige Geburtstag Schillers in ganz Deutschland nicht bloß, überall in der Welt, wo die deutsche Zunge spricht, gefeiert. Erlangen blieb nicht zurück. Döderlein hielt in der Aula der Universität eine begeisterte Festrede. Er hatte als Knabe im Hause seines Vaters, des Theologen Döderlein in Jena, Schiller persönlich gekannt und seine Freundlichkeit erfahren. „Es ist ein erhebendes Bewußtsein,“ sagte er im Eingang seiner Rede, „daß an diesem Tage Millionen deutscher Brüder um Einen Mann, um Ein Bild, um Einen verklärten Geist wie um Eine Fahne sich versammeln, zum Zeugnis, daß doch nicht alle und jede Einheit mangelt — — kein Nord- und Süddeutschland, kein Luthertum und Papsttum, kein Fortschritts- und Erhaltungsstreit, kein Mißton laut genug, um die Harmonie zu stören.“ Am Abend desselben Tages hielt Professor Heyder eine andere Festrede vor einer größeren Versammlung der Einwohner der Stadt in Verbindung mit einer musikalischen Aufführung, und am folgenden Abend war allgemeiner Studentenkommerz, an dem auch wir Professoren teilnahmen und unsere Frauen auf der Galerie des Redoutensaales herunterschauten und sich an der frischen Jugend und ihren kräftigen Liedern erfreuten.

Eine andere Jubiläumsfeier, die besonders unsere Universität anging, fand am 2. Juli 1860 statt, die der fünfzig-

jährigen Einverleibung des Fürstentums Bayreuth in das Königreich Bayern. Die Majestäten selbst, König Max und Königin Marie, eine geborene preußische Prinzessin, beehrten uns durch ihre Anwesenheit und Döderlein hielt abermals die Festrede, die wegen ihres gediegenen Inhalts, ihrer Freimütigkeit und musterhaften Form viel bewundert wurde. Er schilderte zuerst die Regierung der preußischen Könige Friedrich Wilhelm II und III als Nachfolger der hohenzollernschen Markgrafen 1792—1806, „die das Land wie eine Perle ihres Reiches behandelten“ — „die fränkischen Fürstentümer werden jederzeit mit Stolz und Dank sich erinnern, einst Preußen angehört zu haben“, und berührte dann die Zeit der französischen Fremdherrschaft 1806 bis 1810. „Doch eine goldene Zeit des Glücks und Wohlstandes folgte unter den Königen von Bayern, Max I, Ludwig I und Max II.“ Unter ihren Wohlthaten betonte der Redner zum Schluß besonders die Lehr- und Glaubensfreiheit, deren sich die protestantische Hochschule erfreue. Während der Festmahlzeit in der Aula hielten die Studierenden ihren Kommerz auf dem Platze vor dem Schloß und ließen ihre Lieder erschallen, wofür ihnen die Majestäten vom Fenster herunter zutranken.

Die historische Kommission in Oberammergau 1860.

Die historische Kommission in München, die regelmäßig Ende September zusammentrat, pflegte die Sonntagspause ihrer Sitzungen zu einem Ausfluge in das nahe Gebirg zu benutzen. Im Jahre 1860 wurde ein solcher nach Oberammergau unternommen, wo es sich gerade traf, daß das alle zehn Jahre wiederholte Festspiel in diesem Jahre zum letztenmal, am Sonntag den 30. September aufgeführt wurde. Ranke, Herz, Waiz, Stälin, Lappenberg, Wegele und ich

waren die Teilnehmer. Wir fuhren auf dem Dampfschiffe über den Starnberger See bis nach Seeshaupt und zogen teils zu Fuß, teils auf Stellwagen über Murnau nach Oberau am Fuß des Berges von Ettal. Es war schon spät abends, als wir dort ankamen und uns trennten, indem ein Teil in Oberau über Nacht zurückblieb, ein anderer, weniger ermüdet, nach Oberammergau fortwanderte. Ranke, Waiz und ich brachten zusammen in einem großen Zimmer des Wirtshauses von Oberau die Nacht zu, während es unten bei Gesang und Tanz lebhaft genug herging. Am andern frühen Morgen machten wir uns, unsere Reisebündel zurücklassend, auf den Weg über den Ettaler Berg in das Ammergauer Thal. Es wehte ein frischer Morgenwind bei aufgehender Sonne, die die Bergespitzen beleuchtete. Unsere Gefährten hatten bei dem Ortspfarrer gut übernachtet; mit ihnen zusammen begaben wir uns zum Festplatz, wo das Theater unter freiem Himmel aufgerichtet war. Wir fanden es dicht gedrängt von Zuschauern, meist Landvolk, vor der offenen Bühne. Das Festspiel, das 7 Uhr morgens begann und bis 3½ nachmittags dauerte, wurde von Bildschnitzern und Frauen des Ortes aufgeführt. Münchener Künstler hatten es angeordnet und die feststehenden Coulissen der Bühne hergestellt. Nach Art der mittelalterlichen Mysterien, aber in moderner Auffassung, stellte das Drama die Geschichte des Evangeliums dar, die in einer Reihe von Szenen durch Bilder und Handlungen vorgeführt wurde. Bei jedem Auftritte ging ein figurenreiches lebendes Bild aus dem Alten Testamente als Weissagung, der folgenden Handlung entsprechend, voran. Man erlebte zuletzt die leidenschaftige Kreuzigung mit allen rührenden Umständen und Worten des Herrn und darauf seine Verklärung nach der Auferstehung. Vom künstlerischen Standpunkte angesehen, war am meisten die Person Christi in Gestalt und Haltung zu loben,

während die eintönigen Gesänge und steifen Gesticulationen der Frauen in den Chören nur wenig gefallen konnten.

Wir traten den Rückweg zu Fuß vor Anbruch des Abends an. Kaum hatten wir das Dorf verlassen, als hinter uns König Max gefahren kam. Er erkannte uns und ließ halten, schickte seinen Adjutanten, um Ranke aufzufordern, in seinen Wagen einzusteigen. Ranke entschuldigte sich wegen seines Reisekostüms und bat nur, sein in Oberau zurückgelassenes Reisebündel abholen zu dürfen. So geschah es, und nicht wenig verwunderte sich die Wirtin, den unansehnlichen Mann, den sie bei sich beherbergt hatte, jetzt im königlichen Wagen zu sehen. Ranke blieb zurück, um dem Könige die Unterhaltung zu machen, fuhr aber in der Nacht auf dem Postwagen — er hatte auf einen königlichen gerechnet — nach München, um am andern Vormittage in der Sitzung zu sein. Wahrhaft bewundernswürdig erschien mir seine geistige Elastizität und Frische, womit er in dieser Sitzung die Verhandlungen leitete, ohne daß man ihm nur die geringste Ermüdung von den vorausgegangenen Anstrengungen anmerkte. Ranke kannte nicht, was gewöhnliche Sterbliche Nerven heißen.

Schleswig-Holstein-Verein in Erlangen 1864.

Hoch gingen die politischen Wogen wieder wie 1859 zu Anfang des Jahres 1864.

Der Krieg gegen Dänemark hatte begonnen. Preussische, österreichische und deutsche Bundesstruppen von Sachsen und Hannover waren im Dezember 1863 in Holstein eingerückt. Die Veranlassung hatte König Christian IX. von Dänemark gegeben durch seine Proklamation, worin er dem Andrängen des dänischen Volkes nachgebend, dem Londoner Protokoll der Großmächte von 1852 entgegen, die Einverleibung des Herzog-

tums Schleswig in den Staat Dänemark erklärte. Osterreich und Preußen führten den Krieg nicht als deutsche Bundesstaaten, sondern als Großmächte, indem sie sich an den Vertrag des Londoner Protokolls für gebunden erachteten, wodurch Christian IX als Thronfolger nach Friedrichs VII Tode, mit Übergehung der herzoglichen Linie von Augustenburg, anerkannt war. Es war daher zur Zeit noch nicht ihre Absicht, den Erbprinzen-Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig und Holstein anzuerkennen. Dagegen forderte die öffentliche Meinung in Deutschland, mit der die Politik der deutschen Mittelstaaten, vornehmlich des Königs Max von Bayern und seines leitenden Ministers von der Pfordten übereinstimmte, die Losreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark und die unverzügliche Einsetzung des Prinzen Friedrich von Augustenburg durch Bundesexekution. In demselben Sinne faßten die deutschen Kammern ihre Beschlüsse und ließen sich die Redner in den Volksversammlungen mit ungestümem Patriotismus vernehmen. Unser Erlangen blieb am wenigsten zurück. Ein Schleswig-Holstein-Verein hielt allwöchentlich Sitzungen, in denen mit vielem Unverstand gegen Preußen und Bismarck gedonnert und geschmäht wurde nach Herzenslust. Eine Landesversammlung wurde nach Erlangen zusammenberufen. Die Rednerbühne war über dem Schloßthore auf der Gartenseite aufgerichtet, als Hauptredner thaten sich die Abgeordneten des Landtags Marquardsen, Krämer, Barth, Bplk hervor.

Mitten in der allgemeinen Spannung starb unerwartet der gute König Max am 10. März 1864, ein freundlicher und gütiger volkstümlicher Fürst. Das Wort: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke“ bezeichnete die Richtung seiner inneren Politik, die ihm eine außerordentliche Popularität verschaffte. Seine deutsche Politik war von dem Gedanken

beherrscht, im Verein mit den anderen Mittelstaaten ein drittes Deutschland aufzurichten, um vermittelnd zwischen den Großmächten Österreich und Preußen einzutreten und das Gleichgewicht zwischen beiden zu erhalten; aber keine von beiden war gesonnen, sich eine solche Mittelmacht gefallen zu lassen.

Krieg von 1866.

Im Frühjahr 1866 drohte der Ausbruch des deutschen Krieges. Scharfe Noten wurden zwischen beiden Großmächten gewechselt, Österreich zog eine Truppenmacht in Böhmen zusammen. Dennoch glaubte man nicht an den Krieg. Zu Ostern reiste ich nach Berlin. Auf dem Wege begegneten mir bei Wittenberg preussische Truppenzüge und ich sah mit Verwunderung, daß man anfing eine Baumallee vor dem Thore der Stadt umzuhauen, um das Glacis frei zu machen. Ein preussischer Offizier saß mit mir in demselben Coupé, ich sprach mit ihm von dem kriegsgeübten österreichischen Heere und seinem berühmten Feldherrn Benedek; er erwiderte ruhig: „auch wir werden uns gut schlagen“.

Auf Max II war Ludwig II in Bayern gefolgt, ein junger König von achtzehn Jahren. Bisher von den Staatsgeschäften gänzlich ferngehalten, überraschte er doch gleich anfangs durch königlichen Anstand, verbunden mit hinreißender Liebenswürdigkeit, auch rühmte man seinen natürlichen Verstand sowie seine rasche Auffassungsgabe. Für den wohlgewachsenen Süngling mit den schönen Augen schwärmte die Frauenwelt. Die Leitung der bayerischen Politik war nach wie vor in Händen des Ministers von der Pfordten, doch die von ihm vertretene Mittelstellung zwischen den beiden Großmächten war jetzt nicht länger zu behaupten. Weit mehr als Österreich wurde Preußen von den Mittelstaaten gefürchtet; im Anschluß an Österreich

glaubten sie Übermacht und Rettung zu finden. Die Entscheidung fiel im Bundestag am 14. Juni. Der Krieg gegen Preußen wurde durch die Mehrheit der Staaten und Stimmen erklärt. Es erschien als ein ungeheures Wagnis des Königs Wilhelm, ihn zugleich gegen Osterreich und die Mittelstaaten aufzunehmen. Man sah bei uns dem sicheren Untergang Preußens entgegen, gegen das eine maßlose Erbitterung herrschte. Doch die glorreichen Siege der preußischen Heere auf den böhmischen Schlachtfeldern übertrafen jede Erwartung. Man fing bei uns an, sich auf die eigene Lage und deren unzureichende Kräfte zu besinnen. Das Oberkommando des Prinzen Karl und seines Generalstabes hatte sich als völlig unfähig und die Armee als untauglich bewiesen. Zwar versicherten unsere Zeitungen, die Bayern hätten bei Rißingen (10. Juli) wie Löwen gefochten und jeder Bayer sei ein Held, allein die Armee war über den Main zurückgeworfen und General Vogel von Falckenstein setzte seinen Siegeslauf nach Frankfurt fort. Unter diesen Umständen wurde meine persönliche Stellung in Erlangen sehr mißlich. Ich gehörte zu denen, die als Preußenfreunde galten und die man mit Vertreibung aus dem Lande bedrohte, denn ich hatte bei Gelegenheit der Schleswig-Holsteinischen Bewegung allerdings meine politische Ansicht in Privatkreisen dahin geäußert, daß die Kraft und die Hoffnung Deutschlands allein auf Preußen beruhe. Ich mußte einer Preußenheße gewärtig sein und konnte auf Schutz der Stadtbehörde nur wenig rechnen, da der Bürgermeister Papellier, ein junger leidenschaftlicher und unbesonnener Mann, durch seine aufreizenden Reden gegen die preußenfreundlichen Professoren nicht am wenigsten dazu beigetragen hatte, die Gemüter zu erhitzen. So mußte ich froh sein, nur mit hubenhaftem Fenstereinwerfen in der Nacht davon zu kommen. Doch noch eine andere Auszeichnung erfuhr ich

in diesen Tagen. Bei der Prorektoratswahl für das folgende Jahr wurde ich übergangen, weil meine Wahl als eine politische Demonstration gegen die bayerische Regierung hätte aufgefaßt werden können. Bezeichnend war daher das Motto eines Wahlzettels für Rudolf von Raumer: „Weil Du bist blauweiß angelassen, hat Dich die Wahl getroffen“.

Wir hatten bald Gelegenheit unseren Feind in der Nähe kennen zu lernen. Der Großherzog von Mecklenburg, mein früherer Landesherr, führte das zweite Reservecorps nach Franken und errichtete sein Hauptquartier in Nürnberg (31. Juli). Die Stadt Erlangen wurde durch das Hereinsprengen von wenigen mecklenburgischen Dragonern überrascht. Der führende Offizier stieg am Rathause ab, wo ihm unser hiesiger Bürgermeister Papellier entgegentrat und eine komische Scene herbeiführte. Nur der Gewalt werde er weichen, rief er pathetisch aus; darauf legte der Offizier seinen Säbel auf den Tisch des Saales und die Kapitulation der Stadt war vollzogen. Ganz zur rechten Zeit war der Feind erschienen, um unser Hab und Gut sicher zu stellen, denn wir waren der Plünderung durch unseren einheimischen Pöbel gewärtig. Wir bekamen Einquartierung von preussischen Landwehrleuten, mecklenburgischen Jägern und Anhaltinern; es waren anständige Leute und außß beste verstanden sich mit ihnen unsere Bürger; man sah ihre Kinder von preussischen Landwehrleuten an den Händen geführt. Der Großherzog kam von Nürnberg herüber, um seine Truppen zu besichtigen; das Bataillon Mecklenburger war in einer Allee des Schloßgartens aufgestellt. Ich eilte mich meinem früheren gütigen Landesherrn vorzustellen, und traf ihn im Krankenhaus; er begrüßte mich außß freundlichste. Der Prorektor Gerlach und ich führten ihn in den Universitätsanstalten herum, für die er sich von Krostod her lebhaft interessierte. In der Bibliothek erschienen

auch Hofmann und Delitzsch, die früheren Klostoker Professoren, nach denen er sich erkundigt hatte. Leider konnten wir ihm die in der Bibliothek befindliche wertvolle Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen nicht vorzeigen, weil sie aus Vorsorge im Keller des Schlosses versteckt war!

Der Krieg von 1866 in Deutschland war ein Bruderkrieg, aber ein Segen für unser Vaterland. Die süddeutschen Staaten wurden in ihren Friedensschlüssen mit Preußen geschont und durch geheime Schutzbündnisse ihm verpflichtet. Der Haß war geschwunden, die nationale Einigung angebahnt; gegen den Erbfeind Frankreich sollte sie sich bewähren.

In Straßburg 1866.

Noch in demselben Jahre lernte ich Frankreich in der Nähe kennen. Ich reiste im September nach Straßburg, um die dort vorhandenen Chroniken in Angriff zu nehmen. Ich fand die freundlichste Aufnahme bei den elsässisch deutschen Professoren, namentlich den Theologen Neuf, Cuniz, Baum. Rudolf Neuf, der Sohn, der in Göttingen bei Waiz Geschichte studiert hatte, war mir durch Abschreiben einer Handschrift behülflich. In meiner Wohnung Rue des bateliers — deutsch Fischerstaden, die Straßennamen waren alle französisch — hatte ich das prachtvolle Münster mir gegenüber. In der Bibliothek fand ich die Originalhandschriften der Chronik des Jakob Zwinger von Rönigshofen in lateinischer und deutscher Bearbeitung und im Stadtarchiv eine Fülle ungedruckten Materials, das mir Archivar Bruder auf das bereitwilligste zugänglich machte.

In der Stadt überwog das französische Wesen. Die Umgangssprache war neben dem elsässischen Dialekt französisch.

Ich bekam einen Begriff von der Centralisation der französischen Verwaltung, die die Ertötung des selbständigen Lebens in den Provinzen zur Folge hatte. Man fühlte den Druck dieses geistlosen Mechanismus und war machtlos dagegen. Die Beurteilung unserer deutschen Verhältnisse, der ich allgemein begegnete, war die, daß Deutschland unter der preussischen Hegemonie dem gleichen Schicksal einer Militärdespotie entgegen sehe, wie Frankreich sie schon hatte.

Ich machte einen Ausflug nach den Vogesen. In zweistündiger Eisenbahnfahrt war Obernai (deutsch Oberehnheim) am Fuße des Gebirges erreicht. Von dort aus bestieg ich den Odilienberg, auf dessen Höhe sich das erneute Kloster der h. Ottilie befindet. Das Gebirg ist waldbewachsen, mit einem Gürtel von Rebhügeln umgeben, deren hervorragende Höhen mit Ruinen alter Ritterburgen geziert sind. Man übersieht das schöne Elsaß bis hinüber nach dem Schwarzwald, ein fruchtbares, mit vielen Ortschaften besetztes Land, durch das der Rhein und die Ill sich in glänzenden Silberstreifen hindurchwinden.

König Ludwig II.

Im Dezember dieses Jahres 1866 besuchte König Ludwig II. zum ersten Male seine Stadt Nürnberg. Unsere Universität sandte zu seiner Begrüßung die große Deputation von Prorektor und vier Dekanen; ich war dabei als Dekan der philosophischen Fakultät. Wir wurden auf der Burg empfangen, als die letzten in der Reihe, kurz vor der Tafel. Der König richtete an uns die gewöhnlichen Fragen in etwas fahrigter Weise, sprach viel und hörte wenig. Wir wurden zur Tafel geladen, die in dem stattlichen Burgsaal mit etwa hundert Bedecken stattfand. In der Mitte saß der König durch Blumen-

sträuße verdeckt, so daß man ihn beim Essen nicht sehen konnte, neben ihm Staatsrat Neumaier, zur Zeit sein Mentor, denn von der Pfordten war mißliebig geworden und sah sich genötigt abzudanken. Es wurde kein Hoch ausgebracht weder auf den König noch auf die Stadt. Nachdem wir aufgestanden waren und uns im Halbkreis die Ansprache des Königs erwartend aufgestellt hatten, unterhielt sich die Majestät allein eine Viertelstunde lang mit dem Stadtpfarrer Port bei St. Lorenz und ging dann, sich in die Brust werfend und Kopfnickend nach beiden Seiten, mit großen Schritten aus dem Saale, was sich ganz theatralisch ausnahm.

In Straßburg und Paris 1867.

Im Frühjahr 1867 war ich wieder in Straßburg, um meine Studien in Chroniken und Urkundenmaterial fortzusetzen. Von den Straßburger Professoren Reuß und Cuniz schon wie ein alter Freund aufgenommen, war es mir lieb zu derselben Zeit mit meinen guten Bekannten von Erlangen her, Professor Weizsäcker und Bibliothekar Kerler zusammenzutreffen, die die deutschen Reichstagsakten bearbeiteten; wir waren fast immer beisammen und machten einen gemeinsamen Ausflug nach der Hoch-Königsburg in den Vogesen.

Schon damals sah man in Straßburg dem Kriege mit Preußen entgegen und bildete sich ein, daß in Deutschland eine leidenschaftliche Aufregung gegen Frankreich herrsche und das Elsaß bedroht sei. Ich gestehe, daß je mehr ich das elsässische Volk in der Nähe als ein in Sitten und Sprachen entartetes und alle üblen Seiten eines Grenz- und Mischvolkes zeigendes kennen lernte, mir dessen Wiedererwerb für Deutschland nur ein zweifelhafter Gewinn schien. Schon war es im Werke, wie man mir sagte, die deutsche Sprache auch

auf dem Lande von Kanzel und Schule zu verbannen „Wenn die Preußen kommen wollen,“ äußerte einer der wenigen deutsch Gesinnten, „so ist es die höchste Zeit, bevor Elßaß ganz verwälßt ist.“ Zwar waren in Straßburg kriegerische Vorbereitungen kaum sichtbar, auf den Wällen sah man wenige Geschütze aufgestellt, nur die Citadelle war reichlich mit Truppen und Munition versehen und Mexikaner (aus Mexiko zurückgekommene Truppen) wurden erwartet. Doch war es wie ein böses Gewissen, daß die Franzosen uns Deutsche mit lächerlichem Argwohn ansehen ließ. Ich selbst geriet bei dem Buchdrucker Heinz in den Verdacht eines Spions, weil ich mich nach Stadtplänen von Straßburg erkundigte, und Weizsäcker wurde wegen ungeschorenen Bartes und Schlapphutes vor die Polizei citiert, um sich über Herkunft und Aufenthaltgrund auszuweisen.

Meine Arbeiten führten mich im Herbst dieses Jahres nach Paris, wo ich die Originalhandschrift der Straßburger Chronik von Frische Clofener vergleichen wollte. Es war gerade die Zeit der Weltausstellung, die einen Strom von Fremden anzog. Mehr als das kaiserliche und industrielle Frankreich der Gegenwart interessierten mich in Paris die historischen Schauplätze der Revolution sowie die Kunstschätze im Louvre; ich sah die kaiserlichen Paläste der Tuilerien und von St. Cloud noch unverfehrt und die französische Ruhmredigkeit in der Galerie von Versailles, wo wenige Jahre darauf das deutsche Kaisertum verkündigt werden sollte. Sehr angenehm war mir die Begegnung mit Waiz in der Bibliothek, mit dem ich dann meist zusammen war und die Pariser Theater besuchte. Nach vierzehntägigem Aufenthalt lehrte ich über Straßburg ohne Verweilen nach Erlangen zurück. Erst im Herbst 1868 bei einem dritten Besuch in Straßburg schloß ich meine Studien dort ab, nachdem ich noch Dr. Veyer zu-

gezogen hatte, um die unzuverlässigen Abschriften des der alten Sprache und Schrift unkundigen Dr. A. Reuß zu kollationieren.

Das Bonner Jubiläum 1868.

Vorher, Anfang August, war ich von unserer Universität zu der 50 jährigen Jubiläumsfeier der Universität Bonn deputiert. Auf der Reise dorthin traf ich in Bingen mit Bursian von Zürich, Römer von Tübingen und Funke aus Freiburg zusammen. In angeregter und heiterer Gesellschaft bestiegen wir an einem sonnigen Morgen den Niederrwald und genossen auf dem Wege durch den schattigen Wald die schönen Aussichtspunkte über den Rhein. In Bonn erwartete mich und meine Frau Freund Megidi, der jetzt vermählt mit einer lebenswürdigen und gescheiten Frau, geboren von Sanden aus Ostpreußen, uns zu sich zu Gast eingeladen hatte. Von ihrer Wohnung am Münster aus konnte man das bunte Treiben und Wogen auf dem Platze übersehen. Am Abend kamen die Deputierten in der Wohnung des Rektors der Universität v. Sybel zusammen, um die Sprecher bei der Begrüßung zu wählen. Ich traf alte Bekannte, den Anatomen Henle aus Göttingen, den Historiker Köppl aus Breslau, mit dem ich in Erfurt zusammen gewesen, den Kostoder Freund Karsten, den früheren Kostoder Thering, jetzt in Gießen und auf dem Sprunge nach Wien überzusiedeln. Als Sprecher der Universitäten wurde der Jurist Windscheid aus München, ein Rheinländer, gewählt. Vortrefflich entledigte er sich seiner nicht leichten Aufgabe, als am ersten Festtage die lange Folge der Begrüßungen, die der Minister v. Mühler eröffnete, stattfand. Am folgenden

Hauptfesttage — es war der 3. August, der Geburtstag des Stifters der Universität Friedrich Wilhelm III. — bewegte sich der Zug der Universitätsdeputierten von E. Moritz Arnolds Villa aus längs der Coblenzer Straße an dem Universitätsgebäude vorüber, von dessen Fenstern aus König Wilhelm, Königin Augusta und Kronprinz Friedrich uns begrüßten, durch die Hauptstraße der Stadt nach der evangelischen Kapelle. Dort hielt v. Sybel, in Gegenwart der Majestäten, die Festrede über die Gründung der Universität Bonn im Jahre 1818. Hierauf folgte die Haupt- und Staatsaktion des Festessens in Poppelsdorf. Der Lichthof des Schlosses war in einen prächtig geschmückten Saal umgewandelt. An der Haupttafel befanden sich der Kronprinz mit seinem militärischen Gefolge, der Minister v. Mühlner, Beseler, der Kurator, v. Sybel der Rektor mit dem akademischen Senat, der Erzbischof von Köln und andere Standespersonen. Außerdem war an acht anderen Tafeln für 400 Personen gedeckt. Professor Kraft brachte den Toast auf den Kronprinzen aus, worauf dieser in männlich schöner Haltung mit einer ungekünstelten Rede erwiderte, die mit gutem Ausdruck vorgetragen eine vortreffliche Wirkung machte. Allgemeine Heiterkeit erregte der von ihm veranstaltete Scherz, als plötzlich die Musik auf der Galerie das bekannte Trinklied v. Mühlners: „Gerad aus dem Wirtshaus komm ich heraus, Straße, wie siehst du mir wunderbar aus,“ anstimmte. Und noch einen besonderen Scherz machte sich mein Tischnachbar Köpell, indem er mit vollem Glase in der Hand auf den Minister, seinen alten Bekannten von Breslau her, zuzuging, um verständnisvoll mit ihm anzustoßen, was dieser nur ganz steif ohne eine Miene zu verziehen aufnahm. Überhaupt befand sich dieser Minister während der ganzen Jubiläumsfeier in einer peinlichen Lage, da man ihm bei jeder Gelegenheit die auffälligsten Beweise seiner Unbeliebtheit gab.

indem man ihm und seiner einflußreichen Gemahlin Adelheid auswich, wo man konnte, so daß meist nur der Kurator sich pflichtmäßig mit ihm abgab.

Nach der Tafel wünschte der Kronprinz die auswärtigen Deputierten zu sehen. Die Vorstellung erfolgte beim Kaffee auf der Gartenterrasse, wo der Kronprinz eine kurze Militärpfeife rauchend, sich in ungezwungener Konversation, die er in anregender Weise zu führen und durch eigene Mitteilungen zu beleben verstand, mit den Einzelnen unterhielt. Mit mir sprach er von meinem Bruder und dessen Frau, einer Tochter des Ministers von Flottwell, der ihm nahe gestanden war (gest. Mai 1865). Auch bei dem tumultuarischen Studentenkommerz am Abend fand er sich ein und verweilte eine Zeit lang dabei, trotz furchtbarem Gedränge, greulichem Lärm und Tabakqualm. Der vorteilhafte Eindruck, den seine persönliche Erscheinung und seine Haltung hervorgebracht hatte, fand sich immer wieder bestätigt.

Am dritten Tage fand die akademische Schlußfeier statt. Der professor eloquentias Heimsoeth hielt die einleitende lateinische Rede, worauf die Ehrenpromotionen von den Dekanen verkündigt wurden; im Namen der katholisch-theologischen Fakultät erklärte jedoch deren Dekan Professor Dieringer, daß sie sich aus bekannten Gründen jeder Promotion enthalte. Auf Befragen nach diesen Gründen wurde mir von demselben geistlichen Herrn der Bescheid, daß die katholische Fakultät nur mit Genehmigung des Papstes Doktoren der Theologie creieren könne, die Einholung dieser aber von dem preussischen Staatsministerium verweigert worden sei.

Zum Abschluß des ganzen Jubiläumsfestes war für den Nachmittag und Abend eine großartige Rheinfahrt veranstaltet. Die Gäste und die geladenen Einheimischen mit Frauen und Töchtern wurden auf zwei festlich geschmückten Dampfschiffen,

denen sich noch zwei andere mit freiwilligen Teilnehmern angeschlossen, rheinaufwärts am Siebengebirge vorüber bis Remagen und von da nach Rolandseck befördert, wo uns ein Abendessen mit kalter Küche, das auf der obersten Terrasse des schön gelegenen Gasthofes hergerichtet war, erwartete. Unvergleichlich schön war die Rückfahrt am Abend. Alle Ortschaften und Landhäuser strahlten in glänzender Beleuchtung, auf den Gipfeln des Siebengebirgs loderten Feuer. Die Ruine des Drachensfels hob sich in rötlich bengalischem Lichte von dem dunklen Hintergrunde ab, die Steinbrüche der Wolfenburg erglühten wie Vulkane aus der Tiefe, Böllerschüsse ertönten zur Bewillkommnung von allen Seiten: das Entzücken der Zuschauer wurde bis zum jubelnden Empfang in der lichtstrahlenden guten Stadt Bonn immer mehr gesteigert.

So endigte dieses glänzende und erhebende Fest zu Ehren der preussischen und deutschen Hochschule am Rhein.

Mein Prorektorat und der Krieg von 1870.

Unter der Nachricht vom Ausbruch des Krieges wurde ich am 16. Juli 1870 zum Prorektor unserer Universität gewählt. Wenige Tage darauf gaben wir dem hiesigen Jägerbataillon ein Abschiedsfest unter den schattigen Bäumen des Holzbergerkellers. Auch ein Teil unserer Studierenden zog mit in den Krieg. Ihre Zahl verminderte sich von dem durchschnittlichen Stand von rund 350, auf den er schon seit einigen Jahren gesunken war, im Wintersemester 1870/71 auf 250.

Beim Antritt des Prorektorates am 4. November hielt ich eine Rede: „Über die deutsche Sache und die deutschen Hochschulen,“ „worin ich ausführte, wie letztere von jeher die geistigen Gesamtinteressen unserer Nation gegenüber engherzigem

Landespatritiösmus vertreten haben, und am Schluß die Erwartung aussprach „daß die aus dem Kriege zurückkehrende studierende Jugend; siegesfreudig und gestählt durch Zucht und tapfere Mannesthat ein geistiges Element bilden werde, von welchem man sich die erfreulichste Wirkung sittlicher Läuterung und Besserung tief eingewurzelter, seit lange beklagter Schäden unseres Universitätswesens versprechen dürfe.“

Nach der Schlacht bei Wörth, an der die Bayern teilnahmen, wurden gefangene Franzosen und Turkos zu uns in das Lazaret gebracht und neugierig angestaunt. Unermeßlich war der Jubel bei der Nachricht von der Befangennahme Napoleons bei Sedan. Mit Illumination der Stadt und Fackelzug der Studenten wurde im Januar die Kapitulation von Paris und im März der Friedensschluß bei uns gefeiert.

Das Bombardement von Straßburg.

Ich gedenke des besonderen Anteils, den ich, nicht persönlich, aber in meinem Empfinden an der Belagerung und dem Bombardement von Straßburg im August und September 1870 nahm. In der Nacht vom 24./25. August ging die unschätzbare Bibliothek von Straßburg, in der ich wiederholt gearbeitet hatte, in Flammen auf. Sie befand sich in einem abgetheilten Raum der sogenannten Neuen protestantischen Kirche, die einst den Dominikanern gehörte, und vereinigte mit der Stadtbibliothek auch die des protestantischen Seminars von der alten Universität.¹⁾ Das Gebäude der Kirche, ohne Turm, ragte durch sein hohes Dach über alle Nachbarhäuser weit hervor und war daher am allermeisten den feindlichen

¹⁾ Die berühmte Straßburger Universität, an der noch Goethe studierte, nahm in der Revolutionszeit ein Ende.

Geschossen ausgesetzt. In gleichem Falle befand sich das Straßburger Münster. Dieses wurde von den Belagerern mit großer Vorsicht geschont und das Dach nur wenig verletzt. Nicht so die Neue Kirche. Man hat daraus dem kommandierenden General von Werder den bittersten Vorwurf gemacht und die Franzosen und ihnen gleichgesinnte Elsässer haben immer wieder über die Barbarei der Deutschen geschrien. Freilich war es ein verhängnisvoller Irrtum der deutschen Heerführung, wenn sie hoffte, durch Bombardement schneller als durch regelrechte Belagerung zum Ziele zu kommen. Man mußte die Stadt um so mehr schonen, als man sie für Deutschland gewinnen wollte.

Die Belagerung hatte nach der Schlacht bei Wörth (6. August) am 8. begonnen¹⁾. Zu ihrer Verteidigung verfügte der französische Kommandant Urich über 11000 Mann ohne die Nationalgarde und 400 Geschütze auf den Wällen. Er verweigerte die Kapitulation, wie er erklärte, so lange noch ein Mann, ein Zwieback, eine Patrone übrig seien.²⁾ Der preußische General v. Werder kündigte ihm das beabsichtigte Bombardement zwei Tage vorher an.³⁾ So war hinreichende Zeit gegeben, die kostbarste Habe in Sicherheit zu bringen. Auf der Bibliothek konnte man die hinter einer Glashüre aufbewahrten Handschriften und Inkunabeln in einem Tage ausräumen und in den benachbarten Kellerräumen bergen. Das unschätzbare Werk, die Encklopädie (Hortus deliciarum) der Äbtissin Herrad von Landsberg mit prächtigen Zeitbildern in Farben aus dem 12. Jahrhundert, das der Bibliothekar

¹⁾ H. Wagner, Gesch. der Belagerung von Straßburg im J. 1870, Berlin 1878 (nach offiziellen Quellen) S. 131.

²⁾ Ebenda S. 131.

³⁾ S. das Schreiben v. 22. August und die Empfangsbescheinigung Urichs in der Beilage bei Wagner S. 73.

Saum den Fremden zu zeigen pflegte, konnte er eigenhändig hinaustragen. Doch beide Bibliothekare glaubten sich als Beamte, echt französisch, aller persönlichen Verantwortung überhoben, wenn sie sich damit begnügten das zu thun, was ihnen, auf Anfrage, der Maire Humann austrug, Wasserbehälter auf dem Boden des Gebäudes aufzustellen: das sollte gegen Bomben schützen! Er selbst aber, der Maire, hatte sein Mobiliar im Keller des nebenstehenden Gymnasiums untergebracht. Nahe dabei befand sich auch in einem eigenen Gebäude das Stadtarchiv, das der treffliche Bibliothekar Brucker behütete und auf eigene Hand im Kellergewölbe rettete. Dort war noch genug Raum übrig, um auch die Schätze der Bibliothek zu bewahren. War es demnach zu viel gesagt, was ich zur Zeit in der Allgemeinen Zeitung drucken ließ, daß der Verlust des wertvollsten Theils der Stadt- und Seminarbibliothek hauptsächlich der Fahrlässigkeit der Bibliothekare zur Last falle? Als ein günstiges Geschick durfte ich es daher preisen, daß durch meine gleichzeitig erschienene Ausgabe der Straßburger Chroniken und des damit zusammenhängenden urkundlichen Materials wenigstens die historische Ausbeute, die ich aus der untergegangenen Stadtbibliothek schöpfte, für die Wissenschaft erhalten blieb.¹⁾

Ich will nicht unterlassen hier einiges aus Briefen mitzuteilen, die mir von Augenzeugen und Mitleidenden des schrecklichen Ereignisses zugekommen sind. Das Schreiben von Rudolf Reuß, Straßburg, 28. Oktober 1870, giebt ein Stimmungsbild. Maßlose Erbitterung und wütender Haß gegen die deutschen Sieger spricht sich darin aus. Der Schuldige, der kalten Blutes das schändliche Werk der Zerstörung Straßburgs beschlossen und vollzogen, sei der Generalleutnant

¹⁾ Deutsche Städtechroniken Bd. VII 1870 u. Bd. VIII 1871.

Freiherr von Werder gewesen, „der den beneidenswerten Ruhm haben wird, selbst einen Mèlac, gegen den sich die Deutschen mit so tugendhafter und jetzt so gar nicht mehr gerechtfertigter Entrüstung empören, weit zurückgelassen zu haben und als der erste Nordbrenner seines Jahrhunderts in den Büchern der Geschichte verzeichnet zu stehen.“ Der Schreiber des Briefs, wiewohl ein Deutscher von Herkunft, giebt sich als einen leidenschaftlichen französischen Patrioten zu erkennen: „Lieber hätten wir alle den Rest unserer Stadt in Trümmern fallen sehen, wenn uns dadurch die bevorstehende Schmach erspart geblieben wäre, ungefragt und ungehört, unserem Vaterlande (er meint Frankreich) entrißen zu werden.“ Unbegreiflicher Weise scheint General Urich die Ankündigung des Bombardements der Einwohnerschaft verheimlicht zu haben. „Ob selbst der General es bestimmt wußte“, schreibt R. Neuß weiter, „ob Urich oder Werder gelogen, kann ich auch heute noch nicht als unparteiischer Historiker entscheiden“. (Aus der schon angeführten Korrespondenz von Werder und Urich ergibt sich, daß wenn einer gelogen hat, es nur Urich sein könnte.) Ein wertvolles Zugeständnis des Schreibens ist es, wenn er sagt: „Freilich hätten Saum und Neußner (die Bibliothekare) etwas mehr thun können, als sie gethan, aber schuldig sind sie darum doch nicht!“ Und doch rühmt sich R. Neuß: „Ich habe während des Bombardements aus dem schon arg zerschossenen Heißischen Hause die Bibliothek (des Buchdruckers Heiß) in die Keller des Gymnasiums tragen helfen.“ Was er that, konnten das nicht auch die Bibliothekare vor dem Brande thun?

Der deutsch gesinnte Vater, der berühmte Theolog Eduard Neuß dagegen schrieb im Februar 1871, er preise sich glücklich, diese große Zeit erlebt zu haben! So spaltete der nationale Gegensatz selbst die Familien. Ruhig und sachlich und rücksichtsvoll ist das Schreiben meines Freundes Cunitz,

Strasbourg, den 16. Februar 1871. Er schildert die Schrecken des Bombardements in lebhaften düsteren Farben: „Wenigstens das Vorspiel hatten wir bereits mehrere Tage vorher genossen, jedoch erst in den Vorstädten. Wir ahnten nicht, was alles noch kommen sollte. Die erste Nacht des Bombardements war überstanden und mit Verwunderung hatten wir die Geschosse über die Stadt und unsere Häuser dahinbrausen sehen.“ (Unbegreiflich, daß man noch immer unthätig blieb!) Nicht ohne Bangen hielt ein Jeder in dem eigenen Hause Wache. Aber was war die erste im Vergleich mit der unheilvollen zweiten Nacht (vom 24./25. August)! Schon nach 9 Uhr sah ich die düstere Röthe des Himmels, ohne mir genaue Rechenschaft geben zu können, von der Stelle des ausgebrochenen Brandes“. — — Da war seines Bleibens nicht länger im Hause. Er eilt über den Gutenbergplatz, ohne auf eine platzende Granate zu achten, und sieht das in vollen Flammen stehende große Gebäude der ehemaligen Barfüßerkirche auf dem Kleberplatz¹⁾ und weiter durch enge Gassen nach dem Predigerkirchhof.¹⁾ „Und wahrlich, so vieles Andere das ich seitdem zu sehen bekam, nichts ergriff mich so mächtig als das schreckensvolle düstere Bild der brennenden (Neuen protestantischen) Kirche mit den einstürzenden Gewölben, eine einzige ungeheure prasselnde Flammengluth von den hohen offenen Pforten bis in den äußersten Hintergrund des hohen Chores, wo die Bibliothek sich befand. Alle Stockwerke der letzteren waren schon längst eingestürzt. Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte all' das trodene überfirnißte Holzwerk der Repositorien, der Fußböden, der Decken das laufende Feuer verbreitet.“ An Rettung war nun freilich nicht mehr zu denken, doch ist aus dem Vorhergehenden zu ersehen, wie man

¹⁾ S. den Stadtplan in Städtechroniken Bd. VIII, Straßburger Chron. Bd. II.

längst durch die Beschießung der Vorstädte gewarnt war und daß selbst das Bombardement der Stadt in der ersten Nacht sie noch wenig beschädigt hatte.

Sehr beachtenswert ist sodann das besonnene Urtheil des trefflichen Mannes, der ein warmes Herz auch für Deutschland hatte, über das frühere und jetzige Verhältnis des Elsaß zu Frankreich und Deutschland. „Es verknüpfen das Elsaß so viele enge und feste Bande mit Frankreich, es ist so innig und vielseitig mit ihm verwachsen, daß eine Losreißung nicht ohne die gewaltsamsten Zudungen und Blutungen wird erfolgen können. Ein gemeinsames Leben von zwei Jahrhunderten kann nicht ohne die schmerzlichsten Empfindungen unterbrochen und in neue Kanäle abgelenkt werden. Freilich eine eigentliche immer wachsende Einigung und Verschmelzung hat sich erst in den letzten achtzig Jahren vollzogen. Von dieser Zeit her datiert der steigende französische Patriotismus, der den bei weitem größten Teil der elsässischen Bevölkerung erfüllt. Wer aber darf dieses Gefühl, welches notwendig und naturgemäß in unserer ganzen Provinz sich bilden mußte, schelten? Was hat Deutschland seit 1648 bis auf die gegenwärtige Stunde gethan, um irgend ein Bewußtsein, eine Erinnerung der Zusammengehörigkeit mit dem alten Stammvolke zu erhalten und zu nähren? Seit wie lange eigentlich ist dieses Gefühl wahrhaft und in höherem Maße unter den Bestandteilen der deutschen Nation wieder lebendig geworden? Und nun verlangt man, daß die Elsässer plötzlich wieder als Deutsche sich fühlen und in die Mutterarme, die sich unversehens ihm entgegenstrecken, werfen soll! Und was diese endlich seiner sich wieder erinnernde Mutter ihm bietet, wer vermag es zu sagen?“

Auf diese Frage antworten die seitdem verflossenen dreißig Jahre, deren Wohlthaten die französische Verblendung nicht anzuerkennen vermag.

Die Hegelfeier in Berlin 1871.

Im Jahre 1870 sollte der hundertjährige Geburtstag (27. August) meines Vaters gefeiert werden. Freunde und Schüler planten die Aufstellung eines Denkmals an öffentlicher Stätte. Doch wegen der Kriegsläufe wurde die Feier auf das folgende Jahr verschoben. Sie fand am 3. Juni 1871 statt. Die Familie war dazu eingeladen. Die Büste über Lebensgröße von Bläser (nicht glücklich) modelliert und danach in Erz gegossen, war auf dem Bauhofplatz (jetzt Hegelplatz) hinter der Universität errichtet und wurde bei ihrer Enthüllung von dem Komitee dem Magistrat der Stadt übergeben. Der Philosoph Harms hielt die Festrede in der Universität, Michelet, der sich am meisten um die Hegelfeier verdient gemacht hatte, eine andere, nur zu überschwengliche, in der Singakademie. Bei dem Festessen traf ich die Freunde und Anhänger meines Vaters. Doch sollte mir diese Freude, wie es so oft im Leben geht, nicht ungetrübt bleiben. Denn am folgenden Tage wurde ich durch ein Telegramm aus Nürnberg überrascht, daß mein Schwiegervater, der Senior der freiherrlich v. Tucher'schen Familie, einer Herzkrankheit, an der er schon länger litt, plötzlich erlegen sei. Die v. Tucher'sche Familie verdankt seiner Umsicht und seinem glücklichen Unternehmungsgeist ihren erneuerten Wohlstand. Er war von Gesinnung ein Repräsentant des alten Nürnbergischen Patriziats. Daß seine ehrwürdige Vaterstadt einst durch vaterlandslose Sozialdemokraten in Bayern und im deutschen Reiche vertreten werden sollte, hat er glücklicher Weise nicht mehr erlebt.

Totenschau.

Meine Erinnerungen aus den nächstfolgenden dreißig Jahren lassen mich der schmerzlichsten Todesfälle, die mich

betroffen und mein Leben immer mehr vereinsamt haben, gedenken. Nur einige erwähne ich besonders.

Meine innigst geliebte Frau ward mir nach längerem Leiden in der Neujahrnacht 1877/78 entrisen. Wenige Stunden vor ihrem Hinscheiden war eine himmlische Bepflärung über ihr Antlitz ausgegossen:

Ed avea seco umiltà si veraco

Che pareo che dicesse: Io sono in paco.

Ihr geistlicher Freund Professor v. Jezschwiz widmete ihr am Grabe tief empfundene Abschiedsworte. Zwei Söhne, vier Töchter und zwei Schwiegersöhne standen mir zur Seite.

Im letzten Jahrzehnt sind mein einziger Bruder und beständiger Lebensgefährte von Kindheit an, mein trefflicher Schwiegersohn Eugen Lommel, mein treuer Freund und Fachgenosse Wegele, meine Jugendfreundinnen Viktorie Gerwinus und Lina v. Grundherr dahingegangen.¹⁾ Und wie viele andere früher Abgeschiedene habe ich zu betrauern!

Das öffentliche Interesse aber wendet sich den großen Trauerfällen zu, die die allgemeinen Geschichte bestimmen. Mit einem solchen will ich schließen.

Kaiser Wilhelm I.

Ich gedenke des siegreichen Kaisers Wilhelm I und dessen was ich von ihm erlebte.

Auf den Schlachtfeldern Frankreichs wurde nicht bloß der

¹⁾ Immanuel Hegel, Konsistorialpräsident der Provinz Brandenburg in Berlin, 26. November 1891. Professor v. Lommel an der Universität München, 19. Juni 1899. Geheimrat Prof. v. Wegele an der Universität Würzburg, 16. Oktober 1897. Frau Hofrat Viktorie Gerwinus, 2. Juni 1893 in Heidelberg. Frau Kommerzienrat Lina v. Grundherr, 27. Januar 1896 in Nürnberg.

Sieg über den Erbfeind Deutschlands, auch die Wiedererhebung des deutschen Reiches errungen. Nach dem Verlangen der Nation und mit der Zustimmung der Deutschen Fürsten erfolgte am 18. Januar 1871 in Versailles die Proklamation des erblichen Kaisertums im Hause Hohenzollern. Oesterreich stand zu Anfang des Krieges feindlich im Hinterhalt, im Einverständnis mit Napoleon bereit, nach den erwarteten ersten Niederlagen der Deutschen Heere auf Preußen loszuschlagen, um Rache an ihm zu nehmen. Anderes hatte nach dem Friedensschlusse Bismarck mit Oesterreich im Sinne. Um den Frieden Europas zu sichern, wollte er Verständigung und Bündniß mit Oesterreich. Am 6. September 1871 fand eine Zusammenkunft beider Kaiser in Salzburg statt. Ich war mit meiner Frau zufällig dabei anwesend. Als Franz Joseph in die Stadt einfuhr, wurde er nur mit wenigem Zuruf empfangen: man hatte die Niederlagen von 1866 und was darauf folgte noch nicht vergessen. Der Zug, mit dem der Kaiser Wilhelm erwartet wurde, hatte sich um eine halbe Stunde verspätet. Ebenso lange stand Franz Joseph mit seinem militärischen Gefolge in den Farben der Papageien mit weißen Waffentröden, roten Hosen und hellgrünen Federbüschen vor dem Gasthose in einer engen Straße nahe bei der Brücke. Als der deutsche Kaiser ankam, hörte man lauten Zuruf und vollen Jubel bei der Ankunft Bismarcks.

Zum andernmal sah ich den alten Kaiser in Gastein im August 1885. Täglich zwischen 10 und 11 Uhr morgens machte er seinen Spaziergang auf dem Fußwege, von dem aus man das weite Thal überblickt. Freundlich erwiderte er jeden Gruß und sprach den einen und andern Badegast an, unter andern meinen alten Bekannten Advokat Maßmann aus Rostock, der mit ihm gleichalterig war.

Endlich war ich Augenzeuge des tieferschütternden Leichen-

begängnisseß am 16. März 1888. Es war ein trüber Tag bei schneidendem Wind und sechs Grad Kälte. Seit Stunden standen die Menge und das Militär in Erwartung zu beiden Seiten der Linden. Die Häuser waren schwarz behängt; man sah den Weg entlang Trauerfahnen auf hohen Masten und qualmende Pechflammen auf abgestumpften Pyramiden. Vom Dom her bewegte sich der Trauerzug unter Glockengeläute und Kanonendonner. Voran ging die Trauermusik, dann folgten die hohen Würdenträger mit den Reichsinsignien, nach diesen der mit rotem Sammet bekleidete Katafalk, darauf zunächst der künftige Thronfolger Prinz Wilhelm allein — sein Vater Kaiser Friedrich befand sich krank, unfähig ein lautes Wort zu sprechen, in Charlottenburg — nach ihm in einer Reihe neben einander die Könige von Sachsen, Württemberg, Belgien und Rumänien, dann die Großherzoge von Baden und Hessen, der Kronprinz Rudolf von Oesterreich und ein Schwarm von Fürsten. Auf dem Brandenburger Thore, durch das der Trauerzug sich entfernte, sah man in großen Lettern die Inschrift: *Valo senex Imperator!* So nahm die Hauptstadt Abschied von ihrem alten Kaiser! Im Mausoleum zu Charlottenburg ruht er neben den Marmorbildern seiner königlichen Eltern, Friedrich Wilhelms III und der herrlichen Königin Luise.

Anhang.

Druckschriften.

1837. Dissertatio inauguralis de Aristotele et Alexandro magno.
1840. G. W. F. Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, 2. Aufl. besorgt von Karl Hegel. 1840
1841. Recensionen über Gerbinus' Historik und Dönniges, Quellen zur Geschichte Heinrichs VII im Jahrb. für wissenschaftliche Kritik.
1842. Dante über Kirche und Staat. Antrittsprogramm. Rostod.
1846 und 1847. Geschichte der Städteverfassung von Italien. Bd. 1 und 2 nebst Anhang über die französische und deutsche Stadtverfassung.
1848 und 1849. Redaktion der Mecklenburgischen Zeitung. Schwerin.
1852. Zur Geschichte und Beurteilung des deutschen Bauernkriegs in der Kieler Allg. Monatschrift.
1854. Kritische Beiträge zur Geschichte der deutschen Städteverfassung. 1. Über Arnolds Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte. 2. Über den Konsultitel in den deutschen Städten und das älteste Freiburger Stadtrecht.
1856. Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis 1856.
1859 ff. Rezensionen in v. Ehbels historischer Zeitschrift (Über Altsch, Ministerialität und Bürgertum; v. Maurer, Geschichte der deutschen Städteverfassung u. a. m.).
1862—1899. Chroniken der deutschen Städte, herausg. mit Mitarbeitern Bd. I—XXVII
1867. Die Ordnungen der Gerechtigkeit in der florentinischen Republik (Erlanger Universitätsprogramm).
1870. Albert von Straßburg und Mathias von Neuenburg (Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. X).
1870. Die deutsche Sache und die deutschen Hochschulen. Rede beim Antritt des Prorektorats am 4. November.
1875. Die Chronik des Dino Compagni. Versuch einer Rettung.
1877. Verfassungsgeschichte von Köln im Mittelalter.
1878. Über den historischen Wert der älteren Dante-Commentare mit einem Anhang zur Dino-Frage.
" Nachtrag zur Geschichte der Stadtverfassung von Köln (Gaufrische Geschichtsblätter Bd. VII).

Anhang.

Druckschriften.

1837. Dissertatio inauguralis de Aristotele et Alexandro magno.
1840. G. W. F. Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, 2. Aufl. besorgt von Karl Hegel. 1840
1841. Recensionen über Gerbinus' Historik und Dönniges, Quellen zur Geschichte Heinrichs VII im Jahrb. für wissenschaftliche Kritik.
1842. Dante über Kirche und Staat. Antrittsprogramm. Rostod.
1846 und 1847. Geschichte der Städteverfassung von Italien. Bd. 1 und 2 nebst Anhang über die französische und deutsche Stadtverfassung.
1848 und 1849. Redaktion der Mecklenburgischen Zeitung. Schwerin.
1852. Zur Geschichte und Beurteilung des deutschen Bauernkriegs in der Kieler Allg. Monatschrift.
1854. Kritische Beiträge zur Geschichte der deutschen Städteverfassung. 1. Über Arnolds Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte. 2. Über den Konsultitel in den deutschen Städten und das älteste Freiburger Stadtrecht.
1856. Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis 1856.
1859 ff. Rezensionen in v. Ehbels historischer Zeitschrift (Über Altsch, Ministerialität und Bürgertum; v. Maurer, Geschichte der deutschen Städteverfassung u. a. m.).
1862—1899. Chroniken der deutschen Städte, herausg. mit Mitarbeitern Bd. I—XXVII
1867. Die Ordnungen der Gerechtigkeit in der florentinischen Republik (Erlanger Universitätsprogramm).
1870. Albert von Straßburg und Mathias von Neuenburg (Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. X).
1870. Die deutsche Sache und die deutschen Hochschulen. Rede beim Antritt des Prorektorats am 4. November.
1875. Die Chronik des Dino Compagni. Versuch einer Rettung.
1877. Verfassungsgeschichte von Köln im Mittelalter.
1878. Über den historischen Wert der älteren Dante-Commentare mit einem Anhang zur Dino-Frage.
" Nachtrag zur Geschichte der Stadtverfassung von Köln (Gaufrische Geschichtsblätter Bd. VII).

1879. Über die Burggrafen von Mainz (Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. XIX, 3).

1880. Das Privilegium des Erzbischofs Adalbert von Mainz (Forsch. zur D. Geschichte XX, 3).

„ Der Einzug Karls V in Antwerpen. Vortrag (v. Ehbels-Histor. Zeitschr.).

1882. Verfassungs-geschichte der Stadt Mainz im Mittelalter (Städtechron. XVIII, 2).

1885. Mainzer Chroniken-Handschriften (Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde. X 2).

„ „Chronicam Moguntinam“ ed. (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum).

1887. Briefe von und an Segel herausg.

1891. Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter. Bd. I und II.

1892. Lateinische Wörter und Deutsche Begriffe (N. Archiv Bd. XVIII).

1896. Über das Stadtrecht von Freiburg im Breisgau (Ztschr. für Geschichte des Oberrheins).

1896. Über Heinemann, Entstehung der Consulate in den italienischen Republiken (Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft).

1898. Über Entstehung des deutschen Städtewesens.

Personen-Register.

- Abeken, Heinrich 63.
 — Wilhelm 63.
 Adermann, O. H., Rat 113. 144.
 Aegidi 147. 173.
 — und Frau 196.
 Albrecht, Professor 38.
 Alers, Arzt 66.
 Altenstein, Frh. v., Staatsminister,
 26. 31. 106.
 Anschütz, Schauspieler 101.
 Auerwald, v., 133.
 Aussen, Frh. v., 135.
 August, Direktor 107.
 Augustenburg, Prinz Friedrich v. 188.

 Barth, Landtagsabgeordneter 188.
 Barthold, Professor 169.
 Bauermelster, Theolog 111.
 Baum, Theolog 192.
 Baumgarten R., Prof. 166.
 Bayern
 Karoline, Königin 23.
 Kag, Kronprinz 63.
 Kag II, König 51. 177. 185 f. 188.
 Marie, Königin 185.
 Ludwig II, König 193.
 Karl, Prinz 190.

 Becher, Frau Dr. und Tochter Ida
 26. 69. 182.
 Beckh, Gutsbesitzer 134.
 Bederath 133. 156 f.
 Beer, Amalie 13.

 Beer, Heinrich 13.
 — Meher 13.
 — Michael 13.
 — Wilhelm 13.
 Behn, Professor 125.
 Benary, Agathon 107.
 — Ferdinand 21. 46. 51.
 Beseler, Georg 29 f. 33. 37. 110 f.
 113. 130 f. 135. 155. 158. 171 f.
 — Wilhelm, Curator 182. 197 f.
 Bessel, Präsident 130.
 Bethmann-Hollweg v. 115.
 Bismarck-Schönhausen 157. 208 f.
 Blenz 2.
 Bloch, Agent 12.
 Blücher, Fürst 3.
 — v. Chemiker 112.
 Blumenbach 37.
 Böckh, Philolog 16. 24. 30.
 Boisseree, Sulpiz und Melchior 29.
 — Sulpiz und Frau 54 f. 62.
 Bonnell, Direktor 39.
 Both v., Sektionsleiter 110. 112.
 169.
 Böttiger, Historiker 174.
 Boumann 20.
 Bourguignon Mad. de 41.
 Brandis 99.
 Braun, Emil 64.
 Brinz, Jurist 173.
 Brod v., Staatsrat 160.
 Bruder, Archivar 192. 202.
 Brunk, Jurist 166.

Buch v., Gesandter 63.
Buchta, Dr. 141. 145.
Bude, Jurist 166.
Bülow v., Graf 160.
Bursian, Philolog 196.

Cacciotti, Römer 64.
Camphausen, Minister 142.
Capponi, Gino 79.
Chambean, Charles 7. 36.
Chelius, Rektor 27.
Chmel, Historiker 177.
Christiansen, Professor 125.
Cornelius, Historiker 177.
Cosatti und Frau Virginia 78. 85 f.
90.
Cousin, Viktor 13f.
Crellinger (Etich) 11.
Crämer 188.
Crawford, Familie 79.
Cruzer, Prof. 26. 28.
Cuniz, Theolog 192. 194. 203.

Dahlmann 35 und Frau 37f. 130f.
Dänemark

Christian VIII 121. 131. 187.
Christian IX 187f.

Daub 26f.
Daumer 9.
Dellisch, Theolog 113. 166. 173. 192.
Deiningen 25.
Dieringer, Prof. 198.
Dittenberger, Theolog 132.
Dittich, Altmeister 173.
Döderlein 173. 175f. 184f.
Dönniges 108.
— Helene 109.
Dorner, Theolog 125.
Dove, Physiker 24.
Drohsen 125. 156. 177.
Drechsler, Advokat 144.
Dudwich, Senator 158.
Dyhm, Graf 159.

Eggers, Fritz 147f. 150.
Elsner 147.
Esmarch, Jurist 147.
Eversbusch, Ophthalmolog. Vorwort.
Ewald, Orientalist 38.

Feuerbach, Präsident 23.
Fischer, Philosoph 174.
Flemming und Familie 148.
Florencourt v., 150.
Flottwell v., Oberpräsident 130. 133.
— Friederike (Hegel) 130. 164.
Förster, Friedrich und Frau 9. 19.
Karl 24.
Ernst 29.
Frische, F. B., Philolog 112.
Fromm, Vizepräsident 137.
Funte, Prof. 196.

Gabler 31. 36.
Gagern, G. v. 157. 159.
Gallenga 76.
Gallizin, Fürstin 129. 153.
Gans, Eduard 10. 19. 46. 51. 53.
Gaupp, Jurist 130.
Gaye, Dr. 78. 84. 90.
Gengler, Jurist 173.
Gerlach, Anatom 173. 191.
Gerlach, Philolog 182.
Gerwinus 29. 33. 35f. 38. 58. 69.
73. 138.
— Viktorie 33. 49. 56. 62. 67. 75f.
78. 182. 207.
Giesebrecht 177.
Glabach, Architekt 67.
Glaser, Pfarrer 22.
Gneisenau Graf v., Feldmarschall 17.
Gorup-Besanez v. Chemiker 174.
Görig, Frau 181.
Göschel 32.
Goethe, der junge 25.
Grimm, Brüder 37. 130. 135.
— Jakob 38. 130. 177.

Groth, Landsyndikus 148.
Gründler, Jurist 111.
Grüson, Mathematiker 5.
Guplow 17.

Hannover

Ernst August 36. 38.
Hansemann 133.
Hartort 156.
Harms, Prof. 206.
Harnad, Theolog 173. 175.
Hayler, Prof. 180.
Hauzer, Kaspar 22. 91.
Häußer 157 f. 177.
Haym, Kaufmann 104.
Heeren 37.
Heermagen 176.
Hegel, G. W. F. 1. 4—18. 206.
— Marie, geb. v. Tucher 1. 19. 31.
36. 128. 168.
— Susanne, geb. v. Tucher 152 f.
163. 207.
— Immanuel 1. 6. 25. 98. 129.
164. 207.
— Friederike f. Flottwell.
Heiberg und Frau 120. 125.
Heimsoeth, Prof. 198.
Heinstras 5.
Hengstenberg 24.
Henle, Anatom 33. 196.
Henning v., Prof. 19 und Frau 9.
Hergenhahn 156.
Heyder, Prof. 174. 184.
Hirrichs, Prof. 36.
Höfler, Arzt 67.
Hosmann, Theolog 113. 116. 166 f.
173 f. 192.
Hotho 9. 19. 25. 108.
Hoven v., Arzt 21.
Huseland 21.
Humann, Maire 202.
Humboldt, Alexander v. 37 f.

Jahn, Otto 64. 116. 135.

Jahn, Bildhauer 123.
Jaupp, Staatsrat 131.
Jhering 113. 140. 166.
Jonas, Prediger 31.
Josephi, Mediziner 112.

Kämmerer, Jurist 111.
Karsten, Physiker 112. 144. 196.
Käster, Maler 10. 26.
Kerler, Bibliothekar 194.
Kern v. 178.
Kestner, Ministerresident 62.
Kierulff 113. 141. 155.
Kippe, Advokat 145.
Klinge, Konsul 56.
Kliefoth, Kirchenrat 148. 167.
Knal, Pastor 168.
Kölle, Frau (Kadele) 40.
Kottwitz, Baron 32.
Krabbe, Theolog 112. 116.
Kraft, Theolog 197.
Kuhn, Adalbert 107.
Kupsch, Lehrer 3.
Kupman, Kliniker 182.

Lachmann 16. 36.
Lambruschini 64.
Lange, Prof. 39.
Lappenberg 135. 177. 185 f.
Lehmann, Müller 148.
Leist, Jurist 113. 140. 166.
Leo, Heinrich 33. 115.
Leyer 178. 195.
Löher 177.
Löwe, Schauspieler 108.
Löwenich v., Fabrikbesitzer u. Frau 175.
Luthard, Theolog 167.
Luzer, Sängerin 108.
Lützow v., Postkammerer 61.
Lützow v., Minister 138. 145.

Maassen 150 f.
Malowiczka, Prof. 174 f.
Marheineke, Theolog 7. 9. 18 f. 24.

Marquardsen 188.
Martensen, Theolog 119. 125.
Rahmann, Advokat 209.
Medlenburg-Schwertin
Friedrich Franz II, Großherzog
112. 139. 143. 146. 150f. 160f.
191.
Alexandrine 147.
Augusta 168.
Meineke, Direktor 39.
Mejer, D. 166.
Mendelssohn, Joseph 13.
Alexander 13.
Georg Benjamin 13.
Meusebach 11.
Mewissen 156.
Mejer, Guido v. 25.
Mejer-Palchow 149.
Mejer, Rektor 176.
Mezzofanti 69.
Micall 79.
Michaelis, Prof. 125.
Michelet b. 9. 19. 208.
Milber-Hauptmann, Sängerin 11.
Moldenhauer, Bibliothekar 121.
Mühler v., Minister 196f.
Adelheid 198.
Müller, Otfried 37.
Mündler, Th. 24.
Mügele 26. 28. 132.
Malden 28.
Mug 132.
Mügelsbach 173. 175.
Meander 21. 23.
Neapel
Ferdinand II 50.
Neitron 102.
Neumeier, Staatsrat 194.
Nielsen, Prof. 119.
Niethammer, Imm. 1f. 29.
Nishansen, Orientalist 121. 124.

Osterreich

Ferdinand I 42. 44.
Franz Joseph 208.
Rudolf, Kronprinz 209.
Pabsch 100.
Palmié 4.
Papellier, Bürgermeister 194f.
Papencordt 50f. 64. 108.
Papst
Gregor XVI 64. 66.
Paulus, Frau und Tochter 28.
Perz, 131. 177. 185f.
Pessara 92.
Pfass, Konrektor 181.
Pfordten, von der, Minister 188. 194.
Philippi, Theolog 166.
Pirch v., 25.
Platzmann, Consul 134.
Port, Stadtpfarrer 194.
Preußen
Friedrich Wilhelm II 8.
Friedrich Wilhelm III 3. 32.
109. 152. 154.
Friedrich Wilhelm IV 32. 110f.
133. 154f.
Wilhelm, Prinz v. Preußen 154.
König Wilhelm I 180. Kaiser
208f.
Kronprinz Friedrich 196f. Kaiser
209.
Wilhelm (II) 209.
Prosch, Kabinettsrat 148.
Prosch, Regierungsrat 140. 148.
Radowitz v. 156.
Ranke, Leopold v. 36. 111. 131.
177. 185f.
Ranke, Heinrich 22.
Raspe, Jurist 111.
Raumer v., Staatsminister 169f.
Raumer, Friedrich v. 9.
— Karl v. 173.
— Rudolf 174. 191.

Raupach 11.
 Reclam 9f.
 Rettich, Herr und Frau 101.
 Reuß C. Theolog 192. 194. 203.
 Reuß R. 196. 202.
 Reußner, Bibliothekar 203.
 Rehscher, Prof. 131.
 Rießer 158.
 Römer 196.
 Röpell 196f.
 Röper, Botaniker 112j.
 Rösel, Maler 12.
 Rosenhahn v., Generalin 24.
 Rosenfranz 9. 24.
 Rosetti 101.
 Roth, Paul 166.
 Rumann, Stadtdirektor 38.
 Rumohr 11.
 Rümpler, Major 142.
 Rußland
 Alexander, Großfürst 63. 68.
 71.
 Ruß, Chirurg 17.

 Saum, Bibliothekar 201.
 Sannier, Prof. 5.
 — Sohn 7.
 Schäfer, Prof. 175.
 Schaffgotsch, Graf 83.
 Schelling, Philosoph 32. 111. 173.
 Schelling, Jurist 173.
 Scheurl, v. Jurist 173.
 Schleiermacher 11. 24.
 Schlesinger, Maler 10.
 Schlosser, Christoph 30. 34. 132.
 Schmid, S., Theolog 173. 175.
 Schmidt, Adolf 7. 182.
 — Reinhold 108.
 Schmidlehn, Jurist 173.
 Schönbein 182.
 Schröter v., Staatsrat 160. 169.
 Schulz, Arzt und Frau 62. 73.
 Schulze, Johannes 10. 19. 21. 31.
 Schunk und Familie 69. 75f.

Schur, Stallmeister 13.
 Schwanert, Prof. 166.
 Schwarz, Luise v. 40.
 Schwarzenberg, Fürst 159.
 Schweden, Advokat und Familie
 144. 148.
 Seebeck, August 107.
 Senft-Pilsch v., und Familie 128.
 Serre, A. de 91.
 Sid, Majorin 181 (f. Wis).
 Solari 97.
 Sonntag, Henriette 11.
 Sparläse, Fabrikant 13.
 Spiegel, Orientalist 174.
 Spitta, Mediziner 112.
 Spontini 63.
 Stahl, Jurist 157.
 Stälin 177. 181. 185.
 Stanhope, Graf 22.
 Stannius, Physiolog 112 f.
 Staudigl, Sänger 103.
 Staudt v., Mathematiker 174.
 Stener-Wustrow 145.
 Stenzel 135.
 Stieglitz, Heinrich und Charlotte 9.
 31. 96. 100.
 Stilling, Prof. 119.
 Stinzing, Jurist 173.
 Strauß, Komponist 104.
 Streckfuß 107.
 Stempel, Mediziner 112.
 Sybel v., 177. 196 f.

 Thibaut 26 f.
 Thierich, Friedrich 29.
 Thierich, Chirurg 173.
 Thöl 113. 135. 140. 144. 166.
 Thomafius, Theolog 173. 175.
 Thouret 99.
 Tied, Ludwig 24.
 Tischler, Brüder 36.
 Tokana
 Leopold II 85. 87.
 Trendelenburg 39.

Erstgeb. D.-M. Rat 113. 122.

Kuchel, Freiherr v.

Karl v., Senator 1.

Karl Friedrich, Großheim 8.
Enfette geb. u. Haller, Groß-
mutter 8.

Karl, Obm. 8.

Marie 9 f. Hegel.

Friederike 26.

Sigmund u. Frau Marie geb.
v. Grundherr 130. 152. 164. 206.

Sohn Georg 130. 157.

— Gottlieb 163.

Tochter Susanna f. Hegel.

— Marie 164.

Gottlieb, Obm. 22 f.

Karl, Prof. 110. 112. 133. 140. 165.

Krich, General 20 f.

Krichs 50. 64.

Krich, Baron 63.

Krause 24.

Krause, Synkolog 104.

Krause 79.

Krause v., 133. 156 f.

Krause, H., Philolog 162.

Krause 163.

Krause, Harnet 163.

Krause, Philipp 17.

Krause, G. 125. 177. 185 f. 195.

Keber, G. und Frau geb. Weber
132. 182.

Keber, Kaufherr 128.

Keber, Wilhelm Pfarrer 38.

Kegele 177. 180. 207.

Keimel,

Bernhard Bring v. 53.

Keimel, J. 194 f.

Keimel 131 f.

Keimel 146.

Keimel, Philosoph 8.

Keimel 166.

Keimel 116. 126.

Keimel, Pfarrer 109.

Keimel, Geh.-Rat 169.

Keimel, Theolog 111. 114.

Keimel, Reich 138. 146. 148. 165.

Keimel, Philosoph 112 f. 138.
140. 165.

Keimel, Roger 7.

Keimel 196.

Keimel, Kaufmann 152.

Tochter Marianne 40.

Keimel, Apotheker 43.

Keimel, Agathon 37. 41. 113.

Keimel, Prof. 126. 135.

Keller, Rater 10. 23. 108.

Keller, Prof. 53.

Keller 12.

Keller v., Theolog 207.